G. E. Leſſing's

geſammelte Werke.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Fünfter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig.

Verlag von G. J. Göſchen.

1841.

Wbg 60/279

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Aus den Briefen die neueſte Literatur betreffend 1

Sophokles. 1760 169

Wie die Alten den Tod gebildet. 1769 272

Antiquariſche Briefe. 1768. 1769 536

Aus den Briefen,

die

neueſte Literatur betreffend.

MÜNCHEN

Erſter Theil.

1759.

Einleitung.

Der Herr von N** ein verdienter Offizier und zugleich ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht und ſeine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewiſſer militäriſcher Eckel vor politiſchen Neuigkeiten, trieben ihn, bei den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B** und erſuchte ſie, ihm die Lücke, welche der Krieg in ſeine Kenntniß der neueſten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen konnten, ſo trugen ſie es dem Herrn Fll. auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entſtanden, in die Hände gerathen, kann dem Publicum zu wiſſen oder nicht zu wiſſen, ſehr gleichgültig ſeyn. Ich theile ſie ihm mit, weil ich glaube, daß ſie manchem ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile der ſogenannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.

Ihre Anzahl iſt bereits beträchtlich, ob ſie gleich ihren

Anfang nur vor drei oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherſtellung des Herrn von N** fortgeſetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt ſie drucken zu laſſen, wie und wann ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichſten wöchentlich geſchehen könnte; und ich laſſe ihm ſeinen Willen.

D.

I.

Den 4. Jenner 1759.

Erſter Brief.

Etwas werden Sie freilich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwei gefährlichen mühſamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müſſen, ſind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern geweſen. Gegen hundert Namen, — und hundert ſind noch zu wenig — die alle erſt in dieſem Kriege als Namen verdienſtvoller Helden bekannt geworden; gegen tauſend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geſchahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartetſten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur ſehr wenige Werke ſchon bekannter Verfaſſer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieſes von uns Deutſchen vor allen andern. Zwar hat der Krieg ſeine blutigſte Bühne unter uns aufgeſchlagen, und es iſt eine alte Klage, daß das allzunahe Geräuſch der Waffen die Muſen verſcheucht. Verſcheucht es ſie nun aus einem Lande, wo ſie nicht recht viele, recht feurige Freunde

haben, wo ſie ohnedem nicht die beſte Aufnahme erhielten, ſo können ſie auf eine ſehr lange Zeit verſcheucht bleiben. Der Friede wird ohne ſie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholiſchen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieſer finſtern Ausſicht zurück. Man muß einem Soldaten ſein unentbehrliches Geſchäft durch die bejammernswürdigen Folgen deſſelben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem ſüßen Traume unterhalten, daß in unſern geſittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern iſt, der alle übrige Stände ungeſtört läßt, und auf die Wiſſenſchaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erweckt. Lieber will ich für Sie auch die leichteſten Spuren der unter uns noch wandelnden Muſen aufſuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachſpüren, aus welchen ſie, nicht längſt, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben ſcheinen.

Die Umſtände, unter welchen Sie dieſe Arbeit von mir verlangen, machen ſie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich ſtolz zu ſeyn Urſache habe. Kann ſich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerſtreuungen zu lindern, der ſie gern mit Ihnen getheilt hätte? ꝛc.

Zweiter Brief.

Wenigſtens iſt die Gelehrſamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichniſſe ſind nicht viel kleiner geworden, und unſere Ueberſetzer arbeiten noch friſch von der Fauſt weg.

Was haben ſie nicht ſchon alles überſetzt, und was werden

ſie nicht noch überſetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der ſich an einen engliſchen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen. [1]

Und in Proſa hat er ihn überſetzt. Einen Dichter, deſſen großes, ich will nicht ſagen größtes, Verdienſt in dem war, was wir das Mechaniſche in der Poeſie nennen; deſſen ganze Mühe dahin ging, den reichſten, triftigſten Sinn in die wenigſten, wohlklingendſten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen ſolchen Dichter in Proſa zu überſetzen, heißt ihn ärger entſtellen, als man den Euklides entſtellen würde, wenn man ihn in Verſe überſetzte.

Es war auch ein bloßer Buchhändlereinfall, wie der Ueberſetzer ſelbſt geſteht. Und was geht es dieſem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und ſelbſt Geld zu verdienen denkt? Freilich ſollte ſo ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine beſcheidenere Sprache führen, als unſer Ueberſetzer des Pope führt. Er ſollte nicht ſagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verſtehen und mich darauf verlaſſen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, ſo geringe ſie auch ſeyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verſtandene ſo auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören.“

Denn je größer er ſich ſelbſt macht, deſto unbarmherziger wird ihm der Leſer ſein thörichtes Unternehmen aufmutzen, deſto höhniſcher wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der ſeinem Eigenlobe widerſpricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, ſagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er

[1] Herrn Alexander Pope ſämmtliche Werke ꝛc. Erſter Band. Altona bei D. Iverſen. 1758 in 8.

ein gelehrter, und in den Werken der Alten beleſener Mann (a Scholar) ſey, und iſt gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich ſo ein Mann iſt. —. Was meinen Sie wohl, daß aus dieſer feinen Anmerkung unter der Feder des Ueberſetzers geworden iſt? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch *Schüler* überſetzt und ſagt: „[1] In der That iſt es ſehr unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet."

Pope vergleicht den Virgil mit ſeinem Muſter, dem Theokrit. Der Römer, ſagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und iſt ihm in nichts nachzuſetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (Simplicity and propriety of style.) Pope meint, daß der Styl in den Virgiliſchen Eklogen uneigentlicher, verblümter ſey, als in den Theokritiſchen; und der Vorwurf iſt nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Ueberſetzer ausdrückt, iſt er es gänzlich. Er giebt nämlich Propriety durch *Richtigkeit*; und welcher Schriftſteller, ſelbſt keiner von den Alten ausgenommen, iſt dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? [2]

Pope erzählt die Geſchichte ſeiner Autorſchaft. Ich ſchrieb, ſagt er, weil es mich angenehm beſchäftigte; ich verbeſſerte, weil mir das Verbeſſern eben ſo viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir ſchmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beifall einen guten Namen [3] verſchaffte. — Der Ueberſetzer aber läßt ihn ſagen: „daß ich denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünſchte."

[1] That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

[2] Abhandlung von der Schäferpoeſie S. 7. der deutſchen Ueberſetzung.

[3] Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

Virgil, der ſich den Theokrit zum Muſter vorgeſtellt — ſagt Pope und der Ueberſetzer: Virgil der den Theokrit ausſchreibt.

Dieſes ſind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloßen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoeſie, aus den erſten und leichteſten, nämlich proſaiſchen Stücken des erſten Bandes.[1] Urtheilen Sie, wie es tiefer herein ausſehen mag!

Was der Ueberſetzer zur Entſchuldigung ſeiner oft undeutſchen Wortfügungen anführt; wie er ſich in dieſer Entſchuldigung verwirrt und ſich unvermerkt ſelbſt tadelt, iſt auf der ſiebenzehnten Seite des Vorberichts luſtig zu leſen. Er verlangt, daß man, ihn zu verſtehen, die Kunſt zu leſen beſitze. Aber da dieſe Kunſt ſo gemein nicht iſt; ſo hätte er die Kunſt zu ſchreiben verſtehen ſollen. Und wehe der armen Kunſt zu leſen, wenn ihr vornehmſtes Geſchäft ſeyn muß, den Wortverſtand deutlich zu machen! rc.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, deſſen guter Wille uns nun ſchon den zweiten engliſchen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuſchten Leſers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Ueberſetzung der Thomſonſchen

[1] In dem Vorberichte verſpricht man die neun engliſchen Octavbände in ſechs deutſche zu bringen, und in den erſten deutſchen die Hälfte des zweiten engliſchen mit zu faſſen. Am Ende aber hat man ſich anders beſonnen; und die Leſer erhalten nicht einmal den ganzen engliſchen erſten Band in dieſem erſten deutſchen; denn es fehlt ihm noch der Epilogus zu „Rowe's Jane Shore."

Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Geſichte gekommen ſeyn. Nur ein Wort von ſeinen „Fabeln des Gay.“ [1]

Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nämlich nach den Regeln beurtheilt, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des Aeſopus abſtrahirt haben. Bloß ſeine ſtarke Moral, ſeine feine Satyre, ſeine übrigen poetiſchen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftſteller.

Schade um ſo vielmehr, daß ſo manche feine Satyre dem Ueberſetzer unter der Arbeit verflogen iſt! Und es muß eine ſehr eilfertige Arbeit geweſen ſeyn! Sehr oft hat er ſich auch nicht die Zeit genommen, die Worte ſeines Originals recht anzuſehen. Wenn Gay ſagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geizhals verſchloß zitternd ſeinen Kaſten) ſo ſieht er lock'd für look'd an, und überſetzt: der Geizhals blickte zitternd auf ſeinen Kaſten. [2]

Das engliſche Chamäleon rühmt ſich, es habe eines jeden Höflings Leidenſchaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

und das deutſche ſagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenſchaft zu berühren. Dieſes folglich iſt kaum halb ſo geſchickt als jenes. Verſtehen etwa die deutſchen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? [3]

Gay beſchreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, ſagt er, [4] liebt das Befehlen, und die Frau das Widerſprechen. Sich ſklaviſch zu unterwerfen, iſt durchaus nicht ihre

[1] Hamburg und Leipzig bei Grund und Holle 1758 in 8.

[2] VI. Fabel. [3] II. Fabel. [4] XII. Fabel.

Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her ſits.

Der letzte Zug iſt ungemein fein und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigenſinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was ſie haben wollen. — Nun ſehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren Willen haben, oder auch umwechſelnd die Herrſchaft führen." — O dreimal Glücklicher, deſſen Gattin ſich mit dem letztern begnügt!

Die kleinſten Partikeln werden oft unſerm Ueberſetzer zum Anſtoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrießen, daß ich mich mit ſolchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Taglöhner unter uns geht. Ein gewiſſer C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſetzt, [1] und er iſt es, von dem man ſagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Ueberſetzern geſehen hat, unendlich weit zurück läßt. — Doch ich muß den Beweis verſparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig iſt.

II.

Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen, ſich zu üben und ſind klug

[1] Leipzig bei Lankiſchens Erben in groß 8. 1758.

genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt, und die folgenden des Herrn Bergmanns ſind gewiß nicht erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſetzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, gedenkt mit Beifall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtückweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bei frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes [1] mit folgender Ueberſetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der chriſtlichen Kirche gar ſehr, der in ſeiner Kapelle vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu beſchäftigen, wie es bei andächtigen Perſonen gar nichts unerhörtes iſt, und der unter andern beſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen die Gütigkeit Gottes

[1] I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p.* 6.

erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verſchaffte."
— — So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort: Dieſe Leute wollen eben ſo gern berühmt ſeyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, ſo gut ſie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, ſo lange ſie nur bloß zuſammentragen, und weder dabei witzig ſeyn, noch vernünfteln wollen. [1] — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Dieſe Leute erwerben ſich Ruhm ſowohl als ſolche, die höher ſind als ſie, durch diejenigen Mittel, ſo ihnen Gott gegeben hat, denſelben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil ſie beſtändig zuſammen tragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anſpruch machen."

Bolingbroke vergleicht die Syſteme der alten Zeitrechnung und Geſchichte mit bezauberten Schlöſſern. Sie ſcheinen, ſagt er, etwas zu ſeyn und ſind nichts als Phantome; löſe die Bezauberung auf (dissolve the charm) und ſie verſchwinden aus dem Geſicht wie jene. — Hat ihn Bergmann verſtanden? „Alle dieſe Syſteme," läßt er ihn ſagen, „ſind ſo viele bezauberte Schlöſſer; ſie erſcheinen als etwas, und ſind nichts als Erſcheinungen. Ihre Reize fliegen gleich dieſen auseinander und verſchwinden aus unſerem Geſichte." —

O Bergmann iſt ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper laſſen verſchwinden, was bloß da zu ſeyn ſchien. Bergmann macht ſein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, ſind weg! Ohne alle Spur, weg!

[1] These men *court* ſame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it – They deserve encouragement however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, o' preume to reason.

Das allertollſte aber iſt dieſes, daß er — — (wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen), daß er ſeinem Autor „die Krätze giebt, um ihn reiben zu können.“ Das iſt: er verſteht ihn unrecht und ſtraft ihn in gelehrten Anmerkungen wegen einer Ungereimtheit, die er ſelbſt in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in ſeinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geſchichte betrachtet. Er kommt auf die ſogenannte Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher und ſagt: Die helleniſtiſchen Juden erzählten von dieſer Ueberſetzung, um ſie in Anſehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben ſo viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher dieſen Kanon zu Ende brachte. Dieſe heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition und die Tradition ward zur Geſchichte; die Väter unſerer chriſtlichen Kirche ließen es ſich nicht zuwider ſeyn, Gebrauch davon zu machen. Der heilige Hieronymus ꝛc. ꝛc. Dieſe heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke ſo? Was ſonſt, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will ſein elender Ueberſetzer, daß er unter dieſen Romanen die heiligen Bücher ſelbſt, und nicht die jüdiſchen Fabeln von ihrer Erhaltung und ihrer Verdollmetſchung verſtehe. „Hier ſieht man“, ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfaſſers! Er hatte vorher ganz und gar nicht beweiſen können, daß die bibliſchen Bücher nicht ſchon da geweſen wären, oder daß ſie verfälſcht worden, jetzt aber nennt er ſie heilige Romane, ohne uns zu ſagen, wodurch ſie ſich in Romane hätten verwandeln können ꝛc.“

Poſſen! Wir wiſſen es freilich, daß Bolingbroke oft

ziemlich cavalièrement von der Bibel ſpricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verſpare wenigſtens ſein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun ſagen Sie mir, iſt das deutſche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände ſeiner Knaben; ſie ſchreien Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervorkommen und dieſe Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Engliſche nicht wiſſen; er muß gar nichts wiſſen. Wenn Bolingbroke ſagt: die Chronologie iſt eine von den Wiſſenſchaften, welche blos a limine salutandae ſind; ſo macht jener daraus: „welche man ſchon von weiten empfangen muß.“ Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wiſſen, daß das Buch dieſes Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher ſpricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wiſſen, was Herr Bergmann ſtudirte? Ob die Theologie?

Schade, daß ſich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es ſonſt nicht billig, daß man die Handlung, welche dieſe jämmerliche Ueberſetzung drucken laſſen, mit Gewalt anhielte, uns eine beſſere zu liefern, und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte ſich des Schadens wegen an den Ueberſetzer halten können.

Fünfter Brief.

Der Ueberſetzer des Gay hat ſich zu gleicher Zeit auch als Verfaſſer gezeigt, und „Verſuche zu vergnügen", [1] herausgegeben.

Ich denke ſo: mir nützlich zu ſeyn, möchte man ſo oft und viel verſuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Verſuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierſtuben an uns lernen!

Der „Lenz" des Herrn von Palthen ſcheint eine Sammlung von alle dem zu ſeyn, was er bei Ueberſetzung des Thomſonſchen Frühlings ſchlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomſon und Kleiſt und ſelbſt Zachariä verſchmäht haben. Er malt Mücken, [2] und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male! Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt; er ſcheint auch eine eigene Luſt an ſchmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeſchürzte Bauermagd mit blutdurchſtrömten Wangen und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen ſteht, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Bruſt und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie

[1] Erſte Sammlung. Roſtock und Wismar bei Berger und Bödner 1758. groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Ueberſetzung des zweiten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendſchreiben an die Nachwelt von ihm ſelbſt. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

[2] Seite 14.

hält. — Der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch löst, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brod hervorzieht. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten ſaubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für ein Vomitiv!

Hier iſt eine Herzſtärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzſtärkung für mich;“ werden Sie ſagen. „Der Mann will mir das Handwerk legen!“ — Ach nicht doch! Er meint es ſo böſe nicht. Sein Haupteinfall iſt dieſer: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, deſſen Ausſpruch ſich alle europäiſche Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter iſt? Aber als jener alte Offizier ſeinen Vorſchlag zur Verkürzung der Prozeſſe that und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth ſich der Offizier auch? — Doch dieſes bei Seite! Wenn ſich nun unter den europäiſchen Mächten Halsſtarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leiſten ſich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollſtreckende Völker, er hat militäriſche Execution. Hat er die? Nun wohl, ſo hat er Krieg; und Sie ſollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald geſund!

Was ſoll ich Ihnen von ſeinen drei erſten Oden des Horaz ſagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heißer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitala rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigſte. Sie mußten um das Ziel herum! — Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeigt der Herr von Palthen, ich weiß nicht,

welche eingeſchränkte Kenntniſſe! . . Petrarch ſagt von ſich: [1] „Ich habe nie an Schmauſen ein Vergnügen gefunden, ſondern habe bei mäßiger Koſt und gewöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr von Palthen ſetzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius Cälius gezielt, welcher zehn Bücher von der Kochkunſt geſchrieben ꝛc.“ — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſeyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen ſollen, und würde unter drei berühmten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Project des Abts von St. Pierre zu einem beſtändigen Frieden, ſagt der Herr von Palthen, ſey ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es iſt unendlich ſinnreicher als ſeines und läuft auf eine proportionirliche Herabſetzung der Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus.

III.

Den 18. Januar 1759.

Siebenter Brief.

Sie haben Recht; dergleichen ſchlechte Ueberſetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, ſind unter der Kritik. Es iſt aber doch gut, wenn ſich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den ſie ſtiften, iſt unbeſchreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutſch geſchriebenen ausgenommen,

[1] Seite 89.

untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shafteſburys und Bolingbroks bei der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bei einem ſo allgemeinen Schiffbruche der Wiſſenſchaften die deutſche Gelehrſamkeit nur immerhin auch mit verſinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilt! Man verachtet keinen Baum wegen ſeiner unanſehnlichen Blüthe, wenn er wegen ſeiner Frucht zu ſchätzen iſt. Unſere ſchöne Wiſſenſchaften würden zu vergeſſen ſeyn, aber unſere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdann an die Stelle der großen Ausländer und der noch größern Alten treten müßten und könnten! Klopſtock würde Homer; Cramer, Pindar; Utz, Horaz; Gleim, Anakreon; Geſſner, Theokrit; Wieland, Lucrez —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumt! Es finden ſich im Traume Dinge oft wieder zuſammen, die man ſeit vielen Jahren nicht mit einander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längſt gern aus unſerm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfaſſer der „Natur der Dinge" iſt, und aus dem meinigen ſchien es auch wirklich vertilgt zu ſeyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von dieſem Manne, der ohne Widerrede einer der ſchönſten Geiſter unter uns iſt, mehr zu ſagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenſtande nicht zurückkehren. Denn warum ſchriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben, als Herr Wieland. Ich mag es nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in K** B** perſönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wiſſen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftſtellers an? Ich halte nichts davon, aus dieſem die Erläuterungen ſeiner Werke herzuholen. So viel iſt

unwiderſprechlich, daß jenes Lehrgedicht und die „moraliſchen Briefe" uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn dieſe Veränderung durch innere Triebfedern (mich plump auszudrücken), durch den eigenen Mechanismus ſeiner Seele erfolgt iſt, ſo werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Iſt ſie aber durch äußere Umſtände veranlaßt worden, hat er ſich aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine jetzige Denkungsart verſetzen müſſen, ſo bedaure ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele. —

Sie wiſſen es ſchon zum Theil, wie ſchlecht er ſich gegen den Herrn Uz aufgeführt hat. — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der jeder ſeinesgleichen berechtigt iſt, erklärte ſich wider eine gewiſſe Art von Dichtern; Herr Wieland hielt ſich beleidigt, und anſtatt ſeinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftſtellers anzugreifen, fiel er mit ſo frommer Galle, mit einem ſo pietiſtiſchen Stolze auf den moraliſchen Charakter deſſelben, brauchte ſo hämiſche Waffen, verrieth ſo viel Haß, einen ſo verabſcheuungswürdigen Verfolgungsgeiſt [1], daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entſetzen darüber befallen mußte.

Er hatte ſogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug ſeiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieſer fand auch hier Gelegenheit, ſeine edle Mäßigung, ſeine philoſophiſche Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel iſt er allein Urſache, daß Herr Wieland in der Sammlung ſeiner „proſaiſchen Schriften" aus der Zuſchrift der Empfindungen des Chriſten, die härteſte Stelle weggelaſſen hat.

[1] In der letzten ſeiner Sympathien; und hernach in der Zuſchrift ſeiner Empfindungen eines Chriſten, an den Herrn Oberconſiſtorialrath Sack.

Ich ſende Ihnen hier dieſe Sammlung [1], in welcher Sie manchen neuen Aufſatz finden werden. Sie müſſen ſie alle leſen; denn wenn man einen Wieland nicht leſen wollte, weil man dieſes und jenes an ihm auszuſetzen findet, welchen von unſern Schriftſtellern würde man denn leſen wollen?

Achter Brief.

Auch mir ſind unter den Wielandiſchen Schriften die „Empfindungen des Chriſten" das anſtößigſte geweſen.

Empfindungen des Chriſten heißen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kann und haben ſoll. Und von dieſer Art ſind die Wielandiſchen nicht. Es können aufs höchſte Empfindungen eines Chriſten ſeyn; eines Chriſten nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf iſt, und zwar ein witziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimniſſe zu Gegenſtänden des ſchönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerten Geheimniſſe verlieben, ein ſüßer Enthuſiasmus wird ſich ſeiner bemeiſtern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiasmus das wahre Gefühl der Religion ſey.

Iſt er es aber? Und iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der den Erlöſer am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt,

[1] Zürich, bei Orell und Compag. 1758. in drei Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen. II. 1) Empfindungen des Chriſten. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menſchen. 2) Geſicht des Mirza. 3) Zwei Selbſtgeſpräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Academie zu Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute. 5) Geſpräch des Sokrates von der ſcheinbaren und wahren Schönheit.

was er dabei denken ſollte, wenn er ſeine Andacht auf die Flügel der Horaziſchen Ode ſetzt und anhebt: „Wo iſt mein entzückter Geiſt? Welch ein furchtbares Geſicht um mich her! — Schwarze Finſterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt erloſchen, die verlaſſene Natur ſeufzt; ihr Seufzen bebt gleich dem ſchwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesſtille. — Was ſeh ich? Erbleichte Seraphim ſchweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie ſchauen mit gefaltenen Händen wie erſtarrt herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts! Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet.“ — [1]

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Sind Ausſchweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo dieſe ſo geſchäftig iſt, da iſt ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefſinnige Geiſter gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen: ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln, damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich amüſiren können.

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an „Peterſens Stimmen aus Zion“ wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen Peterſen und Wieland würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſeyn. Peterſen war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann, und kein gemeines poetiſches Genie. Seine Uranias iſt voll trefflicher Stellen, und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß

[1] Empfindungen XIV. S. 99.

Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſtgedachten Stimmen ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt Pſalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drei und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie hat ſich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleiſches waffnet ſich gegen die göttliche Einfalt; und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit ſetzt ſich gegen die göttliche Thorheit; ſie meiſtert Gottes Weisheit und verfälſcht ſein großes Wort.

„Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum kommen ſie auch nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.“

Zwei und achtzigſter Pſalm.

„Brüder! Laſſet uns hingehen und unſer Leben laſſen! Die Wahrheit iſt wohl werth, daß wir ſie bis in den Tod bekennen!

„Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte auch ſterben, als ein Verführer. —

„Gott ſey Dank, daß wir nicht leben wie die Uebelthäter! Wir haben zwar unſerm Gott geſündigt aber nicht der Welt.

„Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater züchtigt; es iſt recht, daß er dieſen Leib zerbricht.

„Wir müſſen doch einmal unſere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unſerm Tode preiſen unſern Gott?

„So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Heiligen bei ihm hochgeachtet ſey, und daß er ihm ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe. —

„Brüder! laſſet uns nicht fürchten, wie die Heiden und Sünder

pflegen. Furcht iſt nicht in der Liebe und in dem Glauben zu unſerm Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebt, ſo wollen wir nun auch dem Herrn ſterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer gehen; er wird uns nicht ungetröſtet noch ungeſtärkt laſſen.

„Siehe! Wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er uns! Er führt uns über den Tod! Halleluja!“ —

Was ſagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (ſeine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland iſt reich an Blümchen, an poetiſchem Geſchwätz; Peterſen an ſtarken Gedanken, an großen Geſinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulſt. Beide haben die Sprache der heil. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie Peterſen in ihrer edeln Einfalt gelaſſen, Wieland aber durch affectirte Tiefſinnigkeiten, durch profane Alluſionen verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind Peterſens Stimmen gar bald verachtet und vergeſſen worden. Denn Peterſen war ein Schwärmer!

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands „Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute,“ einige Anmerkungen gemacht, die ich niederſchreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bei ſeinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Dieſe, ſagt er, ſetzten die Erziehung hauptſächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder dieſe noch jene zur

gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Abſicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was ſie καλοκαγαθια nannten, in welchem Worte ſie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freien und edeln Menſchen von einem Sclaven und menſchenähnlichen Thiere unterſcheiden, alle Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, welche den Menſchen erhöhen, verſchönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieſer Abſicht, welche allein der menſchlichen Natur würdig iſt, flößte man der Jugend ſo früh als möglich den Geſchmack am Schönen und Guten, nebſt den beſten moraliſchen und politiſchen Geſinnungen ein; in dieſem Geſichtspuncte ſtudirte man mit ihnen den Homer, und ſchmückte ihr Gedächtniß mit den weiſeſten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philoſophen der älteſten Griechen waren ꝛc. — [1]

Ich will fürs erſte bei einer Kleinigkeit ſtehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer ſagt, das hat ſeine Abſichten und der Leſer ſoll die Anwendung davon ſelbſt machen. Er ſoll bei ſich denken: Da es uns, Gott ſey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unſere Homere in dieſer Abſicht mit der Jugend geleſen?

Aber ehe ich mir ſelbſt dieſe Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beſchwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, ſeine hiſtoriſche Richtigkeit? Iſt es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht ſagen durchgängig, ſondern nur von allen denen unter ihnen verſtanden, welchen das Beiwort καλοκαγαθοι zukam?

[1] Im dritten Theile. S. 101.

Erinnern Sie ſich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzählt.[1] Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in ſeinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief ſich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitle, nur zeitverkürzende und ſchädliche Beſchäftigungen rechnete, auf den Ausſpruch des Heſiodus:

Εργον δ᾽ οὐδεν ὀνειδος, ἀεργειη δε τ᾽ ὀνειδος.

Keine Arbeit, ſondern allein der Müßiggang iſt ſchimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich ſeyn könnten, ſich müßten gefallen laſſen, zu gehorchen, und führte in dieſer Abſicht das Betragen des Ulyſſes an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, ſagt Homer,[2] ſprach Ulyſſes mit freundlichen Worten zu, wo ſich aber ein Geringerer unnütze machte, den ſchlug er mit ſeinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu ſeyn:

Δαιμονὶ, ἀτρεμας ἧσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἵ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ᾽ ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Οὔτε ποτ᾽ ἐν πολεμῳ εναριθμιος οὔτ᾽ ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus dieſen Stellen? Sagten ſie nicht, daß ſie gefährliche Lehren enthielten? Daß Heſiodus alle Beſchäftigungen billige, ſie möchten noch ſo ungerecht und ſchimpflich ſeyn, wenn ſie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger?

[1] Im erſten Buche ſeiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

[2] Im zweiten Buche der Ilias, v. 189 u. f.

Vielleicht die Unwiſſendſten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigſtens war nur deßwegen wider den Sokrates ſo aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, ſeine Lieblinge, nicht genug zu ſchätzen ſchien. Er war alſo einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch ſagen, daß er dieſe Mißdeutungen nicht ſowohl aus Unwiſſenheit, als aus Bosheit gemacht habe, ſo bedenke man wenigſtens, was er dabei für Richter vorausſetzte, und ob dieſe Richter Leute ſeyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moraliſchen Abſichten, geleſen hatte? —

IV.

Den 25. Januar 1759.

Zehnter Brief.

So iſt es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo rar, als die wahren Dichter ſelbſt geweſen. Homer ward eben ſo wenig von allen Griechen verſtanden, als Klopſtock von allen Deutſchen. Ich ſage Klopſtock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, ſo ſetzen Sie Bodmern an ſeine Stelle. —

Jetzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Herrn Wielands fortzufahren. Die wichtigſten werde ich von unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Herrn D. entlehnen. [1] —

Den ſchönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den

[1] Dieß iſt Moſes Mendelsſohn, der ſich in den Literaturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

überhaupt her haben? Er ſagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bei Leſung ihrer Scribenten gemacht.“ — Allein, ich beſorge, ſein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich geſpielt. Wenigſtens beweist die Stelle des Xenophon, auf die er ſich beruft, das gar nicht, was ſie beweiſen ſoll.

Die Philoſophie, ſagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigſte und weſentlichſte Stück der Unterweiſung gehalten. — Ja! aber was für eine Philoſophie? War es wirklich die, „welche uns lehrt, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit ſey? Was die Religion, was die menſchliche Geſellſchaft, was der Staat in dem wir leben, was alle unſere übrigen Verhältniſſe von uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philoſophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;[1] eine Philoſophie, welche Ariſtoteles hernach unter dem Namen der exoteriſchen, von der wahren Philoſophie gänzlich abſonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophiſten.

Mit dieſer moraliſchen und bürgerlichen Philoſophie, fährt Herr W. fort, verband man die ſchönen Künſte, insbeſondere die Beredtſamkeit. — Auch dieſes kann mit der hiſtoriſchen Wahrheit nicht beſtehen. Die Griechen ſtudirten die Philoſophie nur in Abſicht auf die Beredtſamkeit und dieſer einzigen Kunſt waren alle übrigen Wiſſenſchaften untergeordnet. Selbſt Alcibiades, Xenophon ſagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt ſich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunſt zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein ſo großer Meiſter war,

[1] A. Gellius XX 5.

zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede iſt, welche Philoſophen von Profeſſion werden wollten, verſteht ſich von ſelbſt.

Es kann kein Vertrauen gegen den Herrn W. erwecken, wenn man offenbar ſieht, daß er ſeinen Leſern nur Staub in die Augen ſtreuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyſchen Begriff eines Virtuoſen, durch ihr καλος κᾳγαθος ausgedrückt hätten. Ich wäre ſehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieſes καλος κᾳγαθος etwas anders bedeute, als was wir einen hübſchen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι οὖν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων κᾳγαθων πατερων ὑιεες; οἱον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην αγωνιαν; Können hier καλοι κᾳγαθοι Virtuoſen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuoſen ihre Söhne lernen? Leſen und ſchreiben, auf der Zitter ſpielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte ſeyn; Herr Wieland möchte immerhin uns die alte griechiſche Erziehung noch ſo ſehr verſchönern, wenn man nur ſehen könnte, was er ſelbſt in ſeinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die ſchönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geſchöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anſchlag. Nach dieſen hiſtoriſchen Prämiſſen, wie er ſie nennt, ſpeist er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längſt bekannt, und zum Theil recht herzlich ſeicht ſind. Z. E.

Er ſagt: [1] „Es ſoll von einem Kenner der Wiſſenſchaften die Ordnung beſtimmt werden, nach welcher die verſchiedenen

[1] III. Theil, S. 125.

Diſciplinen und Studien, mit der Jugend getrieben werden ſollen; damit das, was ſie zuerſt lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wiſſenſchaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieſer eingebildeten Ordnung eine Grille iſt. Alle Wiſſenſchaften reichen ſich einander Grundſätze dar, und müſſen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik oder die Kunſt zu denken, ſollte man glauben, müſſe billig vor allen andern Wiſſenſchaften vorangehen; allein ſie ſupponirt die Pſychologie; dieſe die Phyſik und Mathematik und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derſelben. Hier, ſagt unſer D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco geleſen? Ob er geſehen, wie ſehr dieſer Weltweiſe eine Wiſſenſchaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menſchlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine beſſere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus beſondern Wiſſenſchaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abſtrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf beſondere Fälle mit Nutzen anwenden lehrt, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöht, den Verſtand aufklärt und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnt? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unſer Freund fort, nicht das Wort ſprechen. So wie ſie in unſern philoſophiſchen Büchern abgehandelt wird, iſt ſie für junge Leute zu hoch. Wenn ſie aber der Lehrer wohl ſtudirt hat und bei dem Vortrage einer beſondern Wiſſenſchaft allezeit ſein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die ſich daraus abſondern laſſen; ſo wird er die Ausſichten ſeiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen,

der in ihrer Seele gleichſam wie unter der Aſche glimmt. Eine jede Wiſſenſchaft in ihrem engen Bezirke eingeſchränkt, kann weder die Seele beſſern, noch den Menſchen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit ſich bei einem jeden Vorfalle ſchnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur dieſe bildet den großen Geiſt, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten.

Eilfter Brief.

Herr Wieland verſpricht uns ſeine beſten und überlegteſten Gedanken von der Unterweiſung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß ſich während der Arbeit beſonnen haben, daß auch ſeine ſchlechtern und übereilten Gedanken für die Deutſchen ſchon gut genug wären. Die patriotiſche Verachtung, die er gegen ſeine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, iſt dieſer, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt; und dieſen hat Herr Wieland am wenigſten zu vermeiden geſucht. Er ſcheint vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der unterſten Klaſſe von jeder Wiſſenſchaft eine hiſtoriſche Kenntniß geben ſolle. [1] — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menſchlichen Erkenntniß in die hiſtoriſche, philoſophiſche und mathematiſche, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthigt ſind. Die erſten beiden müſſen unſtreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folgt. Das große Geheimniß, die menſchliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland

[1] S. 131.

hat es nur dem Namen nach gekannt) — beſteht einzig darin, daß man ſie in ſteter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu ſind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung iſt das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die hiſtoriſche Kenntniß gleich Anfangs bei, ſo ſchläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig geſtillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verſchloſſen. Wir ſind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wiſſen. Hat man uns nun unglücklicher Weiſe gewöhnt, dieſe beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bei jeder Begebenheit auf die Urſache zu denken, jede Urſache gegen die Wirkung abzumeſſen, und aus dem richtigen Verhältniß derſelben auf die Wahrheit zu ſchließen: ſo werden wir ſehr ſpät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten ſelbſt verlieren in unſern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reiferen Jahren von ſelbſt angetrieben werden, die Urſachen der erkannten Wahrheiten zu erforſchen.

Wenn aber unſer Freund, der ſich hier durch mich erklärt, behauptet, man müſſe die hiſtoriſche Erkenntniß nie ohne die philoſophiſche gehen laſſen, ſo redet er von der hiſtoriſchen Kenntniß ſolcher Dinge, die man durch Nachdenken herausgebracht und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wiſſenſchaften demonſtrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypotheſen, die man angenommen, gewiſſe Erſcheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künſtliche Erfahrungen und ſorgfältige Beobachtungen herausgebracht hat. Dieſe hiſtoriſche Kenntniß

der Wiſſenſchaften allein iſt es, die man für ſchädlich halten muß. Die hiſtoriſche Kenntniß der geſchehenen Dinge aber kann durch keine Anſtrengung des Genies herausgebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müſſen hier beſchäftigt ſeyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher iſt es in der Natur der Seele gegründet, daß in Anſehung ſolcher Dinge, die hiſtoriſche Kenntniß den Grund legen muß; und hier iſt ein neuer Fehler, den Herr Wieland begeht. Er ſollte mit der Geſchichte der Natur den Anfang machen, und dieſe allen Vorleſungen in der erſten Klaſſe zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer ſcharfſinnig genug iſt, ſo wird er die Genies der Schüler bei dieſer Gelegenheit leichtlich prüfen und unterſcheiden können, zu welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ein jedes derſelben aufgelegt iſt. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeſchichte mit zu dem Studium der Hiſtorie überhaupt, aus der er drei verſchiedene Disciplinen gemacht wiſſen will.

Doch nicht genug, daß er den Wiſſenſchaften, durch die vorläufige hiſtoriſche Kenntniß derſelben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wiſſenſchaften als Wiſſenſchaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, ſich aller trockenen Abhandlungen, abſtracter Unterſuchungen und ſcharfen Demonſtrationen ſo lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer großen Reife des Verſtandes gelangt ſind. — Aber man folge nur dieſem Rath, man ſey nur ſo ſuperficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieſer großen Reife des Verſtandes nie gelangen werden. — Er ſchlägt dagegen vor, daß ſich die Lehrer die Aeſopiſche und Sokratiſche Methode eigen zu machen trachten

ſollen, weil dieſe „ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen der Wahrheit am leichteſten Zutritt zu unſerer Seele verſchaffe.“ — Was für einen Begriff muß Herr Wieland von der Sokratiſchen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle weſentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte? Seine Definitionen ſind durchgehends richtig; und wenn ſeine Beweiſe nicht immer die ſtrengſte Probe aushalten, ſo ſieht man wenigſtens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläſſigung und Geringſchätzung der trocknen Unterſuchung von Seiten des Philoſophen geweſen. Zu unſern Zeiten kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheint. — Ich will geſchwind ſchließen; Sie möchten mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen.

Zwölfter Brief.

Es iſt wahr, an einer andern Stelle [1] ſcheint Herr Wieland die ſtrengſte Lehrart zu billigen und es zu vergeſſen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie ſich über dieſen Widerſpruch wundern? Es iſt der kleinſte von denen, die ihm entwiſchen. — Ich verſpreche, ihn zu heben (ob ich gleich noch nicht weiß, wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflöſen können.

Die chriſtliche Religion iſt bei dem Herr Wieland immer

[1] S. 43.

das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er ſie in ſeiner Akademie will vorgetragen wiſſen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologen und die ungeſchickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeſchickte Eintheilung! — Das ſchreibt nun Herr Wieland ſo hin! — Und doch iſt dieſe Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es iſt ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, ſie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzuſondern. Durch dieſes erhält jenes nicht den geringſten Vorſchub. Wer ſich aber ſo ausdrücklich als Herr Wieland dawider erklärt, der giebt zu verſtehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wiſſen wolle. Herr Wieland wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern als mit Worten der Schrift reden ſolle.“ — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

Dieſes und ſeine wiederholte Anpreiſung des Shaftesbury, den er in ſeiner Akademie zum klaſſiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn Wieland verwickeln laſſen. Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte; Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange.

V.

Den 1. Februar 1759.

Dreizehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredtſamkeit der Kanzel und bricht in die Frage aus: „Wie lange wollen wir uns von den Franzoſen beſchämen laſſen, welche ihre Boſſuets, Bourdaloues, Maſſillons, Trublets aufweiſen können, da hingegen unſere größten geiſtlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?"

Wenn doch dem Herrn Wieland dieſe einſichtsvolle Frage entwiſcht wäre, als er einem von unſern größten geiſtlichen Rednern ſeine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm ſagt: „Es würde eine ſtrafbare Undankbarkeit ſeyn, wenn ich bei dieſer Gelegenheit verſchweigen wollte, mit wie vieler Rührung und Nutzen ich den vertheidigten Glauben der Chriſten, für mich ſelbſt und mit andern geleſen, und wie lebhaft mich dieſe herzrührenden Selbſtgeſpräche in dem Glauben der chriſtlichen Religion unterhalten haben." — An dieſem Orte, ſage ich, hätte er fortfahren ſollen: Das iſt nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie deßwegen noch lange kein Bourdaloue ſind, noch lange kein Trublet! O der große Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch geſagt hätte, warum denn nun unſere Mosheims und Sacks, unſere Jeruſalems und Cramers gegen jene Franzoſen gar nicht in

Betrachtung kommen? Die Franzoſen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; ſie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der Virtuoſe ſpricht mehr aus ihnen; ſie haben die körperliche Beredtſamkeit bei ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenſchaften, die dem geiſtlichen Redner nothwendig ſind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlaſſe, der mehr als dieſes ſucht, und es ſeinem Amte für unanſtändig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verſtand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunſt des erſtern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk ſeyn müſſe.

Herr Wieland iſt ja ſonſt weit mehr für die Engländer als Franzoſen eingenommen. Wie kommt es denn aber, daß er nur hier dieſe jenen vorzieht? Hier, in der Beredtſamkeit, die man doch nach ſeinen eigenen Grundſätzen, bei den Franzoſen wegen ihrer deſpotiſchen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erſtreckt, am wenigſten ſuchen ſollte? Kommt bei ihm etwa auch ein Tillotſon gegen die Bourdaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demoſtheniſche Reden, nach der ſich unſere geiſtlichen Redner zuerſt gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Iſt ihm nur der der größte Redner, der die Affecten ſeiner Zuhörer am geſchwindeſten erregen kann?

Ich habe nur erſt neulich eine ſehr vortreffliche Stelle über dieſe Materie geleſen. Sie ſteht in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz [1] gekommen iſt, daher man

[1] Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich bei Orell und Compagnie, 1757 in 8.

den Herr Wieland um ſo viel eher darauf verweiſen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theolog ſchreibt an einen jungen Geiſtlichen:

„Ich habe", ſagt er, „denjenigen Theil der Redekunſt betrachtet, welcher mit Regung der Affecten umgeht; und ich weiß, daß dieſe Kunſt bei den Gottesgelehrten ſowohl, als bei den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern in großer Hochachtung iſt, und daß man viel Fleiß darauf wendet."

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthenes und Cicero, beide Demagogi in einer demokratiſch eingerichteten Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander unterſchieden."

„Der erſte, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredtſamkeit in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſah mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deßwegen bei der pathetiſchen Beredtſamkeit, welche die Affecten erregt."

„Allein das Vornehmſte, welches man hierbei beobachten muß, iſt dieſes, daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hatten; denn bald ſuchten ſie die Verurtheilung oder Losſprechung einer angeklagten Perſon, bald wollten ſie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten ſie ſich ein Geſetz einzuführen und dergleichen; und alles dieſes wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affecten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu beſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieſes letzten Schriften machen ſich junge Geiſtliche (ich meine die, welche Autoren leſen) insgemein mehr bekannt, als mit des Demoſthenes ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was

inſonderheit die Redekunſt anlangt. Allein ich kann nicht ſehen, wie die Kunſt, die Affecten zu erregen, von großem Nutzen ſeyn könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die größte Beredtſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſere Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel, daß die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern Morgen erſtreckte."

„Was mich aber inſonderheit veranlaßt, die Art zu predigen, da man nur die Affecten zu rühren ſucht, zu verwerfen, iſt dieſes, weil ich geſehen habe, wie ſchlechten Vortheil dieſelbe geſchafft. Ich kenne einen Herrn, welcher dieſes als eine Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwa ein Punctum exclamationis geſtellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit und einen großen Theil ſchlafend finden werden."

„Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches Mittel nicht allemal anſchlägt, maßen es ſo viel Kunſt und Geſchicklichkeit erfordert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige aus ihm lernt."

„Ich bitte Euch daher gar ſehr, dieſe Kunſt (im Fall Ihr ja unglücklicher Weiſe Euch bereden ſolltet, daß Ihr dieſelbe beſäßet) ſehr ſelten und mit aller möglichen Behutſamkeit zu gebrauchen ꝛc."

Es wohnt mir eine dunkle Erinnerung bei, dieſe Gedanken bereits anderswo geleſen zu haben. Doch dem ſey wie ihm wolle; der Schriftſteller, aus dem ich ſie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es iſt nicht zu läugnen", ſagt er, „daß dieſe Stelle von einer großen Einſicht dieſes Gottesgelehrten in die Wirkung der geiſtlichen Beredtſamkeit auf das menſchliche Gemüth zeugt. Allein iſt wohl

keine Gefahr bei ſeinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunſt würde ſeyn, das Gründliche und das Pathetiſche (wo es die Natur der Sache erlaubt), dergeſtalt mit einander zu verbinden, daß dieſes letztere ſtets ſeinen Grund in der Vorſtellung des erſtern behielte."

Sehr wohl! — Und eben dieſe ſo ſchwere Verbindung des Gründlichen und Pathetiſchen iſt es, die unſern Mosheim nach meinem Bedünken einen ſehr großen Vorzug vor allen franzöſiſchen Predigern giebt. Allein was geht Herrn Wieland das Gründliche an? Er iſt ein erklärter Feind von allem, was einige Anſtrengung des Verſtandes erfordert, und da er alle Wiſſenſchaften in ein artiges Geſchwätz verwandelt wiſſen will, warum nicht auch die Theologie?

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wieland? — Er verlernt ſeine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derſelben und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß ſogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergeſſen haben. Denn alle Augenblicke läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, der ſich kaum beſinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftſteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter Chriſtian Weiſes lieſt. Licenz, viſiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalouſie, Corruption, Dexterität — und noch hundert ſolche Worte, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erwecken auch dem einen Eckel, der nichts weniger als ein Puriſt iſt. Linge, ſagt Herr Wieland ſogar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge et

pour leurs menus plaisirs vom Hauſe gegeben wird, dem Hofmeiſter genaue Rechenſchaft geben ſollen. Sie ſollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Meſſer und Gabel mitbringen. Jeder läßt ſeinen ſilbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Inſtitute zurück. — Es iſt in der That höchſt lächerlich, wenn man den Herrn Wieland ſolche Kleinigkeiten im voraus feſtſtellen ſieht, und ſich erinnert, daß er kurz vorher die allerweſentlichſten Puncte von der Hand gewieſen. Die Ordnung z. E., nach welcher die verſchiedenen Diſciplinen mit der Jugend zu treiben ſind, ſoll ein Kenner der Wiſſenſchaften [1] für ihn beſtimmen, und er kann ſich ſelbſt darüber nicht einlaſſen, weil er keine Inſtruction für die Lehrer ſchreibt. Aber der ſilberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen ſeine Richtigkeit haben, wenn ſich das andere finden ſoll! Genaue Eltern, beſorge ich nur, denen ein ſilberner Löffel keine Kleinigkeit iſt, werden hierbei etwas vermiſſen; Herr Wieland nämlich hat ihnen zu ſagen vergeſſen, was denn nun endlich das Inſtitut mit allen den ſilbernen Löffeln machen ſoll. Und das hätte er ihnen nun freilich wohl ſagen müſſen, und auch gar leicht ſagen können; denn was iſt augenſcheinlicher, als daß eine „Akademie zu Bildung des Verſtandes und Herzens“ ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieſes noch im Vorbeigehen! — Wenn uns Herr Wieland, ſtatt jener franzöſiſchen Wörter, ſo viel gute Wörter aus dem ſchweizeriſchen Dialecte gerettet hätte; er würde Dank verdient haben. Allein es ſcheint nicht, daß er ſich in dieſem Felde mit kritiſchen Augen umgeſehen. Das einzige Wort entſprechen, habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden. Es iſt ſchwer, ſagt er einmal,

[1] S. 128.

die Lehrer zu finden, die ſolchen Abſichten entſprechen (respondent). Dieſes entſprechen iſt jetzt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Friſch führt bereits eine Stelle aus Kaiſersbergers Poſtille an, wo es heißt: „Die Getät und der Nom ſollen einander entſprechen.“

Man muß den neuen ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. Geßner und Zimmermann unter andern ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an, aber doch nicht mehr als man andern den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herrn Wieland iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, wenn nur er ſeine Sprache in der Schweiz ſo vernachläſſigt, daß ihm beſonders gewiſſe eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beifallen. Iſt es z. E. deutſch, wenn er ſagt: Pygmalion ſchnitzte eine Venus aus Marmor?

Die „moraliſchen Beobachtungen und Urtheile,“ aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonderes auszudrücken ſcheinen; dergleichen ſind hüriſch,[1] ringſinnig,[2] abſchätzig,[3] Schick ꝛc.[4]

Und dem ungeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Beitrage einer ganzen muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſeyn. Der herrſchende Ton darin iſt Satyre und Humor. Folgende Beſchreibung[5] eines Huſaren, bei Anlaß des Lobes eines Mädchens, wird Sie beluſtigen:

„Die keuſche Climene flieht vor jungen Männern, wie ein

[1] S. 20. [2] S. 22. [3] S. 144. [4] S. 179. [5] S. 156.

erſchrockenes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Huſaren auf ihn zufliegen ſieht. Welch ein Schauſpiel! An ſeiner Stirne ſteht geſchrieben Mord, und die Blicke ſeiner Augen ſind alle vergiftete Spieße. Er ſchießt dieſelben dicht wie einen Regen von ſich aus und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grauſame behängt die Rüſtung ſeines Pferdes mit ſieben Todtenköpfen; drei ſind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzuſehen das Glück haben, und vier pochen von vorne. Er hat ſich zwiſchen denſelben hingeſetzt, wie Thomas Kulikan auf ſeinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Beſitz genommen hat, alſo hat er ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein Pferd geſchwungen. Wer darf zu ihm ſagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; ſie bluten noch, und mit den koſtbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er ſeinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derſelben gefärbt bleiben, um das Andenken dieſes Zerſtörers zum Abſcheu zu erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaſchen. Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, ſo achtet der Grauſame ſich beſſer gerüſtet, als ein Geſandter, der bei ſeinem öffentlichen Einzuge mit verſchwenderiſcher Pracht auf einmal will ſehen laſſen, wie groß der ſey, der ihn geſendet hat. O, daß Tauſende, ſpricht er, nur Einen Hals hätten! Warum muß ich ſo viel einzelne Köpfe ſpalten, und mein Saber noch hungern, wenn ich ihn durch den dickſten Hals geſchlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Broſamchen ins Maul wirft! Er verſchluckt es, er empfindet nichts dabei, und heiſcht mit gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde die große Schüſſel voll, die auf dem Tiſche ſteht. Kommt, Brüder! ſpricht er, wenn er Menſchenköpfe zu ſpalten ausreitet, laßt uns ſehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnſchädeln; ſein Pferd tränkt er auch damit, und wenn ſein fürchterlicher Schnauzbart davon

geröthet wird, ſo wiſcht er es nicht weg. Im Quartier ſpricht er zum Wirthe: „Gib, was du haſt, und was du nicht haſt, das gib auch, — alsdann ſterbe;“ und zur Wirthin: „Lebe du bis Morgen, und ſpreite jetzt ein Bett an, für mich und dich.“ Wenn ihm ein Prieſter begegnet, ſo flucht er, und denſelben Tag will er nicht ausreiten, denn dieſer Hund (ſagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet.“ — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abſchreiben, weil ſie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden ſie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, ſagt der Verfaſſer, machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Hiſtorie des Fündlings, welcher bloß deßwegen in der Bibel geleſen, damit Tom Jones Schläge kriege!“

VI.

Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erſt geſtern erfahren habe! Auch der Grenadier, unſer preußiſcher Barde, iſt bei Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu ſchützen! — Doch ſind ſeine Wunden ſo gefährlich nicht; ſie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieſer hat bereits, und in einem weit ernſtern Tone, als man von ihm gewohnt iſt, den großen Tag beſungen. Das Gedicht geht nur noch in der Handſchrift hier unter ſeinen Freunden herum, und ich habe ſeiner noch nicht

ſo lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuſchreiben. Wollen Sie ſich aber, bis dieſes geſchehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es iſt überſchrieben:

An die Muſe.

„Was ſieheſt du ſo ſchüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuſe, die den Held
„So tief in ſeine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerſchrocken ging,
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Ihm nachzufolgen, wo er war zu ſeyn,
„Zu forſchen ſeine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche große Schritte that;
„Scheut eine ſolche Muſe Blut zu ſehn?
„Stimm an, verewige den großen Tag,
„An welchem Vater Friederich ſein Volk
„Errettete, durch göttlichen Geſang!
„Nimm die verwaiste Leier von der Wand,
„Und miſche ſtarken Kriegeston darein,
„Und ſinge! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,
„Wenn er ſein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn ſtandeſt du, Berlin, nicht halb verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langſame Sieger, ſah?“

Von dieſem Zeitpuncte hebt ſich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apoſtrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehobenen Belagerung von

Ollmütz, wo der gemeine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimmt, eine beſondere göttliche Vorſehung.

„Du aber, guter alter Marſchall! warſt
„In deinem Troja, Hektor. Friedrich ſelbſt
„Gab deinem Namen Ewigkeit und ſchrieb
„Ein andrer Cäſar, deine Thaten an!
„Doch Er, und Keith und Moritz waren mehr,
„Als Agamemnon, Neſtor und Ulyß;
„Und hätten, ohn' ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch Liſt,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Ablaſſen ſollten.
„Hochgelobet ſey
„Von uns und deinem Friederich, o Gott!
„Daß du auf unſern ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz ſtelleteſt, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann ſich wehrete,
„In ſeine hohen Wäll und Mauern gabſt.
„Denn gabſt du es in unſre Hand, ſo war
„Kein Weg vor uns, als nach dem ſtolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt
„Von unſerm Vaterlande, deſſen Schutz
„Wir ſind, nach dir, erhabner ſtarker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geſchrei
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelaſſen hatten, allzuſpät
„Uns nacherſchollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde da gehört,
„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!“

Hier folgt eine ſehr poetiſche Beſchreibung der Verwüſtungen, die das ruſſiſche Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langſam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika
„Giftvoller großer Schlangen Heere ziehn!
„Da ſteht auf beiden Seiten ihres Zugs
„Erſtorbnes Gras, da ſteht, ſo weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küſtrin ſtand Friedrichs Land
„So da, verwüſtet, öde, traurig todt!“

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In ſeinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen ſchwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und ſtracks
„War ſein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem größern Feind ein wenig Luft und flog
„Mit einem kleinen edeln Heldenheer
„Dahin, wo ſein gequältes banges Volk
„Nach ihm ſich umſah. — —
— — — „Da floh er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Muſen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt ſtill
„Vor einer niedern Hütte, ſaß das Roß,
„Das, einen ſolchen Held zu tragen, ſtolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daſelbſt ein wenig auszuruhen, ab,
„Ging in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Geſalbten eben betete,

„Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
„Nahm einen Waſſertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —“

Küſtrin, deſſen unglückliches Schickſal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth
„Im feurigen Geſicht; gerechter Zorn
„Entſtand aus königlichem Mitleid ſtracks.
„Er wandte ſich zu ſeinen Helden, ſchwur,
„Sein rächend Schwert zu zücken —“

Zugleich nimmt der König von dem Walle der unbezwungnen Feſte das Lager des Feindes in Augenſchein und faßt ſeinen Entſchluß.

„Und Tages drauf mit Sonnen Aufgang ging
„Sein Heldenheer ſtill über deinen Strom,
„Du Oder! Floſſeſt du ſo ſanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trügſt,
„Nicht aufzuhalten jetzt auf ihrer Bahn?
„Sie ſingen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tauſend da
„Beim Anblick unſerer von Todesſchau'r?
„Welch eine tiefe Stille ward? Was war
„Das leiſere Gemurmel unter euch?
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Herr! — — —

„Als du den großen Rächer kommen ſahſt,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug.
„Da ſtandeſt du betäubt, erſtarret, ſtumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angſt
„Fiel, plötzlicher als centnerſchwere Laſt,
„In aller deiner großen Helden Bruſt,
„Und größer ſtets, je mehr er näher kam.
„Zuſammen ſteckend ihre Köpfe, ſtand
„Ihr großer Haufe; Fermor ſchüttelte
„Sein graues Haupt dreimal; ſie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entſchluß
„Ein großes Viereck und der Tod!“

Und nun ſcheint unſern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht geſtritten, aufs neue zu befallen. Er wird ſo ſchrecklich, daß ſeinem Leſer die Haare zu Berge ſtehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle ſo rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die ſchreckliche Blutfahne trugſt und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achteteſt, ſo lange floß
„Für jede Thräne deines Volkes Blut,
„So lange ſchlug das rächeriſche Schwert“ ꝛc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bei Liſſa ſeinen Glanz
„Um den Geſalbten glänzte, war auch jetzt
„Sein Schutzgeiſt. Näher ſah ich ihn, als dort.

„Er trug im ſchönen Engelangeſicht
„Des großen Friedrich Wilhelms Miene ganz.“

Endlich kommt er auf ſeine eigene Verwundung, und dieſe Stelle iſt eine von den allervorzüglichſten. Hier iſt ſie:

„Aus einem Strome ſchwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit ſcheuem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, ſahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erſchlagen mehr, ſtand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen ſcharfen Blick
„Durch wolkengleichen ſchwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Geſalbten, heftete auf ihn,
„Und den Geſandten Gottes, ſeinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken feſt. Und da,
„Da war es, Muſe (denn du wareſt nicht,
„Wo nur erſchlagen, nicht beſieget ward)
„Als mich ein Mörder traf, als faſt zugleich
„Der edle D***, der junge Held
„Und Patriot, hinſank, den ſchönen Tod
„Fürs Vaterland nicht unwillkommen ſtarb!
„Ich aber ihn zu ſterben noch nicht reif,
„Mit dieſer Wunde weggetragen ward.“

Hiermit ſchließt der Dichter:

„Sing' es, o Muſe, ſinge Gottes Zorn
„Und Friedrichs Muth. Indeſſen heilet ſie
„Geſchwinder. Dein Geſang beſänftige
„Den Höllenſchmerz, er mache, daß dein Arm,
„Der hier gebunden müßig liegen muß,
„Bald wieder frei ſey, für das Vaterland
„Zu ſtreiten! — — —
„Soll aber er nicht wieder ſtreiten, ſoll
„Ich nicht den Friedensengel kommen ſehn,

„Nicht im Triumph den unbeſiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden; dann,
„Dann, liebe Muſe, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verſchworen ſind.“

— Ich werde Sie ſelten mit einem beſſern Briefe unterhalten können, als dieſer iſt. Auch iſt das Gute darin nicht meine.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ [1] in die Hände gekommen. Laſſen Sie ſich in Ihrer guten Meinung von dieſem kritiſchen Werke nichts irren. Man hat ihr Parteilichkeit und Tadelſucht vorgeworfen; aber konnten ſich die mittelmäßigen Schriftſteller, welche ſie kritiſirt hatte, anders verantworten? Dieſe Herren, welche ſo gern jedes Gericht der Kritik für eine grauſame Inquiſition ausſchreien, machen ſehr ſeltſame Forderungen. Sie behaupten, der Kunſtrichter müſſe nur die Schönheiten eines Werks aufſuchen und die Fehler deſſelben eher bemänteln, als bloßſtellen. In zwei Fällen bin ich ſelbſt ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunſtrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor ſich hat; die beſten Werke der Alten, zum Exempel. Zweitens, wenn der Kunſtrichter nicht ſowohl gute Schriftſteller, als nur bloß gute Leſer bilden will. Aber in keinem von dieſen Fällen befinden ſich die Verfaſſer der Bibliothek. Die Güte eines

[1] Leipzig bei Dyk, in groß 8. bis zum 2. Stücke des 4. Bandes.

Werks beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; dieſe einzelnen Schönheiten müſſen ein ſchönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann ſie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen leſen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunſtrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abſtehen und das Werk ſo, wie der Philoſoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar ſehe, der Künſtler hat angefangen zu arbeiten, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er machen will, alsdann muß man ſo gutherzig nicht ſeyn, und einer ſchönen Hand wegen ein häßliches Geſicht, oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel überſehen. Und daß dieſes, wie billig, unſere Verfaſſer nur ſehr ſelten gethan haben, darin beſteht ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben ſie es doch gethan, und mir ſind ſie noch lange nicht ſtreng genug.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichſam zur Baſis machen darf, ſo bitte ich mir auch die Freiheit aus, verſchiedenes darin anzeigen zu dürfen, womit ich ſo vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größtentheils da hinauslaufen, daß die Verfaſſer, wie geſagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachſehend geweſen ſind.

Wie wenig, z. E. erinnern ſie bei des Herrn Profeſſor Gottſcheds „nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt;“ [1] und wie manches iſt doch darin, das man ihm nothwendig aufdecken ſollte.

Können Sie ſich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Roſenblüts, die Peter Probſts und Hans Sachſens ſo wohl kennt, nur denjenigen nicht kennt, der doch bis jetzt dem deutſchen Theater die meiſte Ehre gemacht hat, unſern

[1] In dem 1. Stücke des 3. Bandes, S. 85.

Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die „Theatraliſchen Werke" deſſelben an und ſagt: „Hier ſtehen 1) Cannut; 2) der Geheimnißvolle; 3) die Trojanerinnen; 4) des Sophokles Elektra; 5) die ſtumme Schönheit; 6) die lange Weile." Die beiden letztern ſtehen nicht darin, ſondern machen nebſt dem Luſtſpiele „der Triumph der guten Frauen," welches er gar nicht anführt, einen beſondern Band, welchen der Verfaſſer „Beiträge zu dem Däniſchen Theater" benannt hat.

Und wie viel andere Unterlaſſungsſünden hat Herr Gottſched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek ſehr ſtreitig machen, „daß er etwas ſo vollſtändiges geliefert habe, als man ſonſt bei Sammlungen von dieſer Art von der Bemühung eines einzigen Mannes kaum erwarten könne." — Nicht einmal die dramatiſchen Werke ſeines Mylius hat er alle gekannt; denn den „Unerträglichen" vermiſſen wir gar, und von den „Aerzten" muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfaſſer davon geweſen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deßwegen nicht genannt, weil er ſich ſelbſt nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfaſſer der „alten Jungfer?"

Ich kenne ſonſt — und bin gar wohl damit zufrieden — ſehr wenig von unſerm dramatiſchen Wuſte; aber auch das wenige finde ich bei dem patriotiſchen *Κοπροφορῳ* noch lange nicht alle. So fehlen bei dem Jahr 1747 gleich zwei Stücke, der „Eheſtand" und das Luſtſpiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn „Anne Dore, oder die Einquartierung, ein Schäferſpiel in einem Aufzuge?" Dieſes Menſch kennt der Herr Profeſſor doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bei Gelegenheit ſeiner „Schaubühne" erwähnt hat.

VII.

Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand,“ ſagen die Verfaſſer der Bibliothek,[1] „wird läugnen, daß die deutſche Schaubühne einen großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn Profeſſor Gottſched zu danken habe.“

Ich bin dieſer Niemand; ich läugne es geradezu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſah es freilich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſere „Staats- und Helden-Actionen“ waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pöbelwitz. Unſere „Luſtſpiele“ beſtanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen, brauchte man eben nicht der feinſte und größte Geiſt zu ſeyn. Auch war Herr Gottſched nicht der erſte, der es einſah; er war nur der erſte, der ſich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verſtand ein wenig Franzöſiſch und fing an zu überſetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verſtehen konnte, gleichfalls zu überſetzen; er verfertigte, wie ein

[1] Des 3. Bandes 1. Stück, S. 85.

Schweizeriſcher Kunſtrichter ſagt, mit „Kleiſter und Scheere“ ſeinen Cato; er ließ den „Darius“ und die „Auſtern“ die „Eliſe“ und den „Bock im Proceſſe,“ den „Aurelius“ und den „Witzling,“ die „Baniſe“ und den „Hypochondriſten“ ohne Kleiſter und Scheere machen; er legte ſeinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, welches ſelbſt die größte Harlequinade war, die jemals geſpielt worden; kurz, er wollte nicht ſowohl unſer altes Theater verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines Franzöſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholiſche beſſer auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das engliſche Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht, wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den „Addiſon’ſchen Cato“ für das beſte engliſche Trauerſpiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpeare, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletſcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpeare mit einigen

beſcheidenen Veränderungen unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheint, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchreckt.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpeare ein weit größerer tragiſcher Dichter, als Corneille; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung und Shakeſpeare in dem Weſentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Oedipus" des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als „Othello", als „König Lear," als „Hamlet" ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerührt hätte, als die „Zayre" des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire? wie weit iſt ſie unter dem „Mohren von Venedig," deſſen ſchwache Copie ſie iſt, und von welchem der ganze Charakter des „Orosmans" entlehnt worden?

Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das Bekannteſte derſelben zu nennen;

Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpear=ſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland und iſt es zum Theil noch in ſeinen „Doctor Fauſt!“ Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilt, in welchem gewiß ungemein viel großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen; es erſcheinen derſelben ſieben; und nun fängt ſich die „dritte Scene des zweiten Aufzugs“ an.

(ſ. Band I. S. 364.)

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deut=ſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweite Band des „Meſſias“ in der „Bibliothek“ [1] mit vielem Geſchmacke beurtheilt worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieſer Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recenſionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen dieſe.

Der Abhandlung des Herrn Klopſtock „von der Nach=ahmung des griechiſchen Sylbenmaaßes im Deutſchen“ hat der Kunſtrichter zu wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Daß ſie der Verfaſſer ſelbſt ein bloßes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen ſollen. Sie iſt in ihrer Art kein ſchlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Meſſias ſelbſt iſt. Man ſieht nur, daß noch nicht alles geſagt worden; aber was auch geſagt worden, iſt vortrefflich. Nur muß man ſelbſt über die alten Sylbenmaaße nachgedacht haben, wenn man alle die feinen

[1] Erſten Bandes 2. Stück, S. 291.

Anmerkungen verſtehen will, die Herr Klopſtock mehr im Vorbeigehen, als mit Vorſatz zu machen ſcheint. Und ſo geht es, wenn ein Genie von ſeiner Materie voll iſt, und die tiefſten Geheimniſſe derſelben kennt, wenn er davon reden muß, wird er ſelten wiſſen, wo er anfangen ſoll; und wenn er dann anfängt, ſo wird er ſo vieles vorausſetzen, daß ihn gemeine Leſer dunkel, und Leſer von etwas beſſerer Gattung ſuperficiell ſchelten werden. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß auch den Kunſtrichter in der Bibliothek die Gedanken des Herrn Klopſtock nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der proſaiſche Vortrag deſſelben nicht allzu ordentlich und angenehm vorkommt. — Mir gefällt die Proſa unſeres Dichters ungemein wohl; und dieſe Abhandlung insbeſondere iſt ein Muſter, wie man von grammatikaliſchen Kleinigkeiten ohne Pedanterie ſchreiben ſoll.

Sogar hat der Kunſtrichter die allerwichtigſte Erinnerung des Herrn Klopſtock gänzlich überſehen. Sie betrifft das Geheimniß des poetiſchen Perioden; ein Geheimniß, welches uns unter andern den Schlüſſel giebt, warum alle lateiniſche Dichter in Anſehung der Harmonie ſo weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, für ſich betrachtet, eben ſo voll und wohlklingend iſt, als jeder einzelne des Virgil.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopſtock hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopſtock der erſte ſey, der deutſche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottſched hat ſchon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottſched, ſetzen noch Beleſenere hinzu, Heräus. — — Aber auch Heräus iſt nicht der Erſte, ſondern dieſen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutſchen

Ueberſetzer des Rabelais [1] entdeckt zu haben. Es iſt bekannt, wie frei dieſer mit ſeinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeſchaltet hat. Unter ſeine Zuſätze nun gehört auch, am Ende des zweiten Capitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutſchen Hexametern, das, wie es ſcheint, ein ſcherzhaftes Heldengedicht hat werden ſollen. Die Hexameter ſind nach der damaligen Zeit recht ſehr gut, und der Ueberſetzer ſagt, er führe ſie deßwegen hier an: „Dieweil daraus die Künſtlichkeit der Teutſchen Sprach in allerhand Karmina beſcheint; und wie ſie nun nach Anſtellung des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtimmung und ſilbenmäßigen Sechsſchlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein eſſen wollten,) forthin weiche.“ Er fährt in ſeiner poſſirlichen Sprache fort: „Wenn ſie ſchon nicht die Proſodie oder Stimmäßigung alſo Abergläubig, wie bei ihnen halten, ſo iſt es erſt billig, denn wie ſie ihr Sprach nicht von andern haben, alſo wollen ſie auch nit nach andern traben; eine jede Sprach hat ihre ſondere angeartete Tönung, und ſoll auch bleiben bey derſelben Angewöhnung.“ Ich weiß, daß Sie es nicht ungern ſehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang ſelbſt abſchreibe. Er lautet ſo:

Fahr ſittiglich, ſittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich verſicheren die kluge himmliſche Güte,
Daß du nit frefelich ohngefehr fährſt auf hohen Sande,
Und ſchaffeſt ohne Bedacht dem Wiſart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preiſe,
Das jaget ein oftermal zu ſehr in ſpöttliche Weiſe.
Sintemal wir Reimenweiß underſtan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutſche Sprach ſüßiglich wie Griechiſche ſpringe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,

[1] Die Ueberſetzung iſt 1617 gedruckt.

Werd ich benöthiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb ſind ſonderlich aufgebawt die himmliſche Feſte,
Daß allda jederzeit Hülf ſuchen Irrdiſche Gäſte.
O mühſame Muſen, Tugendſame und Mutſame Frawen,
Die täglich ſchawen, daß ſie die Künſtlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr ſchewen zu fördern dieſe,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang ſüſſe,
Wann ihr dieſelbige nach Wunſch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß ſendet,
Durch euere Mächtigkeit, damit ir Gemüter erregen,
Da ſie ergaiſtert nützliches was öffenen mögen,
Zu unſerem jetzigen groſſen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menſchlicher Stärke,
Des ſtreitwaren Hackenback ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

VIII.

Den 22. Februar 1759.

Beſchluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt ſich unſer deutſcher Ueberſetzer des „Rabelais", Huldrich Elloposkleros, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Johann Fiſchart unter dieſem Namen verborgen liegt. *Ελλοψ* heißt ſtumm, und iſt bei den griechiſchen Dichtern das gewöhnliche Beiwort der Fiſche, daher es auch oft für ſich allein einen Fiſch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος [1] folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Loos der Fiſche getroffen, der von

[1] Von dem angeführten *Ελλοψ* nämlich, und *κληρος* das Loos, ſo wie *βαθυκληρος*, *Ναυκληρος*. Noch natürlicher zwar würde man es von *Ελλοψ* und *σκληρος* hart herleiten können, daß es ſo viel hieße, als Fiſchhart, zuſammengezogen Fiſchart.

Fiſchart iſt. Und was kann einander ähnlicher ſeyn, als dieſer deutſche „Rabelais," und der deutſche Bienenkorb des Philipp von Marnix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fiſchart überſetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fiſchart noch eine Zueignung an die deutſche Nation vorhergehen. Sie iſt in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bei welchen letztern dieſes Beſondere iſt, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem andern reimt. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerkſam zu ſeyn.

Dapfere meine Teutſchen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von großer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerſtand:
So wer es euch alleſampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof ſolch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch unterweiſt, frembde Völker allermeiſt,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſerer Künſte,
Allein ſehr ſtolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer ſehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus iſt lange ſo ſinnreich nicht, wenn er zu ſeinem Helden ſagt:

Lehrſt du die Deutſchen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutſchen ihr Reim römiſchen ähnlicher ſeyn.

Verſchiedene Jahre nach Fiſchart hat Alſted in ſeiner „Encyklopädie" wieder ein Muſter von deutſchen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erſte gehalten. Die erſte Ausgabe der „Encyklopädie" iſt von 1620 in Quart, und in dieſer findet es ſich noch nicht, ſondern erſt in der nachherigen vollſtändigern Ausgabe in Folio.

Von Alſteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutſchen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunſt, wo doch Muſter in andern lateiniſchen Sylbenmaaßen, in dem Alcaiſchen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wiſſen, iſt deßwegen gut, um bei gewiſſen Leſern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unſern „Meſſias" zurück. — Der Kunſtrichter tadelt an dem Dichter unter andern,[1] „daß er zuweilen ſeine Wortfügungen dermaßen verwirre, daß ſich die Beziehung der Begriffe auf einander verliere, und ſie dunkel werden müßten." Er führt folgendes Beiſpiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der große, der Sabbat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund iſt gekommen.

und ſetzt hinzu: „Wer dieſe zwei Verſe ungezwungen erklärt,

[1] Des erſten Bandes zweites Stück. S. 328.

erit mihi magnus Apollo, und wenn er eine natürliche Conſtruction darin entdecken kann, Phyllida solus habeto.“ — Mit dem Tadel ſelbſt kann es hier und da ſeine Richtigkeit haben; aber das Beiſpiel iſt unglücklich gewählt. Laſſen Sie mich verſuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Conſtruction iſt dieſe: „Feiert! Der große Sabbat, der Sabbat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde iſt gekommen!“ Und was iſt denn hier unnatürliches? Etwa dieſes, daß das Subject hinter ſeinem Zeitworte ſteht, und das Zeitwort durch das vorgeſetzte Es zum Impersonali geworden zu ſeyn ſcheint? Aber was iſt in unſerer Sprache gewöhnlicher, als dieſes? Hat der Kunſtrichter nie das alte Lied gehört: „Es woll uns Gott gnädig ſeyn?“ Und hat Herr Klopſtock nicht eben ſo wohl ſagen können: „Es flamme Anbetung der große Sabbat des Bundes?“ Die Conſtruction iſt alſo gerettet, und der Kunſtrichter mache ſich immer fertig, mich als ſeinen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweideutig ſeyn? Eloa kommt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel, daß jetzt der Verſöhner zum Tode geführt werde. Dieſe Stunde der Nacht, wie ſie in der folgenden Zeile heißt, nennt Eloa den großen Sabbat des Bundes, und von dieſem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weiſe dieſe Recenſion des Meſſias bei weitem ſo unterrichtend nicht geworden iſt, als ſie wohl hätte werden können. Ihr Verfaſſer hat die Originalausgabe dieſes großen Gedichts nicht gekannt, die nun ſchon vor vier Jahren in der königlichen Druckerei zu Koppenhagen [1] veranſtaltet worden. Sie beſteht

[1] Im Jahr 1755, in groß Quart.

aus zwei prächtigen Bänden; aber die Pracht iſt das geringſte ihrer Vorzüge. Der erſte Band enthält eine Abhandlung von der geiſtlichen Epopee und die erſten fünf Geſänge; der zweite enthält die fünf neuen Geſänge und die ſchon erwähnte Abhandlung von der Nachahmung der griechiſchen Sylbenmaaße. — War dieſe Ausgabe vielleicht zu koſtbar, daß ſich die Liebhaber in Deutſchland mit dem Halliſchen Nachdrucke begnügen laſſen? Oder haben die Herren Buchhändler ſie vorſätzlich unterdrückt? Man ſagt, daß ſie es mit gewiſſen Büchern thun ſollen. — Was läge unterdeſſen daran, wenn nur das Publicum bei dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis jetzt verliert. Man hat nur den zweiten Band nachgedruckt, und den erſten gar keiner Achtung gewürdigt. Gleichwohl enthält er, wie geſagt, eine beſondere neue Abhandlung, und die Geſänge ſelbſt ſind an ungemein vielen Stellen verändert und verbeſſert worden.

Veränderungen und Verbeſſerungen aber, die ein Dichter, wie Klopſtock, in ſeinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, ſondern mit allem Fleiße ſtudirt zu werden. Man ſtudirt in ihnen die feinſten Regeln der Kunſt; denn was die Meiſter der Kunſt zu beobachten für gut befinden, das ſind Regeln.

Sie ſind jetzt nicht in den Umſtänden, daß Sie ſelbſt dieſe Vergleichung der erſten und neuern Lesarten anſtellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit ſehr angenehm beſchäftigen würde. Erlauben Sie mir alſo, Ihnen noch eines und das andere davon zu ſagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beiſpiele des beſtimmtern Sylbenmaaßes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks.

In Anſehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo ſie den Perioden zu ſchwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöſt. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch ſo viele Jahrhunderte, ſeit der Erſchaffung
In der erſten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anſchuf.

Oder wo er ſonſt den Zophiel ſagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern ſo lange gewünſchte Zurückkunft,

heißt es jetzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter ſo lange ſchon harrten.

Und ſo in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden ſeyn werden. — Gewiſſe **Wörter** hat der Dichter zu gemein befunden, und ſie haben ausgeſuchtern weichen müſſen. Wo es vorher hieß:

Wiſche dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wiſchet mit mir, wenn er ſtirbt, das Blut von ſeinem Geſichte

iſt beidemal für **wiſchen**, **trocknen** geſetzt. Das Wort **Behauſung**, welches der Dichter ſonſt ſehr oft brauchte, hat überall ſeinen Abſchied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es ſtehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopſtock wider dieſes alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas dawider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören beſonders nicht wenige beſſer ausgemalte Beſchreibungen; dergleichen dieſe, wo von den Geiſtern der Hölle im zweiten Geſange geſagt wird:

— — — Sie gingen und ſangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unſterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöſe geſpaltner (ſie hatte der Donner geſpalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verſtimmt zu Tönen des Todes,
Sangen ſie ꝛc.

da es vorher bloß geheißen:

Unterm Getöſe vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen ſie.

Von eben der Art ſind auch folgende Zeilen:

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld alſo reden,
Wollt jetzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felſen
Einen gegen ihn ſchleudern; allein die ſchreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Jetzt wollt er auf ihn donnern, allein die ſchreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeſchaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß ſehr ſchön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jeſu beſchließt und ſagt:

Er ſoll ſterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verweſung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausſtreun.
Seht den Entwurf von meiner Entſchließung. So rächet ſich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan ſprach es. Indem ging von dem Verſöhner Entſetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einſamen Gräbern der Gottmenſch.
Mit dem Laute, womit der Läſterer endigte, rauſchte
Vor den Fuß des Meſſias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke ſandt' er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichts verſank die Hölle

Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt ihn der Gottmenſch.
Und ihn ſahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung ſtille ꝛc.

Aber auch die Kunſt auszuſtreichen verſteht Herr Klopſtock, und es ſind manche Zeilen weggefallen, die ſich ſeine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen laſſen, wenn er ſie ihnen nicht ſelbſt genommen hätte. Es ſind meiſtentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben als es z. E. ſeyn ſollte, wenn Adramelech ſagte:

Dann würg' ich nicht die vernünftigen Weſen, wie Satan, nur einzeln;
Nein, zu ganzen Geſchlechtern! Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und jammern,
Wenn ſie ſich winden, und krümmen und jammern, ſo ſollen ſie ſterben.

ſo klein war es in der That, und der Dichter hat ſehr wohl daran gethan, daß er die beiden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen und winden, und ſterben.

Und wären doch alle ſeine Verkürzungen von dieſer Art! Doch ſo muß ich Ihnen leider ſagen, daß dem Herrn Klopſtock, ich weiß nicht welcher Geiſt der Orthodoxie, oft anſtatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns ſo manchen Ort verſtümmelt, deſſen ſich ein jeder poetiſcher Leſer gegen ihn annehmen muß. Was geht es dieſem an, daß einem Schwachgläubigen die wüthenden Entſchließungen des Adramelechs, zu Ende des zweiten Geſanges, anſtößig geweſen ſind oder ſeyn können? Soll er ſich deßwegen die vortreffliche Stelle rauben laſſen, wo dieſer raſende Geiſt auch die Seele des Meſſias zu tödten ſich vornimmt?

Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er ſie ſich zu verherrlichen ſchuf: ſo ſoll er voll Jammer
Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! Drei ſchreckliche Nächte

Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drei ſchreckliche Nächte kein Seraph ſein Angeſicht ſehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinſterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott ſeyn!

Und ſolche Stellen haben mehrere weichen müſſen, die ich mir alle ſorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern iſt der Charakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal ſo unbeſtimmt geworden, als er vorher war. Er war ſchon Anfangs ſehr ſchielend, und nun weiß man vollends nicht, was man daraus machen ſoll. Auch ſogar alle die Wörter, die einen heidniſchen Verſtand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, ſattſam geheiligt hatte, ſind verwieſen worden; was vorher Schickſal hieß, heißt nun Vorſicht, und die Muſe hat ſich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbeſſerung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirkſamſten geweſen, iſt die, welche er mit der Rede des Vaters im erſten Geſange vorgenommen. Es iſt der Anſtändigkeit gemäß, daß ſich Gott ſo kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verſtieß wider dieſe Regel viel zu ſehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da ſagt, geſagt werden; und der Dichter iſt nunmehr alſo auf das Mittel gefallen, ihn ſelbſt nur die erſten Zeilen ſagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Geſichte Gottes leſen zu laſſen. Ich bewundere dieſen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für ſich ſelbſt aber hat er meinen Beifall nicht.

Zweiter Theil.

XV.

Den 12. April 1759.

Zweiunddreißigſter Brief.

Sie erinnern ſich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdiſchen Herkulanum eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis iſt es gelungen, eine von den griechiſchen Handſchriften derſelben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ερωτοπαιγνια des Alciphrons ſeyn müſſen. Der Herr von Q**, der ſich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuſchreiben, und hat es nach Deutſchland geſchickt. Hier iſt es einem von unſern beſten Dichtern in die Hände gefallen, der es ſo vortrefflich gefunden, daß er folgende Ueberſetzung davon gemacht. Es iſt das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überſchrieben:

„Die Grazien.

Als an einem Frühlingsabende ſich die drei Grazien neben einem Walde in acidaliſchen Quellen beluſtigten, verlor ſich plötzlich Aglaja, die ſchönſte der Grazien. Wie erſchraken die Töchter der Anmuth, als ſie Aglajen vermißten! wie liefen ſie durch die Bäume und ſuchten und riefen:

So ängſtlich bebt auf Manethuſer Saiten
Der zärtſte Silberton.
Aglaja! — rief der Silberton.
Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
Umſonſt! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan ſchlich längſt ihr nach! Der Frevler hat ſie ſchon
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll ſie nach langen Ewigkeiten
„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er ſchon!“ —
So klagten ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.

Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und ſchlugen leiſe an die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.

Denn ſtellten ſie ſich gleich, den Räuber auszuſpäh'n,
So zitterten ſie doch vor Furcht, ihn nur zu ſeh'n.

Endlich kamen ſie an ein Roſengebüſche, das meine Chloe verſteckte — und mich. Chloe ſaß vor mir, ich hinter Chloen.

Jetzt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über,
Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
Jetzt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg ſich ab,
Denn jedes nahm und jedes gab.

In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, und ſie lachten laut, da ſie uns küſſen ſahen, und hüpften fröhlich zu uns herbei. Da iſt Aglaja! — riefen ſie. Die Schalkhafte! — Du küſſeſt, da wir unruhig herumirren und dich nicht finden können? — Und jetzt liefen ſie mit meiner Chloe davon.

Was? rief ich, loſe Räuberinnen!
Wie ſollte ſie Aglaja ſeyn?
Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!

Für Grazien iſt das nicht fein!
Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!

Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd alſo zu mir ſprach:

Warum willſt du zu Chloen eilen?
Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
Küß jetzt einmal ſtatt Chloen mich;
Wünſch nicht dein Mädchen zu ereilen:
Ich, eine Göttin liebe dich.

Schüchtern ſah ich die Huldgöttin an.
Auf ihren Wangen ſprach Entzücken,
Und Jugend und Gefühl aus den verſchämten Blicken.

Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreiſter Hand ergriff ich die Huldgöttin, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt Aglaja, ihr Grazien —

O Chloe, meine Luſt, mein Glück!
Gebt meine Chloe mir zurück!
Iſt dieß Aglajens Mund und Blick?
Da! nehmt die Huldgöttin zurück!“

Nun, was ſagen Sie hierzu? O, Sie ſind entzückt. — Welche allerliebſte, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter ſein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner ſeyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus Ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine Ερωτοπαιγνια geſchrieben; was Sie geleſen, iſt nicht aus dem Griechiſchen überſetzt; die „Grazien“ ſind ein urſprüngliches Werk eines Deutſchen. Streichen Sie die **Manethuſer** Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und ſetzen

Cremoneſer Saiten dafür; denn ſo ſagt der Dichter, und ich mußte dieſe geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum ſollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich Ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen geradezu geſchrieben hätte: In Leipzig ſind vor kurzem vier kleine Bogen herausgekommen, unter der Aufſchrift „Tändeleien.“ — — „Tändeleien?“ würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutſchen doch das ſo gern, wozu wir am wenigſten aufgelegt ſind? — Vergebens hätte ich hinzugeſetzt: aber es ſind artige Tändeleien; ſie werden den Verfaſſer auf einem ganz eigenen Pfade finden; ſie ſind eines Greſſet würdig! Sie hätten mir aufs höchſte geglaubt, und — es dabei bewenden laſſen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabei bewenden zu laſſen. Denn ich muß Ihnen nur ſagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nämlichen Geſchmacke und faſt von gleichem Werthe iſt. Sie werden ſie ganz leſen; laſſen Sie doch ſehen, ob unſere Urtheile zuſammentreffen. — Nach den obigen Grazien hat „Amors Triumph“ und „der Geſchmack eines Kuſſes“ meinen vorzüglichen Beifall. Nächſt dieſen haben mich die „Kriegsliſt des Amor,“ „an den Maler,“ „die Ode,“ und „Bacchus und Amor“ am meiſten vergnügt. Die „Kennzeichen der Untreue“ wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz iſt zu bürgerlich. In dem Stücke „an Chloen“ iſt mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu ſeiner untreuen Nymphe ſagt:

Geh hin, und ſey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

ſo ſtraft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem „verliebten Wunſche“ iſt mir die Vermiſchung der alten

Mythologie und des Geiſterſyſtems nach dem Gabalis anſtößig. Dieſe und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfaſſers Stelle geweſen wäre, zurückbehalten, und die einzelnen Schönheiten derſelben zu beſſern Ganzen verſpart. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten „Kennzeichen der Untreue“ heilig aufbewahrt haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn ſo wie dieſes Stück jetzt iſt, kommt es mir nicht anders vor, als eine antike verſtümmelte Bildſäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
Um in frohem Wechſelſtreit
Sich den Preis der Schnelligkeit
Vor den Thierchen zu erringen:
Doch er fällt aus Müdigkeit
Schnell in einen Bach und ſchreit.

Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn ſanft aus dem Waſſer heraus, und trocknete ſeine naſſen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Buſen. Nun dankte mir Amor freundlich und ſprach: Lieber Jüngling, du haſt den Amor gerettet: womit ſoll ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bitteſt du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuſchränken? — Da ſchlug ich die Augen nieder und ſeufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigſtens zum Theil erfüllen.“ —

So weit geht alles gut! Wie geſagt, ein ſchöner antiker Rumpf; aber nun — welch ein gothiſcher Kopf iſt darauf geflickt!

— „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, ſoll ſchnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervorkeimen, zum Merkmal, daß ſie dir untreu iſt. — So ſagte Amor. —

Nun, Chloe, wirſt du dich wohl ſcheu'n. —
Ich würde den Verrath auf deiner Lippe ſehen. —
Manch holdes Mädchen ſchon ſeh ich mit Bärten gehen:
Sie müſſen wohl nicht treu geweſen ſeyn."

Ach nicht doch! Sie müſſen keinen Bart haben, die holden Mädchen, ſie mögen uns treu ſeyn oder nicht!

XVI.

Den 19. April 1759.

Dreiunddreißigſter Brief.

Ja wohl iſt der Verfaſſer der „Tändeleien," wenn dieſe ſein erſter Verſuch ſind, ein Genie, das ſehr viel verſpricht! Aber auch darin haben Sie Recht: Das „Lied eines Mohren" hätte ihm nicht entwiſchen ſollen. Es iſt nicht allein das ſchlechteſte Stück in ſeiner Sammlung; es iſt an und für ſich ſelbſt ſchlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr iſt faſt nirgends als in der Ueberſchrift zu finden. Aendern Sie das einzige ſchwarze Mädchen und die Cederwälder, ſo kann es ein Kalmucke eben ſo wohl ſingen, als ein Mohr.

Wie weit iſt er hier unter ſeinem Muſter geblieben! Denn wer ſieht nicht ſogleich, daß ſein Mohrenliedchen eine Nachahmung des vortrefflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfaſſers des Frühlings ſeyn ſoll? In dieſem ſcheint überall die Scene durch, wo es geſungen wird, und überall der, der es ſingt.

— — In den zerſtörten Haaren
Hängt mir ſchon Eis.
— —

So will ich bald an Grönlands weiſsen Küſten
Nach Zama ſchrei'n.

— —

Die lange Nacht kommt ſchon ꝛc.

Und wie ungekünſtelt, wie wahr iſt alles, was der Lappländer ſpricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Sense plaudert. Zum Exempel:

Ich will an ihre Bruſt mich legen,
Das kleinſte Röcheln ſpähn, und horchen, wie ſie ſchlägt;
Dann ſoll mein Herz mit ſeinen ſtärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der ſich in ihrem Buſen regt.

Die ſtärkern Schläge ſeines Herzens ſollen den Aufruhr bändigen, der ſich in dem Buſen ſeines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit dieſem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdann habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländiſches Lied, welches der Herr von Kleiſt bei dem ſeinigen vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Sie können es bei dem Scheffer in dem 25ſten Hauptſtücke ſeiner Lapponia finden. Schade, daſs ich das Buch nicht gleich bei der Hand habe! Sie ſollten mit Vergnügen ſehen, daſs die Nachahmungen eines ſolchen Meiſters Verbeſſerungen ſind.

Sie würden auch daraus lernen, daſs unter jedem Himmelsſtriche Dichter geboren werden, und daſs lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in „Ruhigs Littauiſchem Wörterbuche" blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauiſche „Dainos" oder

Liederchen, nämlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Littauiſchen Wörterbuche nichts zu ſuchen: ich will Ihnen die zwei artigſten alſo nach Ruhigs Ueberſetzung, daraus abſchreiben:

Erſte Daina.

Abſchied einer heirathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgeſagt meinem Mütterlein, ſchon vor der Hälfte des Sommerleins.“

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und Weberin.“

3.

„Ich habe g'nug geſponnen das weiße Flächslein; g'nug gewirket feine Leinwandlein.“

4.

„Ich habe g'nug zerſchauert die weißen Tiſchlein; ich habe g'nug gefeget die grünen Gehöftlein.“

5.

„Ich habe g'nug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein.“

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirſt nicht lange grünen auf meinem Hauptelein.“

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr funkeln im Sonnenſchein.“

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirſt nicht mehr herumflattern vom Wehen des Windes.“

9.

„Ich werde beſuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, ſondern gehaubet.“

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirſt noch ſchallen vom Winde geblaſen.“

11.

„Mein ausgenähtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch ſchimmern bei der heißen Sonnen.“

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.“

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kaſten liegen und roſten!“

Zweite Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und unter den Glasfenſterlein ſaß das Mütterlein.“

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo biſt du herumgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?“

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Waſſerlein, und da hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.“

4.

„Das iſt nicht wahr, Töchterlein, das ſind keine wahren Wörtelein! Gewiß, du haſt dein Knechtlein über Feld begleitet.“

5.

„Ja, das iſt wahr, Mütterlein, das ſind wahre Wörtelein: Ich hab’ mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.“

Die häufigen Diminutiva und die vielen Selbſtlauter, mit den Buchſtaben l, r und t untermengt, ſagt Ruhig, machen die Sprache in dieſen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entſchuldigt ſich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bei mir hätte er ſich entſchuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

XVII.

Den 26. April 1759.

Sechsunddreißigſter Brief.

Bald werden wir einen von unſern beſten alten Dichtern wieder unter uns aufleben ſehen. Zwei hieſige Gelehrte arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht ſeyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieſer Zeitverwandte und Landsmann des großen Opitz iſt, wie es ſcheint, nie nach Verdienſt geſchätzt worden, und noch ein halbes Jahrhundert hin, ſo wäre es vielleicht ganz um ihn geſchehen geweſen. Kaum, daß unſere neuen Kunſtrichter und Lehrer der Poeſie ſeinen Namen noch anführen; weiter führen ſie auch nichts von ihm an. Wie viel vortreffliche Beiſpiele aber hätten ſie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden ſie es wohl unterlaſſen haben, wenn

ſie dergleichen bei ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn alſo nie geleſen; ſie wußten nicht, was an ihm war; und es wird ſie ohne Zweifel befremden, wenn ſie nun bald einen von unſern größten Dichtern in ihm werden erkennen müſſen.

Es iſt nur zu bedauern, daß ſich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinſte Dichtungsart eingeſchränkt hat! Denn er iſt wenig mehr als Epigrammatiſt. Doch in Anſehung der Menge von Sinngedichten der erſte unter allen, und einer von den erſten in Anſehung der Güte derſelben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur 3000 drucken laſſen, und mehr als ein halbes Tauſend zugegeben. Nun ſetzen Sie — und für dieſe Berechnung kann ich allenfalls ſtehen, — daß ein Neuntheil davon vortrefflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich iſt; und ſagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigſtens der „Unerſchöpfliche“ genannt zu werden verdient?

Aber wie vortrefflich, werden Sie fragen, ſind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wiſſen, wenn ich allenfalls nicht die beſten Exempel wählen ſollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges. Was Wunder alſo, wenn ein großer Theil ſeiner Sinngedichte den Krieg, und die ſchrecklichen Folgen deſſelben zum Inhalte hat? Hier ſchrieb der Dichter aus der Fülle ſeines Herzens, und es gelang ihm immer vortrefflich. Sehen Sie nur!

1) Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advocaten,
Der ihm ausführt ſeine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bei ihm bekommen;

Keinem hat er was geſtohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geſchlagen,
Der ſich ließ bei Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Iſt gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Menſch und Vieh vernichten
Heißt des Herren Dienſt verrichten;
Huren, ſaufen, ſpielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfriſchung ſuchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh' erſparen.

Des Krieges Raubſucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat ſie ihn blank und bloß am beſten können zwingen.
Denn wär' ſie, wie ſie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt' er ſie dürfen mehr berauben, als belieben.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwei ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur ſtehet, nieder.
Jener führet dieſen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen
Jener ſchon genug gethan,
Lernt man dieſen erſt recht kennen;

Denn er iſt ſo raſend kühn,
So ergrimmt und ſo vermeſſen,
Daß er, wenn ſonſt alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu freſſen.

4) Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil ſie ſteht, geſehen!
O That, die, weil die Welt wird ſteh'n, nie wird geſchehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig ſchreibt,
Und, wie ſie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnſten Helden,
Was ihre Fauſt gethan, ſich ſchämen zu vermelden!
Vor der Achilles ſtarrt, vor der auch Hektor ſtutzt,
Und Herkules nicht mehr auf ſeine Keule trutzt!
Hört! ſeht! und ſteigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüſtes Gärtnerhaus
Und ſchmeißen Ofen ein, und ſchlagen Fenſter aus.

5) Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngſt ein Freund vom Helikon zu wiſſen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden ſchließen,
Wenn Mars hinfort nicht mehr bei ſeinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmliſch iſt, will fragen:
Will Jupiter dahin ſich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebſt der Welt, die Hölle zu gewähren.

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unſoldatiſchen Dichter, wenn er etwa die ſchlimme Seite des Krieges und der Krieger allzuſehr übertrieben hätte. Seine

Uebertreibungen ſind ja ſo witzig! — Aber ſo witzig Logau iſt, ſo zärtlich, ſo fein, ſo naiv, ſo galant kann er auch ſeyn!

Frage.

Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Ueber das Fieber einer fürſtlichen Perſon.

Unſre Fürſtin lieget krank. Venus hat ihr dieß beſtellt,
Die, ſo lange jene blaß, ſich für ſchön nun wieder hält.

Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſteh! Erbarme dich dieſes bittern Falles!
Außer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

Und was kann anakreontiſcher ſeyn, als folgende allerliebſte Tändeleien?

Von einer Biene.

Phyllis ſchlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn ſie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ei wie recht! Du fauler Mann,
Sollteſt thun, was ſie gethan.

Von einer Fliege.

Eine Fliege war ſo kühn,
Setzte ſich vermeſſen hin
Auf des ſüßen Mündleins Roth;
Chloris ſchlug, und ſchlug ſie todt.
Florus ſprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich:
Dieſer Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als ſchadte mir.

Noch ſind ein großer Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moraliſche Sprüche, aber mit einer meiſterhaften Kürze, und ſelten ohne eine ſinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr' und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr' und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb', oder ſelbſt ein ſolcher Mann,
Oder beides auch zugleich iſt, wer Reichthum ſammeln kann.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, ſieht man eher Blut als Wunde:
Ungunſt merkt man bald bei Hof, aber nicht aus was für Grunde.

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieſes Dichters mehr ſagen, ſobald ſie wird zu haben ſeyn.

XIX.

Den 10. Mai 1759.

Neununddreißigſter Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Baſel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden iſt. Der Titel heißt: „Vier auserleſene Meiſterſtücke ſo vieler engliſchen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meſſias, Youngs jüngſter Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beigefügt ſind, Popens Verſuch von dem Menſchen, und deſſelben Hirtengedichte. Alles, ſeiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Urſprache in deutſchen hexametriſchen Verſen überſetzt.“

Priors Salomon iſt von dieſen Meiſterſtücken das einzige, welches hier zum erſtenmale in unſerer Sprache erſcheint; die übrigen alle haben wir ſchon längſt verſchiedentlich überſetzt leſen können. Zwar nur in Proſa; aber ſind ſchweizeriſche Hexameter nicht auch Proſa.

Prior iſt einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er ſelbſt keine geringe Rolle bei ſeinem Leben ſpielte, ob ihn gleich ſeine Geburt zu den niedrigſten Geſchäften verdammt zu haben ſchien. Kein engliſcher Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unſer Hagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmt; und ihn hätte ich wohl das „Nußbraune Mädchen“ mögen nacherzählen hören.

Aber eben dieſer luſtige, verliebte Prior iſt auch der

Verfaſſer eines ſehr ernſthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefſinnigen Anmerkungen über der Menſchen Thun und Laſſen, und die vortrefflichen Lebensregeln, die man in den „Sprüchen,“ in dem „Prediger“ und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeſchrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darin zu finden, als jemals die griechiſche, lateiniſche, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu ſammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweiſen dienen, den ſich der „Prediger“ gleich Anfangs zum Grunde legt: Es iſt alles ganz eitel!

Und hieraus entſtand ſein „Salomon;“ ein Gedicht, in welchem der Held deſſelben beſtändig das Wort führt. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drei Theile ab, woraus der Dichter ſo viel Bücher machte. In dem erſten wird die Eitelkeit unſerer Erkenntniß, in dem zweiten die Eitelkeit der Wollüſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Größe gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieſes Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden geleſen haben, aber auch wohl ſchwerlich mehr als einmal. Prior iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomon iſt nicht der ſpruchreiche Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt; er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt; ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche. —

Doch Sie werden nicht ſowohl mein Urtheil über das Original, als über die Ueberſetzung zu wiſſen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Ueberſetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob laſſen, daß ſie treuer und richtiger ſind als andere. Sie ſind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bei dem allen ſind ſie unangenehm zu leſen, weil ſelten eine Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die ſie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieſes Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe ſehen; es iſt der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menſchen, in geziemender Andacht,
Hört, was der Prediger ſpricht, und glaubet euerem Freunde,
Den die ernſthafte Muſe mit den Gedanken begeiſtert,
Alles ſey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieſer Pilgrimſchaft von ſiebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felſen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, ſonſt von nichts wiſſen,
Als von Thorheit, Leidenſchaft, Arbeit, Unruh und Sorgen;
Daß uns erſt bei dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich ſeyn wird, von welcher ich nunmehr tiefſinnig ſinge:
Wir geh'n nach falſchen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den ſehen, der dieſe Periode gehörig conſtruiren und interpunctiren kann. Wo kommt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden ſollte, hätte es in der dritten Zeile heißen müſſen: daß alles eitel ſey; und alsdann würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter ſelbſt anbelangt, ſo können leicht keine nachläſſigern in der Welt ſeyn. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einzigesmal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ungefähr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweiten Buche, zum Exempel anführen. Ich wähle dieſe Stelle, um Sie zugleich an eine von den maleriſcheſten Phantaſien wieder zu erinnern, die ich jemals bei einem Dichter geleſen habe. Die ſchöne Sklavin weigert ſich die Liebe des Salomo anzunehmen, und ſagt unter andern:

Dieſe Künſte ſelbſt werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin ſeit langem eines andern Liebe beſtimmet.
Jenſeit den grauſamen Gränzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſchworen.
Unſere beiderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchalen,
Fanden ſie gültig, ſchlugen freudig die Flügel, und ſchrieben,
Was wir fei'rlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweite Vers hat den gefälligen Abſchnitt, den Virgil unter neun Verſen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | ſeit lan | gem

Und dergleichen grobe Verſtoßungen wider die Quantität ſind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäſſrig, matt, weitſchweifig überhaupt

die Sprache dieſes Hexametriſten iſt. Ich will die vortreffliche proſaiſche Ueberſetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas [1] gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bei der erſten der beſten Seite ſtehen, ſo wie das Buch auffallen will. — Es iſt die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausſpruch des Delphiſchen Phöbus der Verſammlung eröffnet hatte, daß die Perſer ſiegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abſtamme, Lacedämon durch ſeinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieſes Erſtaunen auf jedem Geſichte, ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des Todes dieſe Furcht und Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch die ſteilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menſchlichen Füßen nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unſere Reiſe unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er ſeine finſterſten Runzeln und Schrecken an, um die Feſtigkeit einer Seele zu erſchüttern, welche weiß, daß ein Leben, dem die Tugend mangelt, Mühſeligkeit und Elend iſt; daß ſelbſt die Tugend trauert, wenn ihr die Freiheit mangelt, und nach der Glückſeligkeit vergebens herumſieht. Sprich alſo, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schickſal an. Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen, aber mit gleichem Glanze zu ſterben, das iſt ein Glück, welches der Himmel von allen den beſten Gütern des Geſchicks ausliest, und mit ſparender Hand nur wenigen ſchenkt.“

Das war Proſa, und nun hören Sie Poeſie!

Warum ſitzt denn nun das Schrecken auf jedem Geſichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,

[1] Im erſten Stücke der Sammlung vermiſchter Schriften.

Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerſte Freunde!
Warum dringt ihr euch mühſam durch die beſchwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umſonſt wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menſchliche Füße
Allzu ſehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang verſagte. Nein, er bedient ſich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, ſeiner ſchwärzeſten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu ſetzen, dem es bekannt iſt,
Daß die Tugend weine, wenn die Freiheit dahin iſt,
Als um eine Sache, die ſie einzig beglücket.
Rede denn frei, o Sparta! ſprich, und fordre mein Leben
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderſt,
Und wünſcht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu ſterben
Iſt ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schickſal beſitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er iſt ſparſam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man ſollte darauf ſchwören, der Schweizer habe die Ebert'ſche Ueberſetzung vor ſich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beiſpiel von dem Gegentheile deſſen, was ich oben von den ſchweizeriſchen Ueberſetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches ſpricht die Proſa, und welches die Poeſie? „Warum ſitzt denn nun das Schrecken," oder „Woher dieſes Erſtaunen?" „Sich durch beſchwerliche Pfade mühſam dringen," oder „ſich durcharbeiten?"

Nein, wahrlich nein, ſolche Hexameter meint der Vorredner zu der Ueberſetzung des verlorenen Paradieſes nicht, wenn er ſagt, daß man jenes große Gedicht noch erſt in der vollen Pracht des deutſchen Hexameters überſetzen müſſe, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in ſeiner

urſprünglichen Sprache hat, ſo viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freiheiten, die man ſich, wie er glaubt, in dieſer Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anſtändigern Verſetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländiſchen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen dieſen Freiheiten, ſage ich, hat unſer Ueberſetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er dieſe nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichſam zu ſeiner Vertheidigung an.

Wozu hat er ſich nun alſo die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Proſa recht gut überſetzt ſind, noch einmal in Verſe zu überſetzen, die weit ſchlechter als ſchlechte Proſa ſind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf dieſe Frage niemals bei dem Horaz geleſen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltſamſten an dieſem Werke etwas zu ſagen. Sein Verfaſſer muß ſich in die Hexameter außerordentlich verliebt haben, denn er hat ſeine Zueignungsſchrift ſogar in engliſchen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon leſen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness etc.

Sollte ein geborner Engländer nicht ſchon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen verſteht, Verſe zu machen. In einer todten mag es noch hingehen; denn eine todte verſteht niemand

vollkommen mehr; aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, deſſen Mutterſprache es iſt, auslachen kann, — das iſt mir zu unbegreiflich.

Daß unterdeſſen Herr Simon Grynäus (denn ſo heißt unſer hexametriſcher Ueberſetzer, wie man aus der Unterſchrift ſeiner Zueignung ſieht), nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erſte ſey, welcher engliſche Hexameter gemacht hat. Er iſt nur der erſte, welcher ſie, ſo wie die deutſchen, ohne alle Regeln, ja allen ſchon angenommenen Regeln zum Trotze gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, wagte es bereits in ſeinem „Arcadien" Hexameter und Pentameter, und ſapphiſche Oden in ſeiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Verſuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Engliſchen einzuführen. [1] Unter den proſodiſchen Regeln, die er dabei beobachtet hat, iſt unter andern auch die Poſition, und er macht alle Selbſtlauter lang, auf welche zwei oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo ſie auch im Lateiniſchen kurz ſeyn können, wo der zweite Mitlauter ein y iſt, wo es nicht zwei verſchiedene Mitlauter ſind, ſondern ebenderſelbe nur doppelt ſteht ꝛc.

So viel ich, als ein Deutſcher, von dieſem neuen Verſuche urtheilen kann, iſt er vortrefflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darin wahrgenommen, der ſich auf mehr als eine Weiſe ſcandiren ließe, und ich glaube, wir könnten ſtolz darauf ſeyn, wenn wir viele ſo gute deutſche Hexameter

[1] An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, *viz.* a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral etc. London 1737. 8.

hätten. Erlauben Sie mir zu verſuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darin überſetzt iſt, noch gut im Gedächtniße habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!
Woods and low Tamarisks delight not every fancy.
Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.
Now is the last Epoch of song Cumæan arrived:
A new and wondrous series of Things is arising.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal
This Iron age ending shall burnish into a golden,
Chaste Lucina favour! etc.

XX.

Den 17. Mai 1759.

Vierzigſter Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß dieſe wiederholten Verſuche, die alten griechiſchen Sylbenmaaße in die brittiſche Poeſie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnſylbigen reimloſen Jamben nicht verdrängen konnte? Dürfen wir hoffen, ſetzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Verſuche unſerer Deutſchen von beſſerer Wirkung ſeyn werden?

Es iſt ſchwer eine Neuerung durch ſie ſelbſt beliebt zu machen, und das Publicum läßt ſich in dergleichen Fällen lieber überſchleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu ſeinem „verlornen Paradieſe" gewählt, ſo würde er längſt der Lieblingsvers der Nation geworden ſeyn, wenn

der Dichter auch nicht das geringſte zu ſeiner Anpreiſung geſagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart ſo lange vertreten haben, bis ſich das Ohr unmerklich an ſie gewöhnt, und in dem, was es Anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreiſen wollen, und von dem möglichen Gebrauche deſſelben Muſter geben, die außer dieſem neuen Metrum ſelbſt nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehen.

Umſonſt würden alſo auch bei uns bald ein Omeis, bald ein Gottſched die Möglichkeit eines deutſchen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beiſpiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritiſchen Richterſpruch, ſondern durch ihren ſtillſchweigenden Gebrauch den Ausſchlag gegeben hätten. Der Verfaſſer des „Meſſias, und des „Frühlings“ ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, und ſie traten faſt zu gleicher Zeit mit Werken in dieſer Versart hervor, auf deren noch immer wachſenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, daß ſich der deutſche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfaſſer des „Nimrods“ wäre jenen beiden Dichtern im Gebrauche deſſelben zuvorgekommen (wie er ſich deſſen auch in allem Ernſte rühmt), würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn ſeine Hexameter auch ſchon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als ſie in der That nicht ſind?

Aber was vermuthen Sie bei dem allen von dem Verfaſſer des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit ſeine neue Versart ſelbſt gemißbilligt? Findet ſich auch nur ein einziger Hexameter in ſeinen neuen

Gedichten? Und ſein „Ciſſides und Paches,“ — ich würde darauf geſchworen haben, daß dieſer in Herametern ſeyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieſes letztere Werk [1] bekannt zu machen. Ihre Neugierde iſt mir zuvorgekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einſtimmen. Es iſt wahr, man wird ſchwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem ſo viele große und ſchreckliche Scenen in einem ſo engen Raum zuſammengepreßt wären. Es würde einem geſchickten Maler etwas leichtes ſeyn, es ganz ſo wie es iſt, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer iſt ein Beweis davon, wo ſich Herr Meil mit eben ſo vieler Kunſt als Genauigkeit an die Worte zu halten gewußt hat:

Zuletzt ſetzt er den Bogen auf die Bruſt
Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortrefflichen Schilderungen könnte im zweiten Geſange, die Löſchung des Durſtes und der Tod des Ciſſides, ſo wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche ſeines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetiſchen Gemälde, die dem Dichter kein Künſtler mit Linien und Farben nachbilden wird, ſind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orkan gepeitſcht, des Meeres Fluth,
Die mit den ſinkenden Gewölken ſich,
Hoch in der finſtern Luft, zu miſchen ſchien,
Gleich Berg und Felſen im Erdbeben, fällt,
Und wieder ſteigt und fällt, daß alles heult,

[1] Ciſſides und Paches, in drei Geſängen, von dem Verfaſſer des Frühlings; Berlin bei Voß. 1759.

Und alles Donner wird, und ſchnell Neptun
Den mächtigen Trident mit ſtarkem Arm
Aus Waſſerbergen hebt; wie dann der Sturm
Verſtummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geſchrei der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie ſie erklingt
Vom tauſendſtimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw'
Und Tiger, und manch wüthend Thier ins Netz
Der ſchrei'nden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war ſtolz wie er;
Es ſchien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es ſie mit leichten Füßen, ſchnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum ſchreibe ich noch ab, was Sie vielleicht ſchon auswendig wiſſen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine größere Freude machen! Ich beſitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwei noch ungedruckte Stücke dieſes Dichters, und dieſe will ich meinem Briefe beilegen. Das eine iſt gleichſam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24ſten Seite ſeiner neuen Gedichte, und das andere iſt eine Hymne. — Hier würde Ihre Begierde nach der Beilage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht ſelbſt geendigt hätte.

Geburtslied.

Weh dir, daß du geboren biſt!
Das große Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Qual.
Nicht Wiſſenſchaft, nicht Tugend iſt
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich beſtürmen wird. Verdienſt
Beleidiget die Majeſtät
Der Dummheit, und wird dir gewiß,
(Im Fall du dir's einmal erwirbſt
Ein Kerkerwerth Verbrechen ſeyn
Der Schatten eines Fehlers wir
Bei hundert deiner Tugenden,
Der Läſtrung greulichſtes Geſchrei
Oft hinter dir erwecken. Wenn,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Läſtrer kehrſt, iſt alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der ſchon ſinkt,
Ein Nickkopf weiſ't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unſinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind ſprichſt,
Nicht ſäuſſt, wie da die Erde ſäuft,
Wo ſich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln ſcheint, indem du zürnſt:
So mangelt's dir an Heldenmuth.
Und tanzeſt du den Phrynen nicht,
Von weiten, einen Reverenz:
So mangelt's dir an großer Welt.
Wenn du nicht ſpielſt, und viel gewinnſt,

Bayerische Staatsbibliothek München

Bis der, mit dem du ſpielſt, erwacht;
Wenn Wolluſt unter Roſen nicht
Dich in die geilen Arme ſchlingt:
So fehlt dir Witz! ſo fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirſt du ſeh'n
Und Unglück. Ganze Länder flieh'n,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Peſt,
Des Kriegs Geſellen. Und die See
Ergießt ſich wild; Verderben ſchwimmt
Auf ihren Wogen, und der Tod.
Ein unterird'ſcher Donner brüllt,
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und faſt kein tugendhafter Mann
Iſt ohne Milzſucht, lahmen Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirſt du ſeh'n und mehr.
Allein du wirſt auch die Natur
Voll ſanfter Schönheit ſeh'n. Das Meer
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreu'n,
Und rauſchen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beſchatten. Oft wirſt du,
In blüh'nden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergeh'n, athmen Luſt,

Und ſehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth', in bunter Pracht,
Und den Faſan im Klee, der dir
Denſelben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne zeigt.
Auch Wieſen werden dich erfreu'n,
Mit Regenbögen ausgeſchmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus deſſen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr ſchwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren iſt,
Singt aus den Wolken Freud' herab,
Dir in die Bruſt. Auch Tugend iſt
Noch nicht verſchwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der ſie belohnt,
Und ſie iſt ſelbſt ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,
Und Menſchenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud', und Freude nur iſt Glück.
Fühl Tugenden, ſo fühlſt du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein * * mich)
Beſeligen, und ſeyn dein Troſt,
Wenn Falſchheit dein Verderben ſucht.
Laß Neid und niedre Raben ſchrei'n.
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es ſtürmt. —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben iſt mehr Luſt als Schmerz.
Wohl dir, daß du geboren biſt!

Hymne.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen,
Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,
Und Blitze ſein Geſpann.

Die Morgenröth' iſt nur ein Wiederſchein
Vom Saume ſeines Kleids
Und gegen ſeinen Glanz iſt Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

Er ſieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er ſchilt; es fähret Feu'r von Felſen auf,
Und Meer und Himmel klagt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter ſeiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden ſingt ſein Lob!

Erhebet ihn ihr Meere! Braust ſein Lob!
Ihr Flüſſe rauſchet es!
Es neige ſich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!

Ihr Löwen brüllt zu ſeiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel! ſingt!
Seyd ſein Altar ihr Felſen, die er traf,
Eu'r Dampf ſey Weihrauch ihm!

Der Widerhall lob' ihn! Und die Natur
Sing' ihm ein froh Concert!

Bayerische Staatsbibliothek München

Und du, der Erden Herr, o Menſch! zerfließ
In Harmonien ganz!

Dich hat er, mehr als alles ſonſt, beglückt.
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb ihn hoch zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſter flieh'n,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wenn's ſchneit, wenn Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau ihm, und ſing ihm Lob!
Er ſorgt für dich, denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.

Und o wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzuſeh'n,
Und Freund' und Saitenſpiel.

Erhalte mir, o Herr! was du verleihſt;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich!

Jn finſtern Wäldern will ich mich allein,
Mit dir beſchäftigen,
Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſeh'n,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Geſtad des Meers, und dich
Jn jeder Woge ſeh'n,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten dich.

Jch will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerrißne Wolken ſeh'n,
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
Jn heil'ge Träume wiegt.

XXV.

Den 21. Juni 1759.

Dreiundvierzigſter Brief.

Der alte Logau iſt erſchienen; und ich eile, Jhnen mein Verſprechen zu halten. Er iſt in aller der Sauberkeit und Pracht erſchienen, die ein klaſſiſcher Schriftſteller verdient. Die Herausgeber ſind die Herren Ramler und Leſſing.

„Friedrich von Logau," ſagen ſie in ihrer Vorrede, „iſt mit allem Rechte ꝛc." (ſ. Band IV, S. 354.) ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, dieſen Meiſter und dieſen John näher zu kennen? Meiſter gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: „Anweiſung und Exempel, mehrentheils luſtiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zuſammengeleſen." Und John ſchrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum,

quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erſte Centurie 1728 herausgekommen. Beide gedenken zwar unſers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es iſt wahr, die Beiſpiele, die ſie aus ihm anführen, ſind ſehr deutliche Beweiſe von ihrem elenden Geſchmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Miſtjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl ſagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc.“ —

In dieſer Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Profeſſor Gottſched ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſerer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt Salomon Logau; eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tſcherningen und andern gethan hat. Deßgleichen würde das „Jöcherſche allgemeine Gelehrtenlexikon“ hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nämlich von unſerm Logau: „Er hat den Ruhm und Beinamen des Schleſiſchen Peirescius erhalten, und Chriſt. Gryphii, ſeines vertrauten Freundes, Entwurf der Ritterorden wider deſſen Willen drucken laſſen.“ Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sohne, dem Freiherrn Balthaſar Friedrich von Logau zu verſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu,“ ſagen ſie, „ſollten uns dieſe Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis.“ — Sie bringen demungeachtet im Vorbeigehen noch zwei Beweiſe an, die ihr Vorgeben außer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sproſſende, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht, die ſich durch Schriften gezeigt haben. Der zweite Beweis iſt von „S. v. G. auferweckten Gedichten“ hergenommen. Schon nämlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unſers Logau zu machen; und wenn er berechtigt war, dieſen Auszug „auferweckte Gedichte“ zu nennen, ſo iſt es ja wohl unläugbar, daß ſie vorher ſchon begraben geweſen ſind. „Unterdeſſen,“ ſagen die Herausgeber, „iſt dieſer Ungenannte vielleicht Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergeſſenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte.“ Es iſt unglaublich, welche Freiheit er ſich mit ſeinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten iſt nicht eines unverſtümmelt geblieben; und doch ſieht man meiſtentheils auch nicht die geringſte Urſache, warum er uns ſeine vermeinten Verbeſſerungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen, denn ich weiß, Ihre Neugierde iſt größer, als der Eckel ſeyn kann, den ſie Ihnen verurſachen werden. „Die vier Hirtinnen“ iſt eines von den feinſten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, ſo würde es ein kleines Meiſterſtück ſeyn. Es lautet ſo:

Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weiſen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht' ihm Honigſchnitte;
Iris grüßet ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
Küßte ſeinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küſſen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig, und das Grüßen.

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit Lachen; Ciris wollt' die Klügſte ſeyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrſis, denn ſie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritiſiren ſich ſelbſt. Ich darf die übrigen alſo bloß nur unter einander ſetzen.

Logau. **Weiberhüter.**

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit iſt bedacht;
Denn der kleinſte Buhlerſtich,
Iſt für ſie ein Dieterich.

Logau. **An einen Tyrannen.**

Friß die Schafe ſelbſt: (eine gute Liſt!)
So erfährſt du nicht daß der Wolf ſie frißt.

Der Ungenannte.

Die Schafe freſſen ſelbſt, iſt der Tyrannen Liſt.
Denn ſo vernimmt man nicht, daß ſie der Wolf auffrißt.

Logau. Ein Rath wie der Feind zu ſchlagen.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man ſchlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geſchlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man ſchlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und ſo ſind die Verbeſſerungen des Ungenannten alle. Daß er dabei gleich die allervortrefflichſten Stücke ſeines Dichters ganz überſehen und gar nicht gerettet hat, iſt ein Fehler, den man ſo einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat ſeine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfaſſern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchſt elend ſind; und ſelbſt diejenigen, die er von Canitzen und Beſſern eingerückt hat, ſind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darin entdeckt, welches ſo vortrefflich iſt, daß ich es unmöglich länger darin kann vergraben ſeyn laſſen. Es hat einen H. M. zum Verfaſſer; und wer mag wohl dieſer M. ſeyn? Ein Menantes iſt es gewiß nicht.

Beliſe und Thyrſis.

Beliſe ſtarb und ſprach im Scheiden:
Nun Thyrſis, nun verlaß ich dich!

Ich ſtürbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich ſo ſehr als ich.
Ach, ſprach er, mag dich das betrüben?
Beliſe, nur dein Tod iſt ſchwer!
Kannſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unſern neueſten zärtlichen Dichtern würde dieſes kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das ſchlechte Buch iſt rar, in welches ſich gar nichts gutes, auch nicht von ungefähr eingeſchlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von ſeinen Lebensumſtänden haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604 geboren; er bekleidete die Stelle eines Canzleiraths bei dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem Vierten, und ſtarb 1655. Sie erwähnen unter ſeinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der beſten lateiniſchen Dichters in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Auch unter ſeinen Nachkommen hätten ſie einen Dichter, und zwar einen deutſchen Dichter finden können, nämlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein „Poetiſches Vergnügen" herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anſtändig gehalten haben, neben einem ſo großen Ahnen, poetiſchen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer iſt.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von 200 Sinngedichten herausgegeben, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes im Jahr 1638 müſſe geſchehen ſeyn. Sechzehn Jahr endlich darauf trat die vollſtändige Sammlung ans Licht, welche ſie bei ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt

haben. — Und nun ſehen Sie; ihre Vermuthung iſt eingetroffen. Sie haben ſie nicht von Wort zu Wort abdrucken laſſen; denn dreitauſend fünfhundert und dreiundfunfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden, würdig ſeyn. Sie haben ihren Dichter auf ſein Drittheil herabgeſetzt, und hören Sie doch, was ſie dabei anmerken! „das iſt unter allen Nationen," ſagen ſie, „immer ein ſehr vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt." — Der Ausſpruch iſt ſtrenge; aber ich glaube doch, er iſt wahr. Das ausgeſuchte Drittheil haben ſie alsdann in zwölf Bücher vertheilt, die durch ein paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schluſſe in ein ſcheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des erſten z. E. iſt folgender:

Von meinem Buche.

Daß mein Buch, ſagt mir mein Muth,
Noch ganz böſe, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Geſundes liegen,
Und das Faule findet man.
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Geſundes abgeſchieden.

Und der Schluß des zehnten:

An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? —
Leſer, wie gefällſt du mir?

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte haben ſie ſich bei ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch ſcheint es mir, als ob ſie es bei dem einzigen ſechſten Buche hätten thun

wollen. In dieſem nämlich hat faſt jedes Stück eine gewiſſe Feinheit, Naivetät, Zärtlichkeit, ja nicht ſelten Schalkhaftigkeit; und Logau erſcheint da ganz als unſer deutſcher Catull, wenn er nicht oft noch etwas beſſeres iſt. Urtheilen Sie ſelbſt.

Urſprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Bübeln,
Wollten ohne ſüßes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,

Hielten ohne ſich ſich nimmer,
Saßen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüßen küßten.
Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.
Venus, voller Zorn und Wüthen,
Hat gar ſchwerlich dieß erlitten.
Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Ging ſie, ließ zuſammenraffen
Aller dieſer Küſſe Schaaren,
Wo ſie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß ſie gäben ſüße Beute,
Daß ſie aber auch darneben
Einen ſcharfen Stachel gäben,
So wie ſie das Küſſen büßen
Und mit Leid erſetzen müſſen.
Sag' ich dieſes einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünſch ich euch für ſolche Tücke,
Daß euch Küſſen nie erquicke!
Glaubt ihr's aber, o ſo ſchauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgeziert! In welch einer ungekünſtelten, anſtändig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernſthafte Wahrheit angewandt! Hier ſind noch einige aus dieſem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

Da, wo ich jetzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder ſeyn, wohin ich kommen ſoll;
Gunſt ohne Falſch war hier, dort iſt Lieb' ohne Liſt;
Hier ward ich ſehr geehrt, dort werd' ich ſchön geküßt;
Beim Freunde war ich jetzt, zur Freundin komm ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

Auf die Pulchra.

Dreierlei vergöttert dich: Daß du biſt ſo wunderſchön;
Und ſo wunderkeuſch; und daß beide Ding' beiſammen ſtehn.

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufſt, ſo wehrt ſie ſich beim Bitten;
Nicht bitte! denn ſie hat ſchon ſelbſt viel vom Verzug erlitten.

Ich will Ihnen unterdeſſen nicht einbilden, daß alle beibehaltene Stücke von gleichem Werthe ſind. Die Herren Herausgeber erkennen es ſelbſt; „aber genug," ſagen ſie, „daß in dem unbeträchtlichſten noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird, warum es unſerer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen." — Und das muß man ihnen zugeſtehen! Der gute und große Sinn beſonders macht eine Menge von Logaus Sinngedichten zu ſo vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menſchen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet iſt großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut und n e n n e t bloß die Noth.

Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Kurz, es iſt nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber ſagen: „Es iſt unwiderſprechlich, daß wir in unſerm Logau allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen.“

Dritter Theil.

IV.

Den 26. Juli 1759.

Achtundvierzigſter Brief.

Sie ſollen befriedigt werden! — Die großen Lobſprüche, welche der „nordiſche Aufſeher“ in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizt. Ich habe ihn geleſen, ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſetze gemacht habe, unſere wöchentliche Moraliſten ungeleſen zu laſſen.

Kopenhagen hat bereits an dem „Fremden“ (einem Werke des ſel. Herrn Profeſſor Schlegels) eine dergleichen Schrift von ſehr vorzüglichem Werthe aufzuweiſen. Und nun kann es leicht kommen, daß der „nordiſche Aufſeher“ ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſeyn? — Wenn unſere beſten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, ſich expatriiren müſſen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange, ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation und Spott über die elende Denkungsart unſerer Großen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der „nordiſche Aufſeher" hat mit dem 5ten Januar des Jahres 1758 angefangen, und hat ſich in der Fortſetzung weder an einen gewiſſen Tag, noch an eine gewiſſe Länge der einzelnen Stücke gebunden. Dieſe Freiheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dürfen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ſte Jahr beſteht aus ſechzig Stücken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genannt. Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſey; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Styl und der Art zu denken errathen kann.

Doch die wahren Verfaſſer jetzt aus den Gedanken zu laſſen, ſo giebt der „nordiſche Aufſeher" vor, daß er ein Sohn des Neſtor Ironſide ſey, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beifalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironſide; ſeine Mutter ſey die Wittwe eines deutſchen Negocianten

geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem 50ſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deßwegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht dieſer ſpäten Liebe wegen dem muthwilligen Witze der Spötter auszuſetzen. Ein beſonderes Schickſal habe ihn genöthigt ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweites Vaterland, welchem er ohnedem, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre; indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſey, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beigetragen habe. — Hierauf beſchreibt er, mit den eigenen Worten ſeines Vaters, die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt: „Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht zu werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte auszuſetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entſchloſſen, für mein zweites Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat."

Auf zwei Puncte verſpricht er dabei ſeinen Fleiß beſonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nämlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beides, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung, hat er in die Geſchichte ſeiner eigenen Erziehung gebracht, welche mehr als ein Stück einnimmt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leſer die eckeln

Umſchweife billigen möchten, mit welchen ihm ſein Vater die erſten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beigebracht hat. Er erzählt z. E. als ihm ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie, bekannt machen wollen, ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſey einzig darauf bedacht geweſen, ihn Jeſum erſt bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren. Allein ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſeyn werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unterweiſung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müſſe, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmlung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit, für eine ſolche Herabſetzung derſelben anzuſehen, daß ſie das, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Neſtor Ironſide nicht gedacht haben, wenn er es nur ein Jahr lang dabei hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „zur Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend in ſeinem 30ſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als ſonſt niemand außer ihm verrichten können.“ — Heißt das den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein

Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wann kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter, dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſerer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeigehen!

Was der „nordiſche Aufſeher" zum Beſten der unſtudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ungefähr auf ſechs oder ſieben neuere Autoren, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beibringt. So preist er z. E. in dem vierten und ſiebenten Stücke die Werke des Kanzlers Dagueſſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze: „Ich kann nicht ſchließen, ohne zur Ehre dieſer Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß ſie mit allen andern vortrefflichen Arbeiten des menſchlichen Verſtandes einem jeden Ueberſetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand und nicht mit dem Kopfe, der, mit einem Worte alles zu ſagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutſchen, und nicht wie Lodde unter uns überſetzt." — In dem 13ten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt: „Er iſt ein Genie, das nicht allein weit über einen Milton erhoben iſt, ſondern auch unter den Menſchen am nächſten an den Geiſt Davids und der Propheten gränzt ꝛc. Nach der Offenbarung, ſetzt er hinzu, kenne ich faſt kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere Art beſchäftigte, als ſeine Nachtgedanken." — Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind des Biſchofs Buttlers Analogie der

natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts moraliſche Schriften; des Hrn. Baſedow praktiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau Freund des Menſchen; und ein ſehr wohlgerathenes Gedicht eines däniſchen Dichters, des Hrn. Tullin.

Dieſes letzte Gedicht führt den Titel: „Ein Maitag.“ Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt. — Dieſes Urtheil iſt keine Schmeichelei; denn die Strophen, welche er im Originale und in einer Ueberſetzung daraus anführt, ſind ſo vortrefflich, daß ich nicht weiß, ob wir Deutſche jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schließen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Uebrige:

Unerſchaffner Schöpfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unumſchränkt iſt, der Du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erſchaffen haſt, Du biſt alles und alles in Dir; überall ſieht man deinen Fußtapfen“ — —

„Du machſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was ſoll dieſer ſeyn? O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläubigen Haufen mit tauſend Zungen.“ — —

„Er iſt unter allen am meiſten Dir gleich; er erſchaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er iſt — er iſt beinahe Du ſelbſt. Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die, welche in dem Dunſte und Staube

verſchloſſener Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam lauern ꝛc."

V.

Den 2. Auguſt 1759.

Neunundvierzigſter Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Neſtor Ironſide, ſeinen Sohn den Erlöſer kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern ſich, wie der Aufſeher eine ſo heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreiſen können. Aber wiſſen Sie denn nicht, daß jetzt ein guter Chriſt ganz etwas anderes zu ſeyn anfängt, als er noch vor dreißig, funfzig Jahren war. Die Orthodoxie iſt ein Geſpötte worden; man begnügt ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz, die man aus dem Chriſtenthume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden laſſen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, ſich gar nicht darüber auszulaſſen; alle ſie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Beſcheidenheit abzulehnen: o ſo ſind Sie vollends ein Chriſt, ein Gottesgelehrter, ſo völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöſe Welt nur immer verlangen wird.

Auch der „nordiſche Aufſeher" hat ein ganzes Stück dazu angewandt, ſich dieſe Miene der neumodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweist es durch — — durch weiter nichts,

als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal denn; aber ſehen Sie ſelbſt, wie bündig ſein denn iſt. „Denn, ſagt er, ein Mann, welcher ſich mit Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht gegen uns zu handeln, verdient mit dem Namen eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmt, daß er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläſſige, ob er ſich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — — ein Lügner muß ich ſagen, wenn ich nicht ſtrenge, ſondern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſteht, kein rechtſchaffener Mann gegen Gott zu ſeyn. Iſt alle Rechtſchaffenheit eine getreue und ſorgfältige Uebereinſtimmung ſeiner Thaten mit ſeinen Verhältniſſen gegen andere, und wird eine ſolche Uebereinſtimmung für nothwendig und ſchön erklärt: ſo kann ſie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott ſeyn, oder man müßte läugnen, daß der Menſch gegen das Weſen der Weſen in wichtigen Verhältniſſen ſtünde.“ — — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anderes bedeutet, als er es in dem Beweiſe bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion ein Mann, der ſich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Chriſt iſt; in dem Beweiſe aber ein Mann, der von gar keiner Religion wiſſen will. Dort ein Mann, der bei den Verhältniſſen, die ihm die Vernunft zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe zeigt, ſtehen bleibt: hier ein Mann, der durchaus gar keine ſolche Verhältniſſe annehmen will. Dieſe Verwirrung iſt unwiderſprechlich; und man muß ſehr blödſinnig ſeyn, wenn man ſich kann bereden laſſen, daß das, was von dem einen dieſer Perſonen wahr ſey, auch von dem andern gelten müſſe. Und können Sie glauben, daß der

„Aufſeher" dieſen Fechterſtreich noch weiter treibt? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, iſt es klar. „Polidor, höre ich zuweilen ſagen, iſt zu bedauern, daß er kein Chriſt iſt. Er denkt über die Religion bis zur Ausſchweifung frei; ſein Witz wird unerſchöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; aber er iſt ein ehrlicher Mann; er handelt rechtſchaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc." — Aber mit Erlaubniß; dieſem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion: er iſt ein Narr, dem es an geſunder Vernunft fehlt; und von dieſem will ich es ſelbſt gern glauben, daß alle ſeine Tugenden Tugenden des Temperaments ſind. Denn muß er deßwegen, weil er ſich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deßwegen darüber ſpotten? Muß er ihre Vertheidiger deßwegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt iſt; ein Mann, der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion ſpottet! Und iſt es billig, alle dieſe Leute in eine Klaſſe zu werfen?

Das war alſo, gelinde zu urtheilen, eine Sophiſterei! Und nun betrachten Sie ſeinen zweiten Grund, wo er das Wort Rechtſchaffenheit in einem engern Verſtande nimmt und es ſeinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, ſagt er, wenn wir unter der Rechtſchaffenheit auch nur die Pflichten der geſellſchaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verſtehen wollten: ſo könnte doch vernünftiger Weiſe nicht vermuthet werden, daß ein Mann ohne Religion ein rechtſchaffner Mann ſeyn würde. Eigennutz, Zorn, Eiferſucht, Wolluſt, Rache und Stolz ſind Leidenſchaften, deren Anfälle jeder Menſch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nun ein Menſch der Religion;

entſagt er künftigen Belohnungen; entſagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an ſeinen Handlungen, und iſt ſeine Seele gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Verſicherung haben wir, daß er den ſtrengen Geſetzen der Rechtſchaffenheit gehorchen werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenſchaften die Beleidigung derſelben zu ihrer Befriedigung verlangen?" — Abermals die nämliche Sophiſterei! Denn iſt man denn ſchon ein Chriſt (dieſen verſteht der Aufſeher unter dem Manne von Religion), wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unſern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubt? Ich meine, es gehört noch mehr dazu. Und wer jenes läugnet, läugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieſes bei Seite geſetzt; ſehen Sie nur, wie liſtig er die ganze Streitfrage zu verändern weiß. Er giebt es ſtillſchweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Verſicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenſchaften beſtürmen, wirklich ſo handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieſer Frage aber liegt weiter nichts, als dieſes: daß die geoffenbarte Religion die Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre. Und das iſt wahr! Allein kommt es denn bei unſern Handlungen bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruht nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe? Und wenn auch ein Menſch alles glaubt, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Verſicherung haben wir, daß ihn

dennoch die Leidenſchaften nicht verhindern werden, rechtſchaffen zu handeln? Der „Aufſeher" hat dieſe Frage vorausgeſehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entſchloſſen iſt, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc." Und entſchloſſen iſt! Gut! Dieſe Entſchloſſenheit kann aber auch die bloßen Gründe der Vernunft, rechtſchaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unſere Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Abſichten, als den rechtſchaffenen Mann zu bilden. Sie ſetzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck iſt, den rechtſchaffnen Mann zu höhern Einſichten zu erheben. Es iſt wahr, dieſe höhern Einſichten können neue Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müſſen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als dieſe mit höhern Einſichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der „nordiſche Aufſeher" dieſe Behauptung, „wer kein Chriſt ſey, könne auch kein ehrlicher Mann ſeyn," mit unſern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unſere Gottesgelehrten haben dieſe unbillige Strenge nie geäußert. Selbſt das, was ſie von den Tugenden der Heiden ſagen, kommt ihr noch lange nicht bei. Sie läugnen nicht, daß dieſer ihre Tugenden Tugenden ſind; ſie ſagen bloß, daß ihnen die Eigenſchaft fehle, welche ſie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der „Aufſeher" dieſes auch nur ſagen; will er bloß ſagen, daß alle Rechtſchaffenheit, deren ein natürlicher Menſch fähig iſt, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum ſagt er es nicht mit

deutlichen Worten; und warum enthält er ſich des Worts Glaube, auf welches alles dabei ankommt, ſo ſorgfältig?

Es ſind überhaupt alle ſeine theologiſchen Stücke von ganz ſonderbarem Schlage. Von einem einzigen laſſen Sie mich nur noch ein paar Worte ſagen. Von demjenigen nämlich, in welchem der Verfaſſer beſtimmen will, „welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken die beſte ſey?“ Er nimmt deren drei an. „Die erſte ſagt er, iſt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott beinahe nur als ein Object einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt über ihn philoſophirt, als wenn ſie die Begriffe der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten irgend einer Methode einhergeht, welche ihr ſo lieb iſt, daß ſie jede freiere Erfindung einer über Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne Unterſuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch dieſe Art von Gott zu denken, beinahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu erheben, ſo müſſen wir auf unſerer Hut ſeyn, uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweite Art, fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch kürzer ſeyn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freiere Ordnung mit gewiſſen ruhigen Empfindungen, und nur ſelten erheben ſie ſich zu einer Bewunderung Gottes ꝛc. — Die dritte endlich iſt, wenn die ganze Seele von dem, den ſie denkt (und wen denkt ſie?) ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, unſer Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn,

wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben dürfen.“

Und dieſe letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht errathen können, iſt es, welche der Verfaſſer allen andern vorzieht. Aber was hat er uns damit neues geſagt? — Doch wirklich iſt etwas neues darin. Dieſes nämlich, daß er das denken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine dritte Art über Gott zu denken, iſt ein Stand der Empfindung, mit welchem nichts als undeutliche Vorſtellungen verbunden ſind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bei einem ſolchen Stande in unſrer Seele vorgeht, ſo werden Sie finden, daß dieſe Art über Gott zu denken, nothwendig die ſchlechteſte Art zu denken ſeyn muß. Als dieſe iſt ſie von gar keinem Werthe; als das aber, was ſie wirklich iſt, von einem deſto größern. Bei der kalten Speculation geht die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung, die damit verbunden iſt, iſt die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anſtrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm iſt, weil ſie die Wirkſamkeit ihrer Kräfte dabei fühlt. Die Speculation iſt alſo das Mittel gar nicht, aus dem Gegenſtande ſelbſt Vergnügen zu ſchöpfen. Will ich dieſes, ſo müſſen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verſchiedenen Theilen meines Gegenſtandes gemacht habe, in eine gewiſſe Entfernung zurückweichen, in welcher ſie deutlich zu ſeyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf das Ganze zu faſſen beſtrebe. Je mehr dieſe Theile alsdann ſind, je genauer ſie

harmoniren, je vollkommner der Gegenſtand iſt, deſto größer wird auch mein Vergnügen darüber ſeyn; und der vollkommenſte Gegenſtand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das iſt der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen laſſe.

Ich errege dem Verfaſſer keinen Wortſtreit. Denn es iſt kein Wortſtreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So ſieht er es z. E. als einen großen Vorzug ſeiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und ſchwache Worte dazu haben würde.“ Und dieſes kommt doch bloß daher, weil wir alsdann nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß ſie aber alle Nüancen der Empfindung ſollte ausdrücken können, das iſt eben ſo unmöglich, als es unnöthig ſeyn würde.

Doch dieſer Irrthum iſt bei ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter ſagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge dieſer ſchnellfortgeſetzten Gedanken, dieſer Gedanken von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit Kaltſinn herauszunehmen, und ſie in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott würden oft darunter ſeyn!“ — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt ſich nicht ſo in dem Taumel unſerer Empfindungen haſchen! Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können. Er ſteht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatiſche und enthuſiaſtiſche Begriffe von Gott gefloſſen ſind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten ſetzt ſich der Schwärmer hin, überläßt ſich ganz ſeinen Empfindungen, nimmt

die Lebhaftigkeit derſelben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, ſie in Worte zu kleiden und wird — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erſte kalte methaphyſiſche Art über Gott zu denken, von welcher der Verfaſſer ſo verächtlich urtheilt, daß er unter anderm auch ſagt: „Unterdeß wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich meine einen, den ſein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern.“ Jene Art, ſage ich, muß gleichſam der Probierſtein der dritten, ich meine aller unſerer Empfindungen von Gott ſeyn. Sie allein kann uns verſichern, ob wir wahre, anſtändige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der ſich nur bisweilen darauf einläßt, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht ſelten eben am allerunwürdigſten von Gott denkt, wenn er am erhabenſten von ihm zu denken glaubt.

VII.

Den 16. Auguſt 1759.

Einundfunfzigſter Brief.

In das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften und der Kritik iſt der „nordiſche Aufſeher“ nur ſelten übergegangen.

Von den drei eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer ſelbſt zum Verfaſſer haben (die eine auf die Geburt, die andere auf das Leiden des Erlöſers, und die dritte auf den Geburtstag des Königs), von dieſen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich ſchon. Herr Cramer iſt der vortrefflichſte Verſificateur; dafür erkennen wir ihn

beide. Daß aber ſein poetiſches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kann, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von ſeinen ſogenannten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen. In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der ſchöne verſteckte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindar und Horaz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, wenn ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerkſamkeit ungleich mehr an ſich gezogen haben. Das Klopſtockiſche Siegel iſt auf beiden; und das läßt ſich ſo leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geiſtliches Lied auf die Auferſtehung des Erlöſers iſt, weiß ich auch nicht viel ſonderliches zu ſagen. Es iſt, — wie des Herrn Klopſtocks Lieder alle ſind, ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet. Aber das zweite iſt deſto merkwürdiger. Es ſind Betrachtungen über die „Allgegenwart Gottes,“ oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieſes große Object. Sie ſcheinen ſich von ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein beſtimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hatteſt!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;

In der ernſten Stunde
Thateſt du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit ſeyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt!
Du ſtandeſt, und ſpracheſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt eure Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach.
Dieſer Endlichkeit Loos,
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, ſink' ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Fleh'n, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!

Und dieſes vorbereitende Gebet iſt der Anfang des Gedichts ſelbſt. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen ſagen ſollte, was ich denn nun aus dem Folgenden von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr beſtärkt: ſo weiß ich freilich nichts darauf zu antworten. Eigentlich iſt das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade über die andere angenehm

unterhalten hat; genug, daß ich mir während dem Leſen ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen geſchienen habe; muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und ſehe,
Und ſiehe, der Herr iſt überall!
Erde, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!

Mit heil'gem Schauer
Brech ich die Blum' ab!
Gott machte ſie!
Gott iſt, wo die Blum' iſt!

Mit heil'gem Schauer
Fühl ich das Weh'n,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Er hieß ſie wehen und rauſchen,
Der Ewige!
Wo ſie wehen und rauſchen,
Iſt der Ewige!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
Wo du verweſen wirſt,
Wird der Ewige ſeyn!

Freu' dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verweh'n!

Auch dort, Verweſter, Verſtäubter,
Wird er ſeyn der Ewige!
Die Höhen werden ſich bücken!
Die Tiefen ſich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unſterbliche ſchafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In dieſem ſtürmiſchen Feuer iſt das ganze Stück geſchrieben. — Aber was ſagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich iſt es weiter nichts als eine künſtliche Proſa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines beſondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathſam ſeyn, zur muſikaliſchen Compoſition beſtimmte Gedichte in dieſem proſaiſchen Sylbenmaaße abzufaſſen? Sie wiſſen ja, wie wenig es dem Muſikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten deſſelben ſorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft iſt es ihm ſogar hinderlich, und er muß, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerſtören, die dem Dichter ſo unſägliche Mühe gemacht hat. Da alſo der proſaiſche Wohlklang entweder von dem muſikaliſchen verſchlungen wird, oder wohl gar durch die Colliſion leidet und Wohlklang zu ſeyn aufhört; wäre es nicht beſſer, daß der Dichter überhaupt für den Muſikus in gar keinem Sylbenmaaße ſchriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieſer doch niemals dankt? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und dieſe freie Versart ſogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerſpiele in

Proſa zu ſchreiben, und es ſind viel Leſer ſehr unzufrieden damit geweſen, daß man auch dieſe Gattung der eigentlichen Poeſie dadurch entreißen zu wollen ſcheint. Dieſe würden ſich vielleicht mit einem ſolchen Quaſi=Metrum befriedigen laſſen; beſonders wenn man ihnen ſagte, daß z. E. die Verſe des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent ſelbſt behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Proſa zu Statten kommt, und würde bloß Anlaß finden, ſeine Perioden deſto ſymmetriſcher und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauſpieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn ſich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieſer freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile ſo lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zuſammen ausſprechen müßte ꝛc.

Das einzige Stück des „nordiſchen Aufſehers," welches in die Kritik einſchlägt, iſt das 26ſte, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetiſchen Styl über den proſaiſchen erheben könne und müſſe. Es iſt ſehr wohl geſchrieben und enthält vortreffliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merkt der Verfaſſer an, daß keine Nation weder in der Proſa noch in der Poeſie vortrefflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von der proſaiſchen unterſchieden hätte. Er beweiſt dieſes mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzoſen aber ſagt er, „Die Franzoſen, welche die Proſa der Geſellſchaften, und was derſelben nahe kommt, mit der meiſten Feinheit und vielleicht am beſten in Europa ſchreiben, haben ihre poetiſche Sprache unter allen am wenigſten von der proſaiſchen unterſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von ihren Grammatikern

und von ihren Petitsmaitres hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poeſie gar nicht von ihrer Proſa unterſchieden wäre. Sie iſt dieſes bisweilen ſehr; und wenn ſie es nicht iſt, ſo haben wir wenigſtens das Vergnügen, da, wo wir bei ihnen den poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne Proſa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo wenig zu denken ſcheinen." — Er kommt hierauf auf die Mittel ſelbſt, wodurch dieſe Verſchiedenheit erhalten wird. Das erſte iſt die ſorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelſten und nachdrücklichſten Wörter wählen. Unter die letztern zählt er auch diejenigen, die mit Geſchmack zuſammengeſetzt ſind. „Es iſt, ſagt er, der Natur unſerer Sprache gemäß, ſie zu brauchen. Wir ſagen ſogar im gemeinen Leben: Ein gottesvergeßner Menſch. Warum ſollten wir alſo den Griechen hierin nicht nachahmen, da uns unſere Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?" — Das zweite Mittel beſteht in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung iſt dieſe: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter, fährt der Verfaſſer fort, und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts

tödtet die Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſinds unter andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet könnte die ſchönſte Stelle verderben. Sie ſinds ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach fing den Perioden an, und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer nicht gewußt, von welcher Kürze und von welcher Stärke das Participium geweſen ſeyn würde. Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht hingehörte."

Schließen Sie aus dieſer Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfaſſer in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unſern Dichtern empfehlen, dieſes Stück mehr als einmal zu leſen; es mit allem Fleiß zu ſtudiren. Es würde jeder alsdann wohl von ſelbſt finden, wann und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müſſe. Die ſorgfältige Wahl der edelſten Wörter z. E. leidet alsdann einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in ſeiner eigenen Perſon ſpricht. In dem Drama beſonders, wo jede Perſon, ſo wie ihre eigene Denkungsart, alſo auch ihre eigne Art zu ſprechen haben muß. Die edelſten Worte ſind eben deßwegen, weil ſie die edelſten ſind, faſt niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geſchwindigkeit und beſonders im Affecte zuerſt beifallen. Sie verrathen

die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatoren, und ſtören dadurch die Illuſion. Es iſt daher ſogar ein großes Kunſtſtück eines tragiſchen Dichters, wenn er, beſonders die erhabenſten Gedanken, in die gemeinſten Worte kleidet und im Affecte nicht das edelſte, ſondern das nachdrücklichſte Wort, wenn es auch ſchon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit ſich führen ſollte, ergreifen läßt. Von dieſem Kunſtſtücke werden aber freilich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem correcten Racine Geſchmack finden, und ſo unglücklich ſind, keinen Shakeſpeare zu kennen.

Vierter Theil.

III.

Den 18. October 1759.

Dreiundſechzigſter Brief.

Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen, und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.

Hier haben Sie fürs erſte ſein Trauerſpiel: „Lady Johanna Gray!“ Ein Trauerſpiel, das er in allem Ernſte für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nämlich, und wie man ſagt, mit großem Beifalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, ſagt er, iſt dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, —

ſie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menſchen Bewunderung und Liebe für ſie abzunöthigen.“ Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charactere und auf die Handlung ſeines Stücks machen. Die meiſten von jenen ſind moraliſch gut; was bekümmert ſich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob ſie poetiſch böſe ſind? Die Johanna Gray iſt ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk iſt eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; ſogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, iſt eine liebe fromme — ich weiß ſelbſt nicht was. Sie ſind alle in einer Form gegoſſen; in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der ſich ſo lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns ſchwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, beſonders weiblichen Geſchlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; ſie verhüllen ſich aber alle vor ſeinen Augen in finſtere Wolken, aus welchen er ſie nicht im geringſten zu exorciſiren ſucht, aus Furcht ſie möchten uns, wenn wir ſie näher und in ihrer Wirkſamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit ſeinem Herzoge von Northumberland und mit ſeinem Biſchof Gardiner gehalten. Abſcheulich ſind ſie genug; aber Schade, daß man ſie nur läſtern hört, ohne ſie handeln zu ſehen. — Laſſen Sie es gut ſeyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſeyn, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken; er wird ſich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moraliſten

entfernen, die ſich einbilden, [1] *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηϛον;* er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων*, der Ausſpruch ſeines Euripides wahr ſey:

> *Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,*
> *Αλλ᾽ ἐϛι τις συγκρασις.*

Und alsdann, wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird! Bis jetzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendeſte Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan ſeiner „Johanna Gray“ einlaſſen. Ich finde, daß die Verfaſſer der „Bibliothek“ es bereits gethan haben; [2] und es ſo gethan haben, daß die Kritik ſelbſt damit zufrieden ſeyn muß. Ich unterſchreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das ſie dem Stücke in Anſehung des Sylbenmaaßes, des Styls, des Vortrags ertheilt haben. Alles was mir alſo Ihnen davon zu ſagen übrig geblieben, beſteht in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeiſt des Herrn Wieland in ihr Licht ſetzen ſollen.

Die Geſchichte der Johanna Gray iſt Ihnen bekannt. Eduard VI. ſtarb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie beſaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour geſetzt, wo ſie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Dieſen ganzen Zeitraum von ſieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer ſeines Trauerſpiels einzuſchränken

[1] Plutarch.

[2] Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, 4ten Bandes 2tes Stück. S. 785.

gewußt. Eduard ſtirbt: erſter Aufzug. Johanna wird Königin: zweiter Aufzug. Johanna wird abgeſetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna iſt gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieſes rollt bei dem Herrn Wieland ſo geſchwind hinter einander weg, daß der Leſer nicht mehr als ein einzigesmal, zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge nämlich, Zeit zu ſchlafen bekommt.

Doch laſſen Sie mich nicht wie ein Gottſchedianer kritiſiren! Der Dichter iſt Herr über die Geſchichte; und er kann die Begebenheiten ſo nahe zuſammenrücken, als er will. Ich ſage: er iſt Herr über die Geſchichte! Wir wollen ſehen, ob Herr Wieland dieſe Herrſchaft in mehreren und weſentlicheren Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verſtand Griechiſch, und konnte den Plato in der Grundſprache leſen. Das ſagt die Geſchichte, und Herr Wieland ſagt es der Geſchichte nach, ob er gleich von dieſer Eigenſchaft ſeiner Heldin in dem Stücke nicht den geringſten Vortheil zieht.

— — Nimmer werden uns
Bei Platons göttlichen Geſprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leſer macht ſich in allem Ernſte Hoffnung, ſie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber ſeine Hoffnung ſchlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrſamkeit nur prahlen wollen. Sie iſt ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß ſie noch Hauptſtück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel iſt,
Was erſt den Menſchen, dann den König bildet,

Des erſten Edwards väterlicher Sinn
Zu ſeinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geiſt des Salomons der Britten
Das ganze Chor der Schweſter-Tugenden,
Die einſt ſich Alfreds Bruſt zum Tempel weih'ten,
Befruchteten ſein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umſonſt erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wolluſt ihre ſchnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verſchmäht er ſie und wählte
Der Tugend ſteilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitſchüler! Von allen iſt etwas darin: vaterländiſche Hiſtorie, Bibel und Mythologie!

Die Geſchichte ſagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungeſtüme Zuſetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, ſey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt dieſen häßlichen Umſtand, der uns von dem Guilford eine ſehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford ſeine Gemahlin bittet, den Thron zu beſteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Dieſe ſchimpfliche Eigennützigkeit reimt ſich zu dem edlen Character, den Herr Wieland dem Guilford ſonſt gegeben hat, im geringſten nicht.

Ferner ſagt die Geſchichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigſte Böſewicht geſtorben ſey, und noch auf dem Blutgerüſte ſeinen Glauben verläugnet habe. Herr Wieland will dieſes nicht umſonſt geleſen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuſchauer an dem Schickſale ſeiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geſchwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfaſſer der

„Bibliothek“ mit Recht ſagen, iſt Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld, die ſich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und ſo könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umſtand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geſchichte genommen hat, und der, ſo wahr er immer iſt, dem Intereſſe ſeines Stücks ſchnurſtracks zuwider läuft. Heißt das als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfaſſer der „Pariſiſchen Bluthochzeit“ ſtehe in dem ſchülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragiſche Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht beſtehen wolle, übrigens aber genau bei den Characteren, wie ſie die Geſchichte von ſeinen Helden entwirft, bleiben müſſe.

Aber wozu alle dieſe Anmerkungen? Das Trauerſpiel des Herrn Wieland muß dem ungeachtet ein vortreffliches Stück ſeyn; und davon überzeugt mich ein ganz beſonderer Umſtand. Dieſer nämlich: ich finde, daß die deutſche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden iſt, und da einen engliſchen Dichter gereizt hat, ſie zu plündern; ſie recht augenſcheinlich zu plündern. Die engliſchen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen ſie auch ſelten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutſchen geplündert haben? Gottſched triumphirte über dieſe vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottſched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm alſo mit einem beſſern, gegründetern Beiſpiele an die Hand gehen, wie gern ſich die engliſche Biene auf unſern blumenreichen deutſchen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein engliſcher Plagiarius nicht ſeyn; denn er hat ſich darauf verſtanden, was

gut iſt. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter ſagt:

Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrichs Schweſterkinder
Zu übertragen, iſt die Reihe denn
An mir? . . Was müßte meine Mutter ſeyn,
Eh' mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

. . . Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu ſeyn!

Dieſe vortreffliche Stelle, ſage ich, die ſo hervorſticht, daß alle Recenſenten des Wielandiſchen Stücks ſie ausgezogen haben, hat ſich der Engländer ſein eigen gemacht. Er überſetzt ſie ſo:

Ev'n you my gracious Mother, what muſt you be
Ere i can be a Queen?

Ducheſs of Suffolk.

That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beſchluß künftig.

IV.

Den 25. October. 1759.

Beſchluß des dreiundſechzigſten Briefes.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſeyn, der etwas eben ſo ſchönes auch wohl

aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn Wieland in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke faſt erreicht hat.

Wieland.

— — — — Ach, Kerkerbande
Und Schwert und Flammen ſind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben! —

Der Engländer.

— — — — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where she comes in *Mary's* priestly Train!
Still wilt thou doubt, till thou behold her stalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting
O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year
Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;
Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,
Our Babes shall sprawl on consecrated spears etc.

Wieland.

Heil dir, Prinzeſſin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lancaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter

Geſetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Meine Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu' zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, sacred Princess! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;
By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our poure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift hes chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining io our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* etc.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, cours'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded

Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl, und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

Vierundſechzigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lauder, die engliſchen Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtirt, und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bei Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bei ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabei, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen „Johanna Gray“ mit wenigem vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray iſt mit ihrem Guilford noch nicht vermählt. Von dieſem Puncte geht Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk nebſt einem gewiſſen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen liegt, und daß der Herzog von Northumberland bereits ſeine Maaßregeln

genommen hat, die Nachfolge der päpſtiſchen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk geht ab, ihre Ankunft bei Hofe zu beſchleunigen; ſo wie kurz zuvor Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten. Northumberland verräth in einem Monolog weitausſehende Anſchläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Abſterben, mit ſeinem Sohne dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kommt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleien zu gewinnen ſucht. Pembrock ſtutzt darüber um ſo viel mehr, da er der erklärte Nebenbuhler ſeines Sohnes iſt. Doch der alte Herzog verſichert ihm, daß dieſe Sache zu klein ſey, als daß ſie ſeiner Achtung gegen ihn das geringſte benehmen könnte, ſie möge auch einen Ausgang haben, was für einen ſie wolle. Er geht ab und ſagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und ſpottet des alten Biſchofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falſchen Mann abzumalen, ohne Zweifel aus bloßem Haſſe gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan ſey. Er hält den Vater für eben ſo aufrichtig und edelgeſinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundſchaft unterhält. Guilford kommt, und ihre Freundſchaft iſt ihr Geſpräch. Guilford zittert, daß dieſe einen ſo gefährlichen Feind an ihrer beiderſeitigen, auf ebendenſelben Gegenſtand abzielenden Liebe haben müſſe! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt ſich von ſeinem Freunde nur noch dieſes, daß ſie in ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringſte

Hinterliſt zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück und empfängt die Johanna, die nunmehr bei Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Geſpräch, in welchem ſich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus dieſem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geſchichte ſo weit nicht zurückgegangen iſt. Die Perſon des Pembrock aber hat er aus ſeinem Stücke ganz und gar auszuſchließen für gut befunden, als eine Perſon, ohne Zweifel, die in der Geſchichte eine ganz andere Rolle ſpielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe ſchwerlich darunter verſtehen; er muß vielmehr den Sohn dieſes Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schweſter der Johanna vermählt ward.

Den zweiten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford iſt in der äußerſten Entzückung über ſein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des ſterbenden Königs weine. Indem tritt ſie herein und verkündigt den Tod deſſelben. — Die letzte Rede des Königs iſt bei dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — — —
— — — — nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange ſchon, dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weißeſt es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu ſeyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!

Noch leben, bis das große Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Gränzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, ſondern deiner
Geſcheh! ꝛc. —

In dieſer Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; ſie iſt ganz ſein! Rowe glaubte ohne Zweifel, daß ein ſterbender König ſich nicht wie eine ſterbende alte Frau ausdrücken müſſe, und legt ihm pathetiſchere Worte in den Mund:

— — — Merciſul, great Deſender!
Preserve thy holy Altars undeſil'd.
Protect this Land ſrom bloody Men and Idols,
Save my poor People ſrom the Yoke oſ *Rome*
And take thy painſul servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beſchließen, den Tod des Königs geheim zu halten, tröſten die Johanna und laſſen ſie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entſchluß, wegen ihrer ſchleunigen Verbindung, beibringen ſoll. Guilford thut es auf die zärtlichſte und ſelbſt ihrer Traurigkeit ſchmeichelhafteſte Art. Eine ſonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von ſeinem Freunde überraſcht. Pembrock ſieht ihn verwirrt, und will die Urſache ſeiner Verwirrung wiſſen. Guilford ſucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimniſſe heraus, daß ihm ſein gutes Glück bei ihrer Geliebten den Vorzug verſchafft habe. Pembrock geräth in Wuth, beſchuldigt ihn eines verrätheriſchen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede auf eine unedle Art ſeine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raſerei ab.

Die Scene war bisher bei Hofe geweſen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt ſie der Dichter in den Tower. Gardiner, der daſelbſt in einem weiten

Verhaſte gehalten wird, unterredet ſich mit dem Pembrock. Der Biſchof hat erfahren, daß die Vermählung zwiſchen der Johanna und dem Guilford wirklich vor ſich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf ſeine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führt ſeine Johanna herein, weil der geheime Rath ſich in dem Tower verſammeln will. Er bereitet ſie auf die große Nachricht vor, die ſie nun bald erfahren ſoll. Kurz darauf erſcheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebſt anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt ſeinen Anfang, mit welchem Herr Wieland ſeinen ganzen zweiten Aufzug anfüllt. Hier iſt es, wo er dem Engländer das meiſte abgeborgt hat.

Die erſte Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie verſprechen ſich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erſcheint die Wache und führt den Biſchof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock ſoll abgeführt werden, aber Guilford kommt dazu, ſchickt die Wache ab, und ſagt, daß er ſelbſt für dieſen Gefangenen ſtehen wolle. Er war gekommen, ſeinen Freund zu retten, giebt ihm ſeinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er ſich augenblicklich in Sicherheit begeben ſoll. Der ergrimmte Pembrock iſt über dieſes Verfahren betroffen, und will der Großmuth ſeines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, bis ihm dieſer den Befehl ſeines eignen Vaters zu ſeiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weiſe, als durch die anſcheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kommt Pembrock auf einmal wieder zu ſich, und es erfolgt die rührendſte Ausſöhnung, bei der man ſich unmöglich der Thränen enthalten

kann. Kaum aber iſt Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es iſt der Phädon des Plato) herein tritt. Die Kataſtrophe iſt ausgebrochen, und ſie beruhigt ſich mit Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele. Dieſe Scene iſt es, welche ſich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müſſen, wenn ſeine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrſamkeit geſchwatzt haben ſollte. Guilford erfährt von ihr, daß ſie der geheime Rath verlaſſen und ſich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kommt dazu; ſie jammert; Guilford tobt, und Johanna bleibt ruhig. Indem erſcheinen der Graf Suſſex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drei, im Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geſchäftigen Biſchof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilt. Zu ihm kommt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundſchaft hat ihn nicht müſſig gelaſſen; er hat bei der Königin für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchofs Sinne, er eilet alſo zur Maria, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt ſich zu ſeinem Guilford. Jetzt wird die hinterſte Scene aufgezogen, und man ſieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kommt und ihnen ſeine fröhliche Botſchaft bringt. Nur einen Augenblick glänzt ihnen dieſer Strahl von Hoffnung. Gardiner erſcheint, und bekräftigt zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beide zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird Guilford zum Tode geführt; die Scene eröffnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſt; Johanna beſteigt

es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphirt; Pembrock verwünſcht den Geiſt der Verfolgung; und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr Wieland mit dieſem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des Pembrocks herausgeriſſen, und die letzten drei Aufzüge in fünfe ausgedehnt, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beiden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna ſagen:

Und ſelbſt, o Scheuſal, deine Räthe ſelbſt,
Die kaum mit aufgehab'nen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſetz und unſerm heil'gen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock ſelbſt, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrock hier iſt, und wie Guilford auf einmal eines Freundes namentlich gedenkt, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkommt? Aber nun werden Sie dieſes Räthſel auflöſen können. Es iſt eben der Pembrock des Rowe, dem er in ſeinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Poſſen thut, ſich, gleichſam wider ſeinen Willen, einmal einzuſchleichen.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſedow in Anſehung des zweiten Mitarbeiters an dem „Nordiſchen Aufſeher" des Herrn Klopſtocks, mit aller Gewalt ſetzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünfundzwanzigſte Stück, ſagt Herr Baſedow, von einer dreifachen Art über Gott zu denken, deſſen Verfaſſer der Herr Klopſtock iſt, wird von dem Herrn Journaliſten ſehr feindſelig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klopſtockiſche Siegel nicht darauf geſehen haben, wie auf andern Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen er mit Hochachtung redet.“ — Herr Baſedow will vermuthlich hier ſpotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockiſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deßwegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortrefflich halten ſollen? Hätte ich ſchließen ſollen: weil Herr Klopſtock dieſes und dieſes ſchöne Stück gemacht hat; ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. „Herr Klopſtock,“ heißt es an einem andern Orte, „ſo gewogen der Kritiker ſich demſelben auch anſtellt ꝛc.“ Anſtellt? Warum denn anſtellt? Ich kenne den Herrn Klopſtock von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herrn Baſedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopſtock in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deßwegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige ſammt ſeinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Eſel, ohne zu ſtraucheln, geht.

Wer heißt den Herrn Klopſtock philoſophiren? So

gewogen bin ich ihm freilich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Baſedow ſelbſt iſt in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. Erſtlich, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken nichts Neues ſage; das Neue müßte denn darin liegen, daß er das denken nennt, was andere empfinden heißen. Das räumt Herr Baſedow ein, und fragt bloß: „Ob man denn über alte Dinge etwas neues ſagen müſſe? Und ob denn Herr Klopſtock nicht das Recht gehabt habe, das Wort denken anders zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger Syſteme genommen werde?" Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtirt; als worin mein zweiter Einwurf beſtand. Er ſagt nämlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabei dächten, auszudrücken. Ich ſage: keine neue Wahrheiten! Und was ſagt Herr Baſedow? „Ich geſtehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen geweſen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären." Das geſteht Herr Baſedow, und doch zankt er mit mir. Ja freilich; wenn es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopſtockiſche Siegel auf dem gedachten Stücke nicht geſehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nämlich:

„Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können.“ Dieſes Er war nicht umſonſt in dem Manuſcripte unterſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedruckt. Dieſes Er war Herr Klopſtock. Denn Herr Baſedow wird doch wohl wiſſen, wofür die Gottſchede und Hudemanns den Herrn Klopſtock halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn Klopſtocks Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: „ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde.“ Herr Baſedow hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es iſt, wie mich dünkt, ganz ſo gedankenreich und ſchön, wie die folgende Strophe.

Jeſus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hoſianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Baſedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt; ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten

Weiber geworden iſt. Iſt das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Baſedow und ſeines gleichen nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopſtockiſchen Lieder, ein bloßer witziger Einfall ſey, ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabei gedacht habe. Es kann wahr ſeyn, dachte ich, daß Herr Klopſtock, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber bloß dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſetzt hatte, verſchwieg und uns nicht mittheilen wollte: ſo iſt es unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können. Er hat alſo, wie man im Sprichworte zu ſagen pflegt, die Leiter nach ſich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten ſeiner, ſo voller Empfindung ſind, daß ein unvorbereiteter Leſer oft gar nichts dabei empfindet. Der „Hamburgiſche Anzeiger" ſagt, es ſey ihm dieſes mein Urtheil eben ſo vorgekommen, „als ob jemand von Leſſings ſchönen Fabeln urtheilen wollte, ſie wären ſo witzig, daß ſie oft ganz aberwitzig darüber würden." Der Herr verſuche nunmehr, ob er in ſeine Inſtanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Deſto ſchlimmer aber für Leſſingen, wenn ſeine Fabeln nichts als witzig ſind!

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Baſedow — und nun werde ich ſeiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um ſich; und der „Hamburgiſche Anzeiger"

ſagt, daß ein ſehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufſeher, als ein höchſt ſchlechtes Werk herunter zu ſetzen. Beide Herren muß ein verborgenes Geſchwür jucken, das ſie mit aller Gewalt aufgeſtochen wiſſen wollen. Ihr Wille geſchehe alſo. Ich wünſche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie ſich wohl des erdichteten Briefes, den der nordiſche Aufſeher in ſeinem ſieben und dreißigſten Stücke mittheilte? Vielleicht haben Sie ihn überſchlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie ſich doch, bei dem Schluſſe des erſten Theils Ihrer Blätter, in Kupfer ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch nicht geſehen, ſo oft ich Sie auch auf unſern Spaziergängen aufgeſucht habe, und ich habe ein ſcharfes Geſicht. Gewiß Sie entziehen ſich dem Publicum allzuſehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll keinem in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften etwas nachgeben. Ein altes ſaures Geſicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; tiefſinnig; ſchief; auch ein wenig mürriſch; denn im Schatten bin ich ſtark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubniß, mein Herr, um den Grabſtichel in die Hand zu nehmen; die Platte iſt ſchon fertig. Ich mache auch Inſcriptionen in Proſa und Verſen, wenn Sie ſie haben wollen. Ihr Verleger iſt, wie ich höre, ſo eigen, daß er Ihr Bild dem Werke ohne Ihr Wiſſen nicht vorſetzen will. Aber der wunderliche Mann! Er ſoll nicht dabei zu kurz kommen; das Buch wird gewiß deſto beſſern Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht umſonſt verlangen.“

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken: Ich kenne

eine etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit iſt, ſich in Sie zu verlieben, wenn Sie ſo ausſehen, wie ich Sie zeichnen will. Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch Wittwer?“ Ich bin Mein Herr

Ihr unterthänigſter Diener

Philipp Kauk.

Kupferſtecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt iſt, daß der Kupferſtecher, der ein Paar Portraits vor der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ gemacht hat, wirklich Kauke heißt, ob dieſem Briefe das geringſte zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich ſahe, daß ſich ein Mann, wie der „Nordiſche Aufſeher,“ der von nichts als Religion und Redlichkeit ſchwatzt, der es ſeiner Würde für unanſtändig erklärt hatte, ſich mit der Satyre abzugeben, daß ſich ſo ein Mann ſo ſchändlich vergangen hatte. Geſetzt der Künſtler ſpräche zu ihm: „Mein Herr, der Sie ſo eigenmächtig nicht Tadel, ſondern Schande austheilen, darf ich wohl wiſſen, wie ich zu dieſem Brandmaale komme? Es iſt wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits geſtochen; aber nicht aus freiem Willen, ſondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von dieſer Beſchäftigung lebe. Ich habe mein Beſtes gethan. Allein man hat mir ein ſo ſchlechtes Gemälde geliefert, daß ich nichts beſſeres daraus habe machen können. Ich ſage Ihnen, daß alle die Fehler, die Sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemälde geweſen ſind; und daß ein Kupferſtecher keinen Fehler des Gemäldes nach Gutdünken verbeſſern kann, ohne in Gefahr zu ſeyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis iſt, oder ein ſaures Geſicht mit Runzeln hat? Was weiß ich,

ob der andere Dichter (den ich nicht einmal geſtochen habe) ſchief und mürriſch ausſieht? Wir Kupferſtecher ſtechen die Leute, wie wir ſie gemalt finden. Und als Kupferſtecher, ſollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der feſter und kühner iſt, und mehr verſpricht, als daß er eine ſo öffentliche Beſchimpfung verdient hätte. Doch dem ſey wie ihm wolle. Wenn ich auch ſchon der allerelendeſte Kupferſtecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritiſchen Tadels? Warum muß ich noch etwas ſchlimmeres als der elendeſte Kupferſtecher, warum muß ich Ihr Kuppler ſeyn? Muß ich Ihr Kuppler ſeyn, weil Ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht ſo ſchön und artig in der Welt zu erſcheinen, als ſie ſich in ihren Spiegeln erblicken? Dieſes einzige frage ich Sie: muß ich darum Ihr Kuppler ſeyn?" — Wenn, ſage ich, der Künſtler zu dem Aufſeher ſo ſpräche; was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Baſedow möchte gar zu gern meinen Namen wiſſen. Gut; er ſoll ihn erfahren, ſobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopſtock, oder Er ſelbſt, das Herz hat, ſich zu dieſem Pasquille zu bekennen.

Siebenter Theil.

XII.

Den 18. September 1760.

Hundert und ſiebenundzwanzigſter Brief.

Sie kennen doch den Aeſopiſchen Zahnſchreier, Hermann Axel, den die Schweizeriſchen Kunſtrichter vor einigen Jahren

mit ſo vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterſchied ſich von andern Zahnſchreiern beſonders dadurch, daß er ſehr wenig redete. Wenn er aber ſeinen Mund aufthat, ſo geſchah es allezeit mit einer Fabel. Der ſchnackiſche Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bei den Tafeln und Gaſtmählern vornehmer und geringer Perſonen erſcheinen; man hielt dafür, daß ſeine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Geſpräche miſchte, überflüſſig bezahlt ſey. Unter andern wußte er ſehr viel von Gauchlingen zu erzählen; wie die Gauchlinger über ihre böſe Bach rathſchlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhoſen anſtatt Pluderhoſen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle dieſe Gauchlingiana haben ſeine Freunde zu Papier gebracht, und ſie in den „Freimüthigen Nachrichten," in den „Kritiſchen Briefen," in der Vorrede zu M. v. K. „Neuen Fabeln," zum erſten, zweiten, dritten, und der Himmel gebe, letzten Male drucken laſſen.

Das alles wiſſen Sie. Aber wiſſen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf ſeine eigene Hand ein Autor geworden iſt? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirkſam das Gift ſeiner Schmeichler auf ſeinen geſunden Verſtand geweſen ſeyn müſſe? Dieſe böſen Leute hatten ihn und den Aeſopus ſo oft zuſammen genennt, bis er ſich wirklich für einen zweiten Patäcus (ὃς ἔφασκε την Ἀισωπου ψυχην ἔχειν[1]) gehalten. Nun fiel Leſſingen vor kurzem ein, an dieſer Seelenwanderung zu zweifeln, und verſchiedenes wider die Axeliſche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer beſſer kennen ſollen. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie den geringſten Widerſpruch mit der plumpſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſind.

[1] Plutarch im Leben des Solons.

Hermann Axel ſpricht zwar wenig; aber er kann deſto mehr ſchreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausſchütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um ſich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat „Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln: enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt damit einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Herrn Leſſings von der Kunſt, Fabeln zu verfertigen.“

Dieſes Buch, welches um die Hälfte ſtärker iſt als die Leſſingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am erſten bekannt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſteht. Jene ſollen ſpöttiſche Parodieen auf Leſſings Fabeln ſeyn; und in dieſen ſoll die Leſſingiſche Theorie von der Fabel mit Gründen beſtritten werden. Hermann Axel dünkt ſich in Schimpf und Ernſt maître passé; er will nicht bloß die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengeſichtern an und hört mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfaſſer von dieſen Leſſingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt dazu bekannt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritiſchen Briefen beigelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinem witzigen Antagoniſten macht. Witzig iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Denn mit allem würde Leſſing vor ihm

noch eher Gnade finden, als mit ſeinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich ſaß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, und rief die Muſe an, die den Aeſopus ſeine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit ſeltſamen Bocksſprüngen eine Geſtalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu und ſagte: Die Muſe hört dich nicht, ſie iſt itzo beſchäftiget einem Poeten beizuſtehen, der den Tod Sauls und Jonathans ſingt: Ich will ſtatt ihrer dir bei deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Muſen, und diene den Poeten und Malern nicht ſelten bei ihrer Arbeit; ſie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geiſt

— — ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

Die Deutſchen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung und ſagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Dieſe Mühe, ſagte er, können wir uns ſparen; dafür wollen wir im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geſchichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umſtände herausnehmen und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenſchaften ſoll uns eine Handlung ſeyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt ſo mechaniſch, daß er ſich dabei keiner Thätigkeit bewußt ſey? Zu derſelben brauchen wir auch die innere Abſicht der aufgeführten Perſonen nicht, es iſt genug an unſerer Abſicht. Nur laßt uns nicht vergeſſen,

unſerer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem: Es war einmal — Ich erlaſſe dir auch die kleinen ſonderbaren Züge in den Sitten der Thiere, du haſt genug an den allgemein bekannten, und dieſe magſt du erhöhen ſo weit du willſt, und ſie ſo nahe zur menſchlichen Natur bringen als du willſt. Der müßte ein Dummkopf ſeyn, der deine Fabeln leſen wollte, um die Naturgeſchichte darin zu ſtudiren.“

„Gewiß, ſagte ich, werden wir ſo Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppiſche ſeyn? Um Vergebung, verſetzte er, nicht Stoppiſche, ſondern Leſſingiſche: In dieſen letzten Tagen iſt Leſſing den Menſchen geſchenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbeſſern und unter die ſcientifiſche Demonſtration zu bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlaſſen. Er kann ſich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverſchämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu erſetzen.“

„Laſſet uns, ſagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir, munterer Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden, zu Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen, zu Gedanken, die hervorſtechen, zu Anſpielungen. Fort mit dem Plunder, verſetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel Anmuth? Willſt du das Gewürze würzen? Kurz und trucken; mehr verlangt unſer Lehrer nicht; gute Proſe —“

„Entſchuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel, du wirſt weder der Erſte noch der Letzte ſeyn, der das thut — —“

„Alles was er mir ſagte, dünkte mich ſeiner ſatyriſchen Geſtalt und ſeinem bocksmäßigen Namen zu entſprechen. Indeſſen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.“

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke iſt ſchnurrig genug;

aber laſſen Sie uns doch ſehen, auf wie viel Wahrheit ſie ſich gründet. Erſt eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben? Noch im Jahr 1749, als ſie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, ſtand Capriccio bei ihnen in ſehr großem Anſehen. Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegenſten dunkelſten Winkel der menſchlichen Kenntniſſe ertönen läßt, das ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den „Knaben Jeſus" machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die trefflichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „die ihm das Schickſal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, noch niemals geſehen hatte;" der andere war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „bis in die Tiefen jener Philoſophie gelangt, in welchen er ſich mit ſeinen Freunden noch als Atomos, die allererſt aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor ſie noch geboren waren, doch ſich nicht ganz unbewußt."

Klein wie Theilchen des Lichts ungeſeh'n ſchwärmeten,
— wie ſie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen verſammelten,
Im wollüſtigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaubernde Zeit ſchwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bei den Schweizern 1749. Und was laſſen ſie ihm 1760 thun? Schlechte Leſſingiſche Fabeln machen. Welche Veränderung iſt mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber deſto größere mit den Schweizern. Capriccio iſt der Gefährte der Fröhlichkeit:

Lætitia in terras stellato ex æthere venit,
Cui comes ille ciens animos et pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und ſeit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Charakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der Fröhlichkeit: was machſt du? und zu dem Capriccio: du biſt toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mit unter. Er war ihnen in dem „Noah" nicht munter genug geweſen: er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen; und beſonders nicht gern in ſo gefährliches Waſſer als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willſt du uns nicht, ſo wollen wir dich auch nicht; lauf! Man hört es zum Theil aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. Einer von ihren Poeten ſingt jetzt „den Tod Sauls und Jonathans:" iſt Capriccio bei ihm? Nein. Die Muſe nur iſt bei ihm; und Capriccio ſchwärmt indeſſen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

— — — pictoribus ille
Interdum assistens operi, nec segnius instans
Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich ſorge, ich ſorge, die Muſe folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Meſſe Geduld, und wir werden es ſehen. Wenn ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit

den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei esser ne l'Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio foſſe Falerno,
Ma non fuggiſſe mai dal labro mio.

Es war ein allerliebſter Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seitdem kam der Einfall

Es donnert! Trink und ſieh auf mich!

— —

Zeus iſt gerecht; er ſtraft das Meer:
Sollt' er in ſeinen Nektar ſchlagen?

allem Anſehen nach zwar auch vom Capriccio; allein Capriccio ſteht nicht mehr bei ihnen in Gnaden, und Leſſing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio ſagen, im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leſſing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führt ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darin enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel bezieht, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leſſing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele

ſcheut? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit, ſie zu brauchen, ſehen. Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt iſt. Nicht den geringſten Anlaß wird er verrathen, wenn er ſeinen Vortheil verſteht: denn ſehr oft iſt die Bereitſchaft, dieſen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienſt des Erfinders; und es würden tauſend andere, wenn ſie den nämlichen Anlaß gehabt hätten, wenn ſie in der nämlichen Disposition ihn zu bemerken geweſen wären, das nämliche erfunden haben. Unterdeſſen kommt es freilich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlaſſe ſind. Z. E. Sie erinnern ſich ſeiner Fabel

Die Furien. (ſ. Band I, S. 162.)

Dieſe Fabel iſt die einzige, bei welcher L. den Suidas anführt. Und was ſteht im Suidas davon? Dieſes, daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beiname der Furien geweſen ſey. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leſſingen dieſe Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß dieſe Fabel zu machen, und ſein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszuſtöbern, und es in dieſem gelegenen Augenblicke bei ihm vorbei zu jagen.

Die Fortſetzung folgt.

XIII.

Den 25. September 1760.

Beſchluß des hundert und ſiebenundzwanzigſten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwei bis drei Exempel anzuführen, wo L. ſeinen alten Währmännern mehr ſchuldig zu ſeyn ſchiene, als er dem Suidas in dieſer Fabel von den Furien ſchuldig iſt. Hingegen könnte ich ſehr viele nennen, wo er ſie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienſte anrechnen müßte, wenn er ſeine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl ſelbſt gemerkt haben, daß es ſo leicht nicht iſt, in den alten Claſſikern zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn ſein Capriccio verſpricht es zwar zu thun; am Ende aber ſieht man, daß er weder im Suidas noch im Aelian, ſondern in den Schriften des Genfer Rouſſeau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen dieſe Männer, und ſie ſind unſtreitig größer als jene ſtaubigte Compilatoren; allein demungeachtet iſt es weniger erlaubt, ſich aus ſolchen Männern als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieſes nennt das Publicum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweimal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn ſtolziren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarch, wie man mit jungen Leuten die Dichter

leſen ſoll. Ich ſage zu danken hat; denn jagen hat er ſie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greifen zu laſſen. Es heißt bei dem Plutarch: ὅτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἥδιστα ἐστι, και των ἰχθυων, οἱ μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, οἷς ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐναισθητοτεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφιᾳ λεγομενων, οἱ σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐστιν ἡμιν. „Ob es wahr iſt, was der Dichter Philoxen ſagt, daß das angenehmſte Fleiſch das iſt, was nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche die, die nicht Fiſche ſind: das wollen wir denen zu entſcheiden überlaſſen, die, mit dem Cato zu reden, allen ihren Verſtand im Gaumen haben. Das aber iſt unſtreitig, daß junge Leute diejenigen philoſophiſchen Lehren am liebſten anhören, am willigſten befolgen, die in keinem ernſthaften, philoſophiſchen Tone vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaften Eſſer auf ein wirthſchaftliches Mittagsmahl. Eine Schüſſel mit Speiſen ward aufgetragen, Cleander aß mit bedachtſamer Miene und ſagte: das angenehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach kam eine Schüſſel mit Fiſchen; dann ſagte er: der angenehmſte Fiſch iſt, der kein Fiſch iſt. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache nicht verſtünde. Cleander verſetzte: Soll ein Mann, der den Geſchmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der ihn in dem Verſtande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd ſeyn, daß die Menſchen diejenige

philoſophiſche Schrift am liebſten haben und mit dem meiſten Vergnügen leſen, die nicht philoſophiſch, noch im Ernſt geſchrieben ſcheint. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorſtellungen eine ſchmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte, daß wir dieſer Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, und deine Katze in Elyſium ſchuldig wären."

Und das nennt Axel eine Leſſingiſche Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieſer Verfaſſer ein ſo kahler Ausſchreiber iſt, und eine ſchöne Stelle eines Alten ſo jämmerlich zu ſeinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hineingelegt, als nicht ſchon darin liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigſtens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Eſſer zum dritten hätte ſagen laſſen: „der angenehmſte Käſe iſt der, der kein Käſe iſt:" ſo wäre es doch noch etwas geweſen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er ſcheint mir ganz der Poet Cinna ſelbſt geweſen zu ſeyn, der hier die Ehre hat, gegen den Freſſer eine ſehr alberne Perſon zu ſpielen.

Nicht L., ſondern Axel ſelbſt iſt ſeit langer Zeit als ein Zuſammenſchreiber bekannt, der ſeine Beleſenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfaſſer der „neuen kritiſchen Briefe" ſein Probeſtück machen ließ und ihm verſchiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand ſich auch dieſe darunter: Auf einen, der ſich rühmte, er kenne das Gedicht, der Meſſias, ſehr wohl, es wäre in Hexametern verfaßt, und er hätte den Vers aus demſelben behalten:

Alſo verſammelten ſich die Fürſten der Hölle zu Satan.

Geſchwind beſann ſich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

Der Palaſt des Prinzen Eugen.

„Man redete in einer Geſellſchaft von dem Palaſte des Prinzen Eugen, der in dem preußiſchen Ueberfall ſollte niedergeriſſen werden. Man war ſehr bemüht, ſein Ebenmaaß, ſeine Abtheilungen und ganze Form zu unterſuchen. Ein Menſch, der große Reiſen gethan hatte, ſchwieg lange ſtille, endlich fing er an: Dieſer Palaſt iſt mir ſo gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebaut ward, und ich habe das Glück, ein Stückchen von dem Marmor zu beſitzen, woraus er gebaut iſt. Zugleich zog er das Stückchen aus der Taſche und betheuerte, daß ers von dem Marmor heruntergeſchlagen hätte, von welchem der Palaſt erbaut worden.“

Was iſt das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholaſtiker, welcher ſein Haus verkaufen wollen? Σχολαςικος ὀικιαν πωλων, λιθον ἀπ᾽ ἀυτης ἐις δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Leſſing'ſche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abſchreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieſer zu zeigen, wie glücklich Axel parodirt, wenn er ſeinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erſt frage ich Sie: was hat L. wohl mit ſeinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muſter der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieſes iſt, ſo wenig will es ihm doch Axel zugeſtehen, ſondern glaubt dieſe Moral erſt durch nachſtehende Fortſetzung hineinzulegen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

„Haſt du die drei ſtrengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befahl zu ſuchen, damit ich der Venus Hohn ſprechen könnte? Alſo fragte Juno die Botſchafterin

des Himmels. Ich fand ſie, antwortete Iris, aber ſie waren ſchon vergeben; Merkur hatte ſie zum Pluto geführt, der ſie für Furien brauchen will. Für Furien, dieſe Tugendhaften? ſprach Juno. O, verſetzte Iris, vollkommen ſtrenge; alle drei hatten den geringſten Funken in ihren Herzen erſtickt, alle drei haben niemals einer Mannsperſon gelächelt. Die Göttin machte große Augen und verſetzte: du haſt mir diesmal einen ſchlechten Begriff von deinem Verſtande gemacht, und deine Moral iſt mir verdächtig, indem du Tugend, Keuſchheit und Zucht mit Menſchenhaß und Unempfindlichkeit vermiſcheſt. Gellert ſoll mir die ſuchen, die ich verlange."

Der ſeltſame Arel! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? und das Compliment, das Gellert hier bekommt! Er, den die Schweizer ehedem, wie Leſſingen mit Stoppen in eine Claſſe ſetzten!

So ſehr unterdeſſen Herr L. von Areln gemißhandelt worden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrießen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodirt zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſit einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours être un ouvrage connu, célèbre et estimé. La critique d'une pièce médiocre ne peut jamais devenir intéressante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'aperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public prévient celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils savent aussi bien que nous, et tirer un ouvrage de l'obscurité où il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sauroit ni plaire ni instruire, et l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet, qui soit en quelque façon consacré par les éloges du public.

Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als ein=mal zu verſtehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unſer berühmter Bodmer ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen Vejanius,

Spectatum satis et donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

— — — antiquo se includere ludo.

Sophokles.

Erſtes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

1760.

Bayle, der in ſeinem „kritiſchen Wörterbuche“ ſowohl dem Aeſchylus als dem Euripides einen beſondern Artikel gewidmet hat, übergeht den Sophokles mit Stillſchweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu ſagen, als von jenen ſeinen Mitbewerbern um den tragiſchen Thron?

Gewiß nicht. Aber bei dem Aeſchylus hatte Baylen, Stanley; bei dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Dieſe Männer hatten für ihn geſammelt, für ihn berichtigt, für ihn verglichen. Voll Zuverſicht auf ſeinen angenehmern Vortrag, ſetzte er ſich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und dieſem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweiß abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war ſeine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen als ihn die Folge der Buchſtaben auf den Sophokles brachte, vergebens ſah er ſich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er ſelbſt ſammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es ſchon ſein Werk geweſen, ſo erlaubte es ihm jetzt ſeine Zeit nicht, und Sophokles blieb weg.

Die nämliche Entſchuldigung muß man auch ſeinem Fortſetzer, dem Herrn Chaufepié, leihen. Auch dieſer fand noch keinen Vorarbeiter, und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftſteller nur erſt lieb, und die geringſte Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf uns gleichgültig zu ſeyn. Seitdem ich es bedauere, die Dichtkunſt des Ariſtoteles eher ſtudirt zu haben als die Muſter, aus welchen er ſie abſtrahirte, werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerkſamer als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorſatz geſucht! Wie viel Unnützes habe ich ſeinetwegen geleſen!

Nun denke ich: keine Mühe iſt vergebens, die einem andern Mühe erſparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich geleſen, wenn es von nun an dieſer oder jener nicht weiter leſen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorſtellung, Dank zu verdienen, muß eben ſo angenehm ſeyn, als die Vorſtellung bewundert zu werden, oder wir hätten keine Grammatiker, keine Literatoren.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieſes Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilt, „Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer geſchrieben haben", ſo hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechenſchaft geben (A). Dieſen zufolge war Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater hieß Sophilus (C). Nach der gemeinſten und wahrſcheinlichſten Meinung ward er in dem 2ten Jahre der 71ſten Olympias geboren (D).

„Er genoß eine ſehr gute Erziehung. Die Tanzkunſt und die Muſik lernte er bei dem Lamprus, und brachte es in dieſer letztern wie auch im Ringen ſo weit, daß er in beiden den Preis erhielt (E). Er war kaum 16 Jahr alt, als er mit der Leier um die Tropäen, welche die Athenienſer nach dem Salaminiſchen Siege errichteten, tanzte und den Lobgeſang anſtimmte. Und das zwar nach einigen nackt und geſalbt; nach andern aber bekleidet (F). In der tragiſchen Dichtkunſt ſoll Aeſchylus ſein Lehrer geweſen ſeyn; ein Umſtand, an welchem ich aus verſchiedenen Gründen zweifle (G). Iſt er unterdeſſen wahr, ſo hat ſchwerlich ein Schüler das Uebertriebene ſeines Meiſters, worauf die Nachahmung immer am erſten fällt, beſſer eingeſehen und glücklicher vermieden, als Sophokles. Ich ſage dieſes mehr nach der Vergleichung ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die 77ſte Olympias. Das ſagt Euſebius, das ſagt auch Plutarch; nur muß man das Zeugniß dieſes letztern recht verſtehen; wie ich denn beweiſen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbeſſerung anzunehmen, welche Samuel Petit darin angegeben hat (I).

„Damals war der dramatiſche Dichter auch zugleich der Schauſpieler. Weil aber Sophokles eine ſchwache Stimme

hatte, ſo brachte er dieſe Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, wodurch er ſie allerdings zu einer höheren Staffel der Vollkommenheit erhob. Es gedenken derſelben zum Theil Ariſtoteles (L); zum Theil Suidas (M); zum Theil der ungenannte Biograph (N).

„Mit der Aufnahme ſeiner „Antigone“ hatte Sophokles ohne Zweifel die meiſte Urſache vergnügt zu ſeyn. Denn die Athenienſer wurden ſo entzückt davon, daß ſie ihm kurz darauf die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles geſammelt, was man von dieſem Puncte bei den Alten findet, die ſich in mehr als einem Umſtande widerſprechen (O). Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben (Q). Nur ſieben ſind davon bis auf uns gekommen; und von den andern iſt wenig mehr übrig als die Titel. Doch auch dieſe Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen ſtudiren, welche Stoffe zu Trauerſpielen ſuchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe die vornehmſten an, mit welchen er darum geſtritten hat (T).

„Mit dem Euripides ſtand er nicht immer in dem beſten Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmerkung über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. Er iſt der tragiſchen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint (X).

„Verſchiedene Könige ließen ihn zu ſich einladen; allein er liebte ſeine Athenienſer zu ſehr, als daß er ſich freiwillig von ihnen hätte verbannen ſollen (Y).

„Er ward ſehr alt und ſtarb in dem 3ten Jahre der 93ſten

Olympias (Z). Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes Sinngedicht zum Grunde hat, wollte ich am liebſten allegoriſch verſtanden wiſſen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinngedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergeſſen (BB). Sein Begräbniß war höchſt merkwürdig (CC).

„Er hinterließ den Ruhm eines weiſen, rechtſchaffenen Mannes (DD); eines geſelligen, munteren und ſcherzhaften Mannes (EE); eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht ſeyn, daß es mit den verliebten Ausſchweifungen, die man ihm Schuld giebt, ſeine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten nicht ſagen, daß ſein moraliſcher Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die ſie wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt (KK).

„Außer ſeinen Tragödien führt man auch noch andere Schriften und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung ſeines Charakters als tragiſcher Dichter muß ich bis in die umſtändliche Unterſuchung ſeiner Stücke verſparen. Ich kann jetzt bloß einige allgemeine Anmerkungen vorausſenden, zu welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben (MM), und verſchiedene Beinamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlaſſen werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt (OO). Endlich werfe ich alle kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können, in eine

Anmerkung zuſammen (PP); deßgleichen auch die Fehler, welche die neueren Literatoren in Erzählung ſeines Lebens gemacht haben (QQ)."

Ausführung.

Es wird Mühe koſten, dieſes Gerippe mit Fleiſch und Nerven zu bekleiden. Es wird faſt unmöglich ſeyn, es zu einer ſchönen Geſtalt zu machen. Die Hand iſt angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Dieſe ſind Suidas und ein Unbekannter, der ſeinen Scholien über die Trauerſpiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgeſetzt hat. Suidas und ein Scholiaſt: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke ſelbſt hatten.

Der Artikel „Sophokles" iſt bei dem erſten ſehr kurz. Es iſt auch nicht dabei angemerkt, woher er entlehnt worden. Niemand hat ſich verdienter um ihn gemacht als J. Meurſius,[1] der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiaſten iſt etwas umſtändlicher, und es zieht ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß, den Ariſtoxenus, den Iſter, den Satyrus. Unter dem erſten verſteht er ohne Zweifel den Ariſtoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Ariſtoteles, von deſſen vielen Schriften uns nichts als ein kleiner muſikaliſcher Tractat übrig geblieben iſt. Ammonius[2] führt von ihm ein Werk

[1] In ſeiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragœdiis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie iſt dem 10ten Theile des „Gronov'ſchen Theſaurus" einverleibt worden.

[2] *Περι ὁμοιων και διαφορων λεξεων*; unter *ῥυεσθαι και ἐρυεσθαι*:

„von den tragiſchen Dichtern“ an; und in dieſem ohne Zweifel wird das geſtanden haben, was der Scholiaſt, den Sophokles betreffend, aus ihm anführt. Iſter iſt der Schüler des Kallimachus, deſſen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken. [1] Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht beſtimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieſes Namens, [2] unter deſſen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles ſeyn mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerſtreuten Stellen bei dem Plato, Ariſtoteles, Diodorus Siculus, Pauſanias, Athenäus, Philoſtrat, Strabo, Ariſtides, Cicero, Plinius ꝛc., die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen ſollen? Doch ſie gedenken ſeiner nur im Vorbeigehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewieſen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergeſſen. Wenn ich aber den Gyraldus, [3] den Meurſius, [4] und den Fabricius, [5] nenne, ſo habe ich ſie alle genannt. Das ſind die einzigen, bei welchen ich mehr zu lernen, als zu verbeſſern gefunden habe. Bei allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienſer und zwar ein Koloniate.) Suidas: *Σοφοκλης*, *Σοφιλου*, *Κολωνηθεν*, *Ἀθηναιος*. Und der ungenannte Biograph: *Ἐγενετο ὀυν ὁ Σοφοκλης το γενος Ἀθηναιος, δημου Κολωνηθεν*. Deßgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des „Oedipus auf Kolonos“ iſt: *ἡν γαρ*

Αριςοξενος ἐν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι νεωτερων ὁυτω φησι κατα λεξιν u. ſ. w.

[1] Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

[2] Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

[3] *Gyraldus* Hist. Poetarum tam græcorum quam latinorum, Dialog. VII.

[4] In der unter 1 angezogenen Schrift.

[5] Fabricius Bibl. Græca Lib. II. cap. 17.

Κολωνοθεν.[1] Auch Cicero[2] beſtätigt es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriæ ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus,[3] cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, et illo mollissimo carmine, quænam essent ipsa hæc loca, requirentis, species quædam commovit; inanis scilicet, sed commovit tamen.

Das athenienſiſche Volk ward wie bekannt in Φυλας (Stämme) eingetheilt, und dieſe Φυλαι theilten ſich wiederum in verſchiedene Δημους, das iſt Landsmannſchaften, wie es Schulze[4] überſetzt hat, und ich es nicht beſſer auszudrücken wüßte. Nicht ſelten bemerken die Geſchichtſchreiber beides: ſowohl den Stamm, als die Landsmannſchaft. So ſagt z. E. Plutarch vom Perikles: Περικλης των μεν φυλων Ἀκαμαντιδης, των δημων Χολαργευς. Von unſerm Sophokles aber findet ſich nur der Δημος genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die δημους nach ihren φυλαις geordnet hätte; wenigſtens hat es Meurſius in ſeinem Werke de populis Atticæ nicht gethan. Unterdeſſen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontiſchen Stamme geweſen iſt, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles Κολωνος. Κολωνος

[1] Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus als des Paul Stephanus von 1603 (Seite 483) haben hier Κολωνοθεν anſtatt Κολωνηθεν.

[2] Lib. V. de finibus.

[3] Meurſius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) lieſt: convertebat ad sese Colonus; ille locus etc. und ich ziehe dieſe Lesart vor.

[4] In ſeinen Anmerkungen über die Leben des Plutarch, welche Kind ſeiner Ueberſetzung beigefügt hat.

bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; *γης ἀναςημα, τοπος ὑψηλος.*[1] Zu Athen aber wurden beſonders zwei Hügel ſo genannt, wovon der eine innerhalb, der andere außerhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt war auf dem Marktplatze neben dem Tempel des Euryſaces, und hieß von dem Markte *Κολωνος ἀγοραιος.* Von dieſem iſt die Rede nicht, ſondern von dem außer der Stadt, welcher zum Unterſchiede *Κολωνος ἱππιος* d. i. der **Ritterhügel**, ſo wie jenes der **Markthügel** genannt ward.[2] Und zwar hatte er das Beiwort *ἱππιος* von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptuns *ἱππιου* und der Minerva *ἱππιας.*[3] Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam

[1] Suidas unter *Κολωνος.*

Man ſehe den Harpocration und Pollux, deren Stellen Meurſius (Reliq. Att. cap. 6.) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweiten Inhalt des „Oedipus auf Kolonos" gemacht hat. *Ὁυτω κληθεντι*, ſagt dieſer von dem Kolonos, *ἐπει και Ποσειδωνος ἐςιν ἱερον ἱππειου και Προμηθεως, και ἀυτου ὁι ορεωκομοι ἱςανται.* Der lateiniſche Ueberſetzer macht in dieſer Stelle einen ſehr albernen Fehler. Er giebt ſie nämlich ſo: quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum et Promethei, quique *ejus mulorum* curam gerunt, ibi considunt. — *Ejus mulorum?* Was mögen das für geheiligte Mauleſel geweſen ſeyn? Er hat das Adverbium *ἀυτου* für den Genitiv des Pronomens angeſehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.)

Warum aber jener eben hier als *ἱππιος* verehrt wurde, war ohne Zweifel dieſes die Urſache, weil er

Ἱπποισιν τον ἀκεςηρα χαλινον
Πρωταισιν ταισδ᾽ ἐκτισε ἀγυαις.

(Sophokles in ſeinem „Oedipus auf Kolonos," Zeile 745. 46.) Dieſe Stelle des Sophokles hat mit der bekannten ſtreitigen Stelle des Virgil:

Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) ſehr viel ähnliches. Virgil ſcheint ſie vor Augen gehabt zu haben, und ich muß mich wundern, daß ſie keinem von ſeinen Auslegern beigefallen iſt. Denn man kann *πρωταισιν* eben ſowohl mit *ἀγυαις*, als mit *ἱπποισιν* verbinden.

me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus etc. iſt nicht undeutlich zu ſchließen, daß er zwiſchen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc geht hier auf die Akademie. Nun lag dieſe ſechs Stadien von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meurſius braucht dieſen Ort des Cicero auch ſehr glücklich zur Verbeſſerung einer Stelle des Thucydides, wo geſagt wird, daß der Kolonos ungefähr zehn Stadien von der Stadt liege: *ςαδιους μαλιςα δεκα*; und er vermuthet, daß man anſtatt *δεκα* leſen müſſe *δ'*.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieſes *Κολωνος* wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen *Κολωνιαται*. Niemand kann uns dieſes beſſer ſagen als Sophokles ſelbſt:

— — — *Αἱ δε πλησιον γυαι*
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον ἐυχονται σφισιν
Αρχηγον ἐιναι, και φερουσι τοὐνομα
Το τουδε κοινον παντες ὠνομασμενον·

heißt es zu Anfange ſeines „Oedipus auf Kolonos." [1] Und der Scholiaſt ſetzt hinzu: *Το του Κολωνου ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι.* Mit der Ueberſetzung, welche Vitus Winſemius von dieſer Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolæ
Hunc equestrem Colonum precantur sibi
Praesidem esse, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Equestrem Colonum precantur sibi præsidem esse würde ungefähr heißen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde *ἐυχομαι* durch das

[1] Zeile 59 u. f.

bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und ἀρχηγον wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier ließ ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat, dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, χαριζομενος οὐ μονον τῃ πατριδι αλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewigt als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So außer allen Zweifel es nun ſchon durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände geſetzt zu ſeyn ſcheint, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwähnt, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nämlich, wie der ungenannte Biograph anführt, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilt der ungenannte Biograph ſelbſt: Ἀπιστητεον δε και τῳ Ἰστρῳ φασκοντι αὐτον οὐκ Ἀθηναιον, ἀλλα Φλιασιον ἐιναι· πλην γαρ Ἰστρου παρ᾽ οὐδενι ἑτερῳ τουτ᾽ ἐστιν ἑυρειν.

Meurſius hat, bei Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nämlich über das Leben des Sophokles aus dem Suidas gedenkt

er unter dem Worte *Κολωνηθεν* dieſer Meinung des Iſter, und ſagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun iſt populus hier dem Meurſius ſoviel als *δημος*. Iſter aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, *δημον*, ſondern überhaupt den Athenienſer abſprechen wollen. Dieſes iſt aus dem Gegenſatze klar: *οὐκ Αθηναιον ἀλλα Φλιασιον*. Wäre unter *Φλιασιος* bloß der *δημος* zu verſtehen, ſo könnte er ja eben ſo wohl ein Phliaſier und Athenienſer, als ein Koloniate und ein Athenienſer ſeyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meurſius vielleicht beiwohnte, daß es wirklich einen *δημον*, Namens *Φλυα*, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu dieſem Fehler verleitet. Allein des Unterſchieds in den Buchſtaben nicht zu gedenken, ſo heißt das Adjectivum von *Φλυα* nicht *Φλυασιος*, ſondern einer aus dieſem *δημῳ* heißt *Φλυευς*. Ich berufe mich deßwegen auf folgende Inſcription bei dem Spon:[1]

ΣΕΛΕΥΚΟΣ
ΞΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΥΕΥΣ

Φλιασιος hingegen iſt das Gentile von *Φλιους*. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponneſus und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon.[2] Aus dieſem Phlius alſo und nicht aus Phlya muß Iſter den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo ſagt, das alte Phlius habe an dem Berge Köloſſa

[1] In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meurſius Reliq. Atticis beigefügt ſind. S. 59.

[2] Strabo im 8ten Buche S. 586. nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: *ΦΛΙΟΥΣ*, *πολις Πελοποννησου — το ἐθνικον Φλιουντος, ἢ Φλιουσιος — Πλεονασμῳ δε του α, Φλιασιος.* Für *πλεονασμῳ* liest Gronovius *μεταπλασμῳ*. (Variae Lectiones in *Stephano* p. 26.)

gelegen. Dieſes bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Iſter anſtatt Κολωνηθεν, geleſen haben Κοιλωσσηθεν?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man ſehe das Zeugniß des Suidas unter (A). Dieſes beſtätigt der ungenannte Biograph: ὑιος δε Σοφιλου. Und ein Ungenannter in der „Anthologie:“ [1]

Τον σε χορους μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,
Τον τραγικης μουσης ἀςερα Κεκροπιον

u. ſ. w. Clemens Alexandrinus [2] ſchreibt ihn Σοφιλλος. So auch Tzetzes. [3] Diodorus Siculus hingegen ſchreibt ihn Θεοφιλος. [4] Ich wollte darum aber nicht mit dem Meurſius ſagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerlei Namen ſind, indem der Doriſche Dialekt Σιος anſtatt Θεος ſagt. Daher es denn auch die lakoniſche Ausſprache war. Wenn die Athenienſerin νη τω θεω ſchwur, ſchwur die Spartanerin ναι σιω. Es war Ein Schwur; obgleich beide verſchiedene Gottheiten damit meinten. [5]

Das war ſein Name; nun von ſeinem Stande. War Sophilus, der Vater unſeres Dichters, einer von den vornehmeren oder geringeren Bürgern? Ariſtoxenus und Iſter haben das letztere behauptet; denn beide haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieſer zu einem Schwertfeger gemacht. Allein dem ungenannten

1 Libro III. cap. 25. ep. 42.

2 In ſeiner Ermahnungsrede an die Griechen S. 56., nach der Ausgabe des D. Heinſius.

3 Chil. VI. 69.

4 Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rodom.

5 S. die „Lyſiſtrata“ des Ariſtophanes, Zeile 81 und 146, und was Biſetus über die erſtere anmerkt.

Biograph kommt dieſes unglaublich vor; und zwar aus zwei Gründen, davon einer von der Feldherrnſtelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmſten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillſchweigen der Komödienſchreiber hergenommen iſt. Er wählt alſo den Mittelweg und ſagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerke treiben müſſen: Ὑιος του Σοφιλου, ὁς ουτε (ὡς Αριϛοξενος φησι) τεκτων, ἠ χαλκευς ἠν· ουτε (ὡς Ιϛρος) μαχαιροποιος την εργασιαν. Τυχον δε εκεκτητο δουλους χαλκεας ἠ τεκτονας· ου γαρ εικος τον εκ τοιουτων γενομενον ϛρατηγιας αξιωθηναι συν Περικλει και Θουκυδιδῃ, τοις πρωτοις της πολεως· αλλ᾽ ουδ᾽ αν ὑπο των κωμῳδων αδηκτος αφειθη, των ουδε Θεμιϛοκλεους αποσχομενων.

Den erſten Grund halte ich für den ſtärkſten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon ſagen. Der zweite aber dünkt mich deſto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Comödie eine unerſchöpfliche Quelle von Spöttereien. Wehe dem berühmten Manne, dem ſie von dieſer Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verſchonen, wenn er ſich um den Staat auch noch ſo verdient gemacht hätte. Themiſtokles, ſagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! ſetze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen ſeiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (λαχανοπωλις) geweſen war, von dem Ariſtophanes leiden. Nun war zwar Ariſtophanes ein beſonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles ſehr weit vorzog. Aber würde er dieſer poetiſchen Gerechtigkeit wegen einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Ariſtophanes nicht! Da kennt man die alte Comödie nicht! Als Sophokles in ſeinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Ariſtophanes vor! Ich rede in der Anmerkung

(P) hiervon mehr. Und er ſollte ihm ſeine geringe Herkunft geſchenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis und wie ſie alle heißen, ſollten ſie ihm geſchenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Comödie mehr geleſen hatten, als uns davon übrig geblieben iſt.

Aber was ſoll ich zu dem Mittelwege ſagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerke treiben müſſen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Hanthierungen ſeiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchſte in die Claſſe der Mittelbürger, *των μετριων πολιτων*. Ja der Sohn eines ſolchen Bürgers war noch immer den Spöttereien der Comödienſchreiber über das mittelbare Gewerbe ſeines Vaters ausgeſetzt. Ich berufe mich dieſerwegen auf das, was Plutarch [1] von dem Redner Iſokrates ſagt: *Ἰσοκρατης Θεοδωρου μεν ἠν παις του Ἐρεχθιεως* [2] *των μετριων πολιτων, θεραποντας αὐλοποιους κεκτημενου, — ὅθεν εἰς τους αὐλους κεκωμῳδηται ὑπο Ἀριςοφανους και Στρατιδος.* Hier iſt ein Mann, welcher Flötenmacher in ſeinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieſer Mann unter die Mittelbürger, und der Sohn bekam von dem Ariſtophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerſpricht alſo die unterlaſſene Spötterei der Comödienſchreiber dem Ariſtoxenus und Iſter, ſo widerſpricht ſie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt geweſen ſeyn, die

[1] In den Lebensbeſchreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Iſokrates das vierte iſt.

[2] Wie Xylander anſtatt *του ἀρχιερεως* mit vollkommenem Grunde lieſt.

reines Vermögen genug beſaßen, entweder in die Claſſe der Pentakoſiomedimnen, oder wenigſtens in die Claſſe der Ritter zu gehören. Dieſer Behauptung kommt das Zeugniß eines Alten, eines ſpäteren Römers zwar, aber doch eines Mannes zu Statten, der mit der griechiſchen Literatur genau bekannt war. Der ältere Plinius [1] nämlich nennt unſeren Dichter ausdrücklich principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus ſeinem Kopfe geſagt haben? Wird er ſich nicht auf Zeugniſſe geſtützt haben, die wenigſtens den Zeugniſſen des Iſters und Ariſtoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieſes eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Ariſtoxenus und Iſter entſtanden ſeyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichſten ſeyn wird. Auf dem zweiten *Κολωνος*, welcher zum Unterſchiede *αγοραιος* hieß, ließen ſich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von dieſem ihren Verſammlungsorte *Κολωνιται.* [2] Was iſt nun leichter zu vermengen als *Κολωνιται* und *Κολωνιαται*? Sophokles aber, und folglich auch ſein Vater, war ein *Κολωνιατης.* So fanden ihn Ariſtoxenus und Iſter genannt, und laſen es für *Κολωνιτης* und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch beſtärkt, daß ſie weder untereinander, noch mit ſich ſelbſt einig ſind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein *Κολωνιτης* konnte ein Zimmermann, ein Schmied und ein Schwertfeger ſeyn.

[1] Histor. Nat. lib. XXXVII. Sect. XI. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieſer Stelle des Plinius unter (X) mit mehreren.

[2] Suidas unter dieſem Worte: *Ὁυτως ὠνομαζον τους μισθωτους· ἐπειδη περι τον Κολωνον ἑιςηκεσαν, ὁς ἐςι πλησιον της ἀγορας.* Suidas hat hier den Harpocration ausgeſchrieben, welcher die nämlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

Will man mir über dieſes Κολωνιτης noch eine grammatikaliſche Grille erlauben? Ich halte die Sylbe της hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verſchiedene Gentilia bekommen. Ich halte ſie für das Nennwort θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὁτι ὁ παρ᾽ ἀλλοις, merkt Photius aus den Chreſtomathieen des Helladius an,[1] μισθου δουλευων, θης καλειται, ἡ παρα το θειναι, ὁ δηλοι το χερσιν ἐργαζεσθαι και ποιειν· — ἡ κατα μεταθεσιν του τ εἰς το θ· το γαρ πενεσθαι και τητασθαι του βιου, οἱον ϛερεσθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weiß ich zwar wohl, daß θης in der mehrern Zahl θητες hat, und daß es alſo nach Verwandlung des θ in das vielleicht urſprüngliche τ Κολωνιτητες heißen müßte, und nicht Κολωνιται; ich weiß aber auch, daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in ſeiner Gewalt hat, ſich wenig um die Herleitung bekümmert. Das θειναι in der angeführten Stelle iſt unſer thun.

(D)

In dem 2ten Jahre der 71ſten Olympias geboren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηθηναι δε ἀυτον φασιν ἑβδομηκοϛῃ πρωτῃ ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἐτος, ἐπι Ἀρχοντος Ἀθηνησι Φιλιππου. Mit ihm ſtimmt der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes hiſtoriſches Verzeichniß der Olympiaden (Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην) haben,[2] auf das genaueſte überein. Er ſchreibt unter dem 2ten Jahre ΟΑ. ΟΑ. Φιλιππος.

[1] Dieſen Auszug des Photius aus dem Helladius hat Meurſius überſetzt und mit Anmerkungen erläutert; und ſo iſt er dem 10ten Bande des „Gronov'ſchen Theſaurus" als ein beſonderes Werk einverleibt worden.

[2] Man findet dieſes Ungenannten Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην unter andern in der Janſſoniſchen Ausgabe der Chronik des Euſebius von 1658 Seite 313 u. f. Die Kritiker pflegen ſie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

Σοφοκλης ὁ τραγωδοποιος ἐγεννηθη. Doch merkt eben dieſer Ungenannte auch unter dem 3ten Jahre der 73ſten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας. Und unter dieſe einige gehört Suidas, in dem Artikel von unſerm Dichter: τεχθεις κατα την ογ' Ολυμπιαδα. Es wird aber aus anderen Datis erhellen, daß man ſich an dieſe einige nicht kehren dürfe, und daß die erſtere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἦν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος ἐικοσιτεσσαρα. „Er war 17 Jahre jünger als Aeſchylus und 24 Jahre älter als Euripides.“ Dem zu Folge müßte Aeſchylus in dem 1ſten Jahre der 67ſten, und Euripides in dem 2ten der 77ſten Olympias geboren ſeyn. Doch beides ſtreitet wider alle Zeugniſſe, die man von der Geburtszeit dieſer beiden Dichter hat, ſo verſchieden ſie auch unter ſich ſelbſt ſeyen. Fabricius [1] hat dieſes bereits angemerkt: Auctor vitæ Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man leſe XVII) seniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man leſe LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, daß Aeſchylus in der 63ſten Olympias und Euripides in dem 1ſten Jahre der 75ſten geboren worden. Wie alſo, wenn mein ungenannter Biograph geſchrieben hätte: ἦν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη ἐικοσιτεσσαρα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα; „Er war 24 Jahre jünger als Aeſchylus und 17 Jahre älter als Euripides?“ Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf dieſe Vermuthung nicht gefallen iſt.

Der Scholiaſt des Ariſtophanes merkt bei der 75ſten Zeile

[1] Biblioth. Gr. lib. II. cap. 17. p. 619.

der Frösche an: ἦν γαρ Σοφοκλης Αισχυλου μεν ἐτεσιν ἑπτα νεωτερος, Ευριπιδου δε κδ'. „Sophokles ſey 7 Jahre jünger als Aeſchylus und 24 Jahre jünger als Euripides geweſen.“ Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiaſt von den Abſchreibern hier jämmerlich verſtümmelt worden. Was aber L. Küſter in ſeinen Noten darüber anmerkt, iſt nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut in integrum restituatur, pro ἐτεσιν ἑπτα scribendum est ἐτεσιν δεκαεπτα: et deinde post Ευριπιδου δε, inserenda est vox πρεσβυτερος vel παλαιοτερος, quæ non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis; Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis, Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicæ, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis etc. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küſter, wenn er ſagt, es wiſſe jedermann, daß Euripides erſt viele Jahre nach dem Aeſchylus gelebt habe? Aeſchylus iſt, den Arundelſchen Marmorn zu Folge, in dem 1ſten Jahre der 80ſten Olympias geſtorben. Und in der 79ſten hatte ſich Euripides bereits als einen tragiſchen Dichter bekannt gemacht. Man laſſe aber den Aeſchylus auch in der 78ſten geſtorben ſeyn, ſo war Euripides doch damals ſchon geraume Zeit geboren, und man kann auf keine Weiſe ſagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber dieſe Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeſchylus viele Jahre: ſo weiß ich gar nicht, was wider den

Scholiaſten daraus folgt. Denn könnte dem ungeachtet Aeſchylus nicht ſpäter geboren ſeyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdann noch, wenn man ſchon die 7 Jahre in 17 verwandelt hat? Kurz, das iſt der rechte Weg gar nicht, die Verſtümmlung des Scholiaſten ins Licht zu ſetzen; ſondern Küſter hätte geradezu ſagen ſollen: Es ſey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides geweſen. Er hätte ſich ohne Umſchweif auf das Zeugniß des A. Gellius,[1] oder wer ihm ſonſt beigefallen wäre, berufen müſſen, und man würde es ihm ohne Umſtände eingeräumt haben, daß παλαιοτερος oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber ſagt, es erhelle aus chronologiſchen Berechnungen wirklich, daß Sophokles 17 Jahre jünger als Aeſchylus, und 24 Jahre älter als Euripides geweſen ſey: ſo iſt es gerade das Gegentheil von dem, was Fabricius ſagt. Er traut dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen, der der Wahrheit doch ſehr weit verfehlt, wenn man ihm durch meine vorgeſchlagene Verſetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meurſius, in ſeinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, ſagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von dieſen anderen, welche vorgeben ſollen, Sophokles wäre in dem 2ten Jahre der 91ſten Olympias geboren, habe ich nie etwas gehört, auch wohl ſonſt niemand in der Welt. Es hat ſich offenbar ein Druckfehler hier eingeſchlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs liest Meurſius ſelbſt: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοςῃ πρωτῃ, und nicht ἐννενηκοςῃ πρωτῃ. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke des Meurſius dieſen Fehler bemerkt und verbeſſert hat. In dem „Gronov'ſchen

[1] *Noct. Att. libr. XVII. cap.* 21. Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac *deinde* Euripides etc.

Theſaurus," welchem die Schrift des Meurſius doch nach einer vermehrten Handſchrift des Verfaſſers einverleibt worden, iſt er glücklich ſtehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunſt und die Muſik bei dem Lamprus — In dieſer und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν εὐποριᾳ — Διεπονηθη δε και ἐν παισι και περι παλαιϛραν και μουσικην, ἐξ ὧν ἀμφοτερων ἐϛεφα-νωθη, ὡς φησιν Ιϛρος· ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπιου. Und Athenäus[1] ſagt von ihm: ἦν και ὀρχηϛικην δεδιδαγμενος, και μουσικην ἔτι παις ὢν παρα Λαμπρῳ.

Die Erziehung der Griechen iſt bekannt. Grammatik, Muſik, Gymnaſtik: hierin und nach dieſer Ordnung wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnaſtik waren ὀρχησις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wiſſen, als das griechiſche παλη, unter welchem noch viel andere gymnaſtiſche Uebungen als das eigentliche Ringen verſtanden wurden.

Den nun, bei welchem Sophokles die Muſik lernte, nennt der ungenannte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennt ſeinen Lehrer in der Muſik und Orcheſtik, das iſt demjenigen Theile der Gymnaſtik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide Einen Mann, deſſen Name bei dem erſten nur verſchrieben iſt. — Und dieſer Lamprus war der berühmteſte Lehrer ſeiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, ſagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verſchiedenes über dieſen Mann anzumerken.

[1] Lib. I. p. 20. Edit. Casaub.

Jch fange bei einem offenbaren Jrrthume an, in welchem Fabricius ſeinetwegen geweſen iſt. Nach ihm nämlich ſoll eben dieſer Lamprus auch den Sokrates in der Muſik unterrichtet haben. Musicam et saltandi artem a *Lampro* edoctus,[1] ſagt er von unſerm Dichter, und ſetzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer anderen Stelle:[2] Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das ſoll Sokrates bei dem Plato ſelbſt ſagen? Fabricius kann dieſe Anführung unmöglich ſelbſt nachgeſehen haben. Denn Sokrates ſagt es daſelbſt nicht nur nicht, ſondern ſagt ſogar gerade das Gegentheil. Er unterhält ſich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Athenienſern gehalten werden ſoll. Er ſagt, es ſey dieſes ein Stoff, der eben nicht viel Geſchicklichkeit erfordere. Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienſer in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienſer in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und alſo, fragt Menexenus den Sokrates, getrauſt du dich wohl dieſe Rede ſelbſt zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. *Και ἐμοι μεν γε, ὠ Μενεξενε, οὐδεν θαυμαςον οἱῳτ' ἐιναι ἐιπειν, ᾧ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ πανυ φαυλη περι ῥητορικης, ἀλλ' ἥπερ και ἀλλους πολλους και ἀγαθους ἐποιησε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ελληνων, Περικλεα του Ξανθιππου. ΜΕ. Τις ἁυτη; ἠ δηλονοτι Ἀσπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· και Κοννον γε του Μητροβιου, οὑτοι γαρ μοι δυο ἐισι διδασκαλοι· ὁ μεν μουσικης· ἡ δε ῥητορικης· ὁυτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαςον δεινον ἐιναι λεγειν· ἀλλα και ὁςις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο*

[1] Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.
[2] Bibl. Gr. Lib. II. cap. 15. §. 36.

Αντιφωντος του Ραμνουσιου, ὁμως κἀν οὑτος ὁιος τ᾿ ἐιη Αθηναιους γε ἐν Αθηναιοις ἐπαινων ἐυδοκιμειν. Ich, ſagte er, der ich in der Beredtſamkeit die Aſpaſia, und in der Muſik den Konnus zum Lehrmeiſter habe, ſollte nicht im Stande ſeyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen ſchlechteren Unterricht genoſſen hätte als ich; der die Muſik von dem Lamprus und die Beredtſamkeit von dem Antiphon gelernt hätte. — Weit gefehlt alſo, daß Sokrates hier vorgeben ſollte, die Muſik von dem Lamprus gelernt zu haben; er iſt vielmehr ſtolz darauf, daß er ſie nicht von ihm gelernt hat, daß er ſie von einem beſſeren Meiſter erſt jetzt lernt.

Was mag aber wohl den Fabricius zu dieſem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbeſſerung die Menage darin machen will. *Σωκρατης*, erzählt Sextus Empiricus,[1] *καιπερ βαθυγηρως ἠδη γεγονως, ουκ ᾐδειτο προς Λαμπωνα τον κιθαριςην φοιτων· και προς τον ἐπι τουτῳ ὀνειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον ἐςιν ὀψιμαθη μαλλον, ἠ ἀμαθη διαβαλλεσθαι.* Hier heißt der Citthariſt, von welchem ſich Sokrates noch in ſeinem hohen Alter unterweiſen laſſen, Lampon, und Menage[2] ſagt: obiter moneo pro *Λαμπωνα* legendum omnino *Λαμπρον.* Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus ſtatt eines kleinen Fehlers einen weit gröberen begehen zu laſſen? Es iſt wahr, des Sokrates Lehrer in der Muſik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irrt ſich in dem Namen. Aber er würde ſich in mehr als in dem Namen geirrt haben, wenn er Lamprus geſchrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals ſchwerlich mehr leben. Man überſchlage es nur. Lamprus

[1] Lib. VI. adversus Mathematicos.

[2] In ſeinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

unterrichtete den Sophokles vor ſeinem 16ten Jahre, und der Lehrer konnte leicht 20 Jahr älter ſeyn als der Schüler; Sokrates war beinahe 30 Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Muſik βαθυγηρως ἠδη γεγονως, als er ſchon ſehr alt war. Nun laſſe man ihn nur 50 Jahr geweſen ſeyn, und rechne zuſammen. Müßte nicht Lamprus beinahe ein Greis von 100 Jahren geweſen ſeyn, wenn er den Sokrates in dieſem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bei dem Plato iſt auch nichts weniger zu ſchließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er ſpricht nicht von jungen Leuten, die noch jetzt ſchlechter unterrichtet würden als er; er redet von ſchon gebildeten Rednern, die ſchlechter unterrichtet worden.

Und hätte doch auch Muretus dieſe Umſtände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unſern Lamprus ſchwerlich in einer Stelle des Ariſtoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchſtaben ſeines Namens in der etymologiſchen Bedeutung deſſelben vorkommen. Man höre ihn nur.[1] Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: *Διο και νομιζουσιν ἀνθρωποι της ἐυδαιμονιας ἀιτια τα ἐκτος ἐιναι των ἀγαθων· ὥσπερ ἐι του κιθαριζειν λαμπρον και καλως ἀιτιωτο την λυραν μαλλον της τεχνης.* Quibus in verbis, ut illud prætercam, quod legi malim aut *ἀιτιωντο*, aut *ἐιτις του κιθαριζειν*, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim *του κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, sed *του κιθαριζειν Λαμπρον καλως* legendum puto. *Λαμπρος* enim veteris musici

[1] Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat,* id non lyra sed artificio ipsius effici, et ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius sed lyræ tribuendum esse contendat. So ſinnreich dieſe Veränderung iſt, ſo überflüſſig iſt ſie auch. Denn warum ſoll hier λαμπρον der Name eines Muſikers ſeyn? Weil er es ſeyn kann? Weil auch alsdann noch die Worte einen Sinn behalten? Iſt das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müſſen, daß κιθαριζειν λαμπρον και καλως keinen Sinn, oder wenigſtens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt ſeyn, daß λαμπρος auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt geſagt werde? Freilich, wenn man λαμπρον hier bloß durch clare überſetzt, wie es ſo wohl P. Victorius als Lambinus thut,[1] ſo ſcheint λαμπρον κιθαριζειν mehr ein Werk der Cither, als der Kunſt zu ſeyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutſchen durch rein ausdrücken; und λαμπρον κιθαριζειν in dieſem Sinne rein ſpielen, iſt nicht dem Inſtrumente, ſondern der kunſtmäßigen Stimmung und der Geſchicklichkeit des Griffs beizumeſſen. Doch das alles iſt mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieſer, wie geſagt, iſt aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bei dem Ariſtoteles του κιθαριζειν Λαμπρον καλως hieße: würde man nicht annehmen müſſen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe ſeines Rufs ſtehenden Künſtler pflegt man ein dergleichen Compliment im Vorbeigehen zu machen. Iſt es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Ariſtoteles ſchrieb? Er müßte weit über 100 Jahre geworden ſeyn,

[1] Und wie es Muretus ſelbſt in der ſeinen Lect. var. angehängten interpretatione graecor. locorum thut.

wenn er nur da noch gelebt hätte, als Ariſtoteles geboren ward. Wie wäre dieſer auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehört hatte?

Das waren alſo zwei Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darin gefunden hat. Hier ſind zwei andere, in welchen er wirklich iſt. Sie ſind beide aus dem Athenäus. Die eine ſteht gegen das Ende des 11ten Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren ſich Plato ſchuldig gemacht habe, die Rede iſt. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweiſen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwähnt: *Εν δε τῳ Μενεξενῳ οὐ μονον Ιππιας ὁ Ηλειος χλευαζεται, ἀλλα και ὁ Ραμνουσιος Αντιφων, και ὁ μουσικος Λαμπρος·* Allein *Λαμπρος χλευαζεται*; das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato ſpottet des Lamprus ja eben nicht. Denn ſpottet man denn gleich eines Künſtlers, wenn man ſagt, daß ein anderer über ihn iſt?

Aus der zweiten Stelle des Athenäus [1] erſieht man, daß Lamprus ſich des Weins enthalten hat und ein Waſſertrinker geweſen iſt. Deßgleichen, daß der Comödienſchreiber Phrynichus ihn in einem ſeiner Stücke angeſtochen habe, wo er die Kibitze ſeinen Tod beklagen laſſen: *Υδροποτης δε ἠν και Λαμπρος ὁ μουσικος, περι οὑ Φρυνιχος φησι λαρους θρηνειν, ἐν ὁισι Λαμπρος ἐναπεθνησκεν ἀνθρωπος ὑδατοποτας, μινυρος ὑπερσοφιστης, μουσων σκελετος, ἀηδονων ἠπιαλος, ὑμνος ᾳδου.* Wenn ich dieſe Stelle recht verſtehe, ſo hat das Stück ſelbſt, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, *λαροι*, die Kibitze geheißen. Ich ziehe nämlich *ἐν ὁισι* auf *λαρους*, und die folgenden Worte ſind mir der Threnus (oder ein Stück wenigſtens davon,) den der Dichter die Kibitze über den Tod

[1] Lib. II. p. m. 44.

des Muſikus ſingen laſſen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibitze gemacht. Denn die Worte ſelbſt ſcheinen mir zerriſſene anapäſtiſche Zeilen zu ſeyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlaſſen will. Ich weiß zwar wohl, daß weder Dalechampius in ſeiner Ueberſetzung, noch Caſaubonus in ſeinen vortrefflichen Anmerkungen über den Athenäus, hier den Titel einer Comödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben ſcheinen. Ich weiß auch, daß unter den Stücken, welche Suidas [1] dieſem Dichter zueignet, ſich keines dieſes Namens befindet; daß auch Meurſius, [2] welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführt gefunden, keine *λαρους* aufgetrieben hat. Aber dem ungeachtet kann ich Recht haben; denn wie geſagt, ich wüßte nicht auf was *ἐν ὁισι* anders gehen könnte, als auf *λαρους*. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unſerm Lamprus giebt, ſcheinen, außer von ſeinem Waſſertrinken, von ſeinem Alter und ſeinen allzu traurigen Melodien hergenommen zu ſeyn. Er heißt der klägliche Virtuoſe, das Gerippe der Muſen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch dieſe Bedeutung, wie bekannt, hat *ὕμνος*. Wenn aber Muretus an dem angezogenen Orte ſagt: Hunc Lamprum Athenæus, *non sane ex consuetudine musicorum*, abstemium

[1] *Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των ἐπιδευτερων της ἀρχαιας κωμῳδιας. — Δραματα δε αὐτου ἐςι ταυτα˙ Εφιαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμαςαι, Σατυροι, Τραγῳδοι, ἢ Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυςης, Ποαςριαι.* Die Worte des Suidas *δραματα δε ἀυτου ἐςτι ταυτα*, folgende Stücke ſind von ihm, wollen aber eben nicht ſagen, daß er ſonſt keine gemacht habe. Und wenn ſie es auch ſagten, ſo hat Suidas in ähnlichen Fällen ſchon mehr als einmal geirrt. Von dem Eupolis z. E. ſagt er: *ἐδιδαξε δραματα ιζ*. Und Meurſius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

[2] Bibl. Attica Lib. V.

fuisse ait etc., ſo hat Muretus die Zeiten ſchändlich verwechſelt. Ein alter Cithariſte war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunſt. *Οι τ' ἀν κιθαριςαι, ἑτερα τοιαὑτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουνται, και ὁπως ἀν ὁι νεοι μηδεν κακουργωσι*, ſagt Plato. [1]

Dieſen zwei Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch [2] beifügen, wo eines lyriſchen Dichters Namens Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poeſie mit der Dichtkunſt ſtand, wird ſich nicht lange bedenken, ihn für unſern Lamprus zu halten. Seine Lieder ſtehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, *και των λοιπων ὁσοι των λυρικων ἀνδρες ἐγενοντο ποιηται κρουματων ἀγαθοι*, in einer Reihe.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminiſchen Siege — Nach einigen, nackt und geſalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: *Μετα την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν Αθηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος ἀληλιμμενος τοις παιανιζουσιν των ἐπινικιων ἐξηρχε.* Und Athenäus: [3] *Σοφοκλης δε προς τῳ καλος γεγενησθαι την ὡραν, ἠν και ὀρχηςικην δεδιδαγμενος και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος ἀληλιμμενος ἐχορευσε μετα λυρας· ὁι δε ἐν ἱματιῳ φασι.*

Und damals, ſage ich, war Sophokles noch nicht 16 Jahr. Denn es war das 1ſte Jahr der 75ſten Olympias, als Xerxes der griechiſchen Freiheit den Untergang drohte. Die Athenienſer wollten dem Rathe des Themiſtokles, die Stadt zu verlaſſen

[1] Im Protagoras.

[2] In ſeiner Abhandlung von der Muſik.

[3] Lib. I. p. m. 20.

und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich als Leonidas und ſeine Spartaner bei Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überſchwemmt und verheert war, als ſie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenoſſen, die ſich nach Peloponneſus zogen, preisgegeben ſahen, zwang ſie die äußerſte Noth zu dem Entſchluſſe: την μεν πολιν παρακαταθεσθαι τῃ Αθηνᾳ τῃ Αθηναιων μεδεουσῃ, τους δ' ἐν ἡλικιᾳ παντας ἐμβαινειν ἐις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ἀνδραποδα σωζειν ἕκαςον ὡς δυνατον. Xylander und Kind überſetzen in dieſer Stelle des Plutarchs,[1] τους ἐν ἡλικιᾳ nicht zum beſten durch juventus, junge Mannſchaft. Denn es iſt hier ςρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια, nicht die Jugend, ſondern das zu Kriegsdienſten fähige Alter zu verſtehen, welches über das 60ſte Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem 18ten, oder eigentlich von dem 20ſten Jahre. Denn ob ſie ſchon von dem 18ten Jahre an dienen mußten, ſo wurden ſie doch nicht gegen den Feind, ſondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι.[2] In dem 20ſten legten ſie erſt den Eid ab, ὑπερμαχειν ἀχρι θανατου της θρεψαμενης.

Unter dieſer ſtreitbaren Mannſchaft konnte unſer Sophokles alſo noch nicht ſeyn, ſondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter ſo gut wie ſie konnten in Sicherheit mußten bringen laſſen. Aber gleichwohl iſt er auf Salamis, und tanzt da um die Tropäen. Sollte man ihn jetzt nicht eher in Trözene ſuchen, wohin die meiſten Athenienſer ihre wehrloſe Familie ſchickten? Οἱ πλειςοι των Αθηναιων, fährt Plutarch fort, ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας ἐις Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσια,

[1] Im Leben des Themiſtokles.

[2] Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.

δυο ὀβολους ἑκαςῳ διδοντες, και της ὀπωρας λαμβανειν τους παιδα, ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ ἀυτων διδασκαλοις τελειν μισθους. Doch Herodotus ſagt es ausdrücklicher, daß Trözene nicht der einzige ſolche Zufluchtsort geweſen ſey, ſondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geſchickt hätten:[1] *Ενθαυτα ὁι μεν πλειςοι ἐς Τροιζηνα ἀπεςειλαν (τα τεκνα και τους ὀικετας), ὁι δε ἐς Αιγιναν, ὁι δε ἐς Σαλαμινα.* Der junge Sophokles war folglich nach dieſem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragiſchen Muſe, alle ihre drei Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu verſammeln beliebte. Der kühne Aeſchylus half ſiegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Inſel geboren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken ſollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bei einer ſo glorreichen Feierlichkeit zu ſeyn: *προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν*, ſagt Athenäus. — Und dieſes iſt das erſte Datum, aus welchem es wahrſcheinlicher wird, daß unſer Dichter in dem 2ten Jahre der 71ſten, als in dem 3ten der 73ſten Olympias geboren worden. Als ein Kind von 6 Jahren würde er vielleicht zu Trözene Obſt genaſcht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeſchylus des Sophokles Lehrer in der tragiſchen Dichtkunſt — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph iſt der einzige, der dieſes ſagt: *Παρ' Αισχυλῳ την Τραγῳδιαν ἐμαθεν.* Ich werde alſo um ſo viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht unterſuchen, wie viel man überhaupt von der dramatiſchen Dichtkunſt einen lehren kann; ob es ſich viel weiter

[1] Herod. lib. VIII. p. 541. Edit. Henr. Stephani.

als auf gewiſſe mechaniſche Kleinigkeiten erſtreckt, die man durch die Intuition eines Muſters weit geſchwinder und beſſer, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeſchylus geben konnte, da noch ſo wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man ſie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeſchylus etwas lehren, was er ſelbſt nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntniſſe dieſes Dichters war ſein Talent zur Tragödie mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weiſe geſchenktes, als erworbenes Talent. Ἐφη δε Αισχυλος μειρακιον ὀν καθευδειν ἐν ἀγρῷ φυλασσων ϛαφυλας, και ὁι Διονυσον ἐπιϛαντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ἠν ἡμερα, πειθεσθαι γαρ ἐθελειν, ῥᾳϛα ἠδη πειρωμενος ποιειν· erzählt [1] Pauſanias. Man laſſe das Wunderbare von dieſer Erzählung weg, und es bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß Aeſchylus die tragiſche Dichtkunſt nicht ſtudirt, ſondern ſich durch einen gewaltigen und gleichſam unwillkührlichen Trieb ſeines Genies damit abgegeben hat. Und dem ungeachtet würde er ſie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigſtens nachher darüber nachgedacht, und ſeine natürliche Fähigkeit in Wiſſenſchaft verwandelt hätte. Allein dieſes unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles ſelbſt dem Aeſchylus gemacht hat. Σοφοκλης, heißt es bei dem Athenäus, [2] ὠνειδιζεν ἀυτῷ, ὁτι ἐι και τα δεοντα ποιει, ἀλλ᾽ οὐκ ἐιδως γε. „Was Aeſchylus mache, gerathe ihm zwar, ſey zwar gut; allein er wiſſe ſelbſt nicht, warum es ihm gerathe, warum es gut ſey.“ Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beibringen? Wußte

[1] Lib. I. Ed. Kuhn. p 48.

[2] Lib. I. p. m. 22.

Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man ſagen: Sophokles machte dieſe Erfahrung zu ſpät, und es iſt einmal eingeführt, daß auch derjenige unſer Lehrmeiſter heißen muß, von dem wir nichts gelernt haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, ſo mögen alle die Zweifel, die ich von der Unfähigkeit des Aeſchylus, ein Lehrer in ſeiner Kunſt zu ſeyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verſpreche in der Anmerkung (I) einen anderen, hiſtoriſchen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Dieſe Stelle findet ſich in der Unterſuchung des Plutarchs, πως ἀν τις αἰσθοιτο ἑαυτου προκοπτοντος ἐπ᾽ ἀρετῃ; woraus man ſeinen Wachsthum in der Tugend ſchließen könne? Und da iſt ihm keines von den geringſten Merkmalen ἡ περι τους λογους μεταβολη, die Veränderung des Geſchmacks an den verſchiedenen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philoſophen, ſagt er, beſchäftigen ſich meiſtentheils mit denjenigen Theilen, die ſie in Ruf und Anſehen bringen können. Einige verſteigen ſich in die glänzenden Höhen der Phyſik; andere verlieben ſich in dunkele Zänkereien; die meiſten ſtürzen ſich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die beſten von ihnen kommen endlich, bei reiferem und geſunderem Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen ſich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußſtapfen, mit dem Aeſopus zu reden, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen. Nun fährt Plutarch fort: Ὡσπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἐλεγε, τον Αἰσχυλου διαπεπαιχως ὀγκον, εἰτα το πικρον και κατατεχνον της αὐτου κατασκευης, τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν εἰδος, ὁπερ ἐστιν ἠθικωτατον και βελτιστον· οὑτως οἱ φιλοσοφουντες, ὁται

ἐκ των πανηγυρικων και κατατεχνων, ἐις τον ἁπτομενον ἠθους και παθους λογον μεταβωσιν, ἀρχονται την ἀληθη προκοπην και ἀτυφον προκοπτειν.[1] Der wahre Sinn dieſer Stelle iſt ſo leicht nicht. Xylander hatte ſie anfangs ſo überſetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse,[2] deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quæ pars maxime ad mores pertinet et est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem et artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will dieſe Ueberſetzung nicht kritiſiren; Xylander hat es in ſeinen Anmerkungen ſelbſt gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergeſtalt verbeſſert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieſer Verbeſſerung kann ich nicht zufrieden ſeyn. Der Sinn des Plutarchs iſt weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte Σοφοκλης τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον ſagen bloß, daß Sophokles den Schwulſt des Aeſchylus

[1] Dieſe Stelle war dazu verſehen, falſch citirt zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citirt ſie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein ſolches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in ſeinem Thesauro linguae graecae, führt unter κατατεχνος verſchiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob ſie in dem Buche de discern. adul. ab amico ſtünden.

[2] Was accidisse hier heißen könne, begreife ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heißen ſollen. Ich bediene mich der Frankfurt'ſchen Ausgabe von 1620.

verlacht habe, und es iſt ein eigenmächtiger Zuſatz des Xylanders, daß dieſes durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie geſchehen ſey. Wenn Sophokles ein Comödienſchreiber geweſen wäre, ſo würde mir dieſer Zuſatz weniger mißfallen. Denn von den komiſchen Dichtern iſt es bekannt, daß ſie auch damals ſchon die hochtrabenden Stellen ihrer tragiſchen Brüder gern parodirten und dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In ſeinen eigenen Tragödien? So hätte er ſich ſelbſt den größten Schaden gethan. Und das Wort κατασκευη. Mit dieſem hat ſich Xylander ſehr geirrt. Er giebt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbeſſerung, die er in dem Texte macht, erhellt deutlich, daß er die κατασκευην der Rhetorik, die Ausſchmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verſtanden hat. Anſtatt το πικρον της ἀυτου κατασκευης liest er nämlich το πυκνον; und überſetzt es durch apparatum nimis densum, anſtatt es durch nimis amarum zu überſetzen. Denn freilich konnte ihm eine herbe, bittere Ausſchmückung in dieſem Verſtande nicht den beſten Sinn zu machen ſcheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausſchmückung. Allein wenn dieſes die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdann dieſe zu überhäufte, zu gekünſtelte Ausſchmückung (το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης) mit dem, was Plutarch die Schwulſt des Aeſchylus (τον Αισχυλου ὀγκον) nennt, ziemlich auf eines hinauslaufen? Denn was macht einen Dichter anders ſchwülſtig, als die allzuhäufige, allzugeſuchte Anwendung der kühnſten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterſchieden wiſſen: διαπεπαιχως ὀγκον — ἐιτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es iſt hier nicht die

κατασκευη der Rhetorik, ſondern die κατασκευη der Schauſpielkunſt, die theatraliſche Auszierung zu verſtehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποϊα, σκευοποιηματα, dieſe Wörter begreifen alles, was zur Vorſtellung eines dramatiſchen Stücks erfordert wird, Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maſchinen. Nun iſt es von dem Aeſchylus bekannt, [1] σκευοποϊας ἥψατο, ἐικασμενης τοις των ἡρωων ἐιδεσιν. Er war, wie Horaz ſagt:

— — personae pallaeque repertor honestae,
— — et modicis instravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

Es iſt aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung ſeiner Bühne und ſeiner Perſonen, ſehr weit ging, und das Schreckliche darin nicht ſelten übertrieb. Man erinnere ſich ſeiner Eumeniden; welche grauſame Wirkung der ungewohnte Anblick dieſer rächeriſchen Gottheiten, die Aeſchylus zu allererſt im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuſchauer hatte! Und was ſah man nicht ſonſt alles auf ſeiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Griſons,
Hippocentaures et Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut transi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons étincelans d'éclairs
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triste figure,
Et l'Horreur et la Mort s'y voyoient en peinture. [2]

Dieſes übertriebene Schreckliche alſo, welches Aeſchylus nicht bloß in ſeinen Verſen ſchilderte, ſondern wirklich durch

[1] Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6.

[2] Tanaquill Faber in ſeinen franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen der griechiſchen Dichter.

alle Künſte der Skeuopöie ſichtbar machte, dieſes iſt es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης nennt. Denn der höchſte Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Iſt es noch nöthig, dieſes Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieſer Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarchs, und ſie iſt ungleich heller. Indem Aeſchylus den Ausdruck der Tragödie ſo viel als möglich erhaben zu machen ſuchte, verſtieg er ſich oft in das Schwülſtige; und dieſes war die erſte Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeſchylus gern ſo ſchrecklich als möglich ſeyn wollte, ließ er ſich oft verleiten, ſeine Zuflucht zu wunderbaren Maſchinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abſcheu als Schrecken erregten; und dieſes war der zweite Fehler, in welchen ſich Sophokles nicht reißen ließ. Er iſt erhaben, ohne ſchwülſtig zu ſeyn; er iſt ſchrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skeuopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch ſage ich, daß ich dieſes Verhältniß des Sophokles zum Aeſchylus nicht ſowohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarchs, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Beſorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wiſſen, daß ihm ſein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich geſpielt hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug geweſen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles ſagt, von dem Euripides hätte ſagen ſollen? Ich will die Gründe dieſer meiner Beſorgniß vorlegen. — Σοφοκλης ἐλεγε, ſchreibt Plutarch: „Sophokles hat geſagt." Wo hat er es geſagt? Hat er es in einem von ſeinen Werken geſagt? Und welches iſt das Werk, wo er dieſes nicht eben allzubeſcheidene Bekenntniß hätte thun

können? Es müßte nothwendig das Buch geweſen ſeyn, welches er über den Chorus geſchrieben hat, und deſſen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo er ſo mancherlei an dem Aeſchylus auszuſetzen hatte, wie iſt ſein obiger Ausſpruch von dieſem ſeinem Vorgänger, ὁτι τα δεοντα ποιει,[1] damit zu vergleichen? Wie iſt die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beſtändig gegen dieſen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er ſich ſelbſt geſchmeichelt, ſo vieles nach dem Aeſchylus in der tragiſchen Dichtkunſt verbeſſert zu haben, würde er incht geneigt geweſen ſeyn, ſich weit über ihn zu ſetzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Ariſtophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeſchylus den tragiſchen Thron beſaß, wie bezeigte er ſich gegen ihn?

— — — Εκυσε μεν Αισχυλον,
Οτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν ἀυτῳ του θρονου.[2]

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Haud; er begab ſich des Thrones völlig. Man ſage nicht: das iſt die Erdichtung eines Comödienſchreibers. Dieſer Comödienſchreiber konnte von den wahren Geſinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet ſeyn, und durfte jetzt ſeine Erdichtungen nicht anders, als ihnen gemäß einrichten. — Aber dieß alles ſind die geringſten Gründe meines Verdachts. Die wichtigſten ſind dieſe: Anfangs, daß die zwei erſtern Puncte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeſchylus abgegangen iſt, ſich nicht bloß eben ſo wohl, ſondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles ſagen laſſen; und hernach,

[1] Bei dem Athenäus. Man ſehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 198.

[2] Ariſtophanes in den Fröſchen Zeile 800 u. f.

daß der dritte Punct, den ich noch gar nicht berührt habe, ſich faſt nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht ſagen läßt.

Es iſt wahr, Sophokles hat ſich der Schwulſt des Aeſchylus nicht ſchuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer ſtark und erhaben; da ſich Euripides hingegen ſo weit von dem Aeſchylus entfernte, daß er nicht ſelten gemein und ſchwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Ariſtides für mich die Gewähr leiſten mag. *Ορω δε τοι και περι την τραγῳδιαν*, ſagt er in ſeiner zweiten antiplatoniſchen Rede, [1] *Αισχυλον μεν ἀιτιαν οὐ σχοντα ὡς ἐισαγαγοι λαλιαν· οὐδε τον ἡδιςον ἐιπειν Σοφοκλεα οὐδαμου ταυτ᾽ ἀκουσαντα, ὡς ἐπηρεν Ἀθηναιους λαλειν, ὁτι ὀιμαι της σεμνοτητος, ὡς ὁιον τε μαλιςα ἀντειχοντο και κρειττονα ἡ κατα τους πολλους τα ἠθη παρειχοντο Ευριπιδην δε λαλειν ἀυτους ἐθισαι καταιτιαθεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων.* Es iſt ferner wahr, Sophokles hat ſich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maſchinen, weniger und beſcheidner bedient, als Aeſchylus. Er hat ſich aber doch ſonſt der Skeuopöie ſehr befliſſen, und wie man in der Anmerkung (N) ſehen wird, verſchiedenes darin erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieſes nicht ſagen; es iſt vielmehr ein ſehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatraliſchen Putz zu ſehr vernachläſſigt hat.

Κἀλλως ἐικος τους Ημιθεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησθαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ ἐμου χρηςως καταδειξαντος διελυμηνω συ.

[1] *Υπερ των τεσσαρων.* p. 133. Tom. II. Op. Aristidis, edit. Samuelis Jebb.

ſagt Aeſchylus bei dem Ariſtophanes [1] zu ihm. Denn er ſcheute ſich nicht, Könige und andere vornehme Perſonen in elenden und zerriſſenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich jetzt nicht unterſuchen. Genug daß dieſes offenbar einer von den Fällen iſt, wo er το κατατεχνον της κατασκευης ganz bei Seite geſetzt hat. Das πικρον derſelben, wodurch Aeſchylus das Schrecken zu befördern ſuchte, war ohnedem ſeine Sache nicht.

Und nun der dritte Punct: τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν ἐιδος, ὁπερ ἐςιν ἠθικωτατον και βελτιςον. Sophokles ſoll den ganzen Charakter der Rede umgeſchaffen, und ihn, ſo viel möglich, ſittlich und moraliſch gut gemacht haben? Das ſieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verſtand ſeine Kunſt viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt ſeine Perſonen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß ſprechen, und bekümmert ſich nicht im geringſten darum, ob ſie lehrreich und erbaulich ſprechen. Aber darum bekümmerte ſich Euripides wohl. Er, von dem Cicero [2] ſagt: ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto; Er, der dem Quintilian [3] sententiis densus, et in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par heißt; Er, von dem Theon [4] ſagt: ὁτι παρα καιρον ἀυτῳ Εκαβη φιλοσοφει. Und welche Perſon iſt bei ihm nicht ſo eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden

[1] In den Fröſchen Zeile 1092 u. f.

[2] Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es iſt aber hier nicht M. T. Cicero, ſondern der Bruder Quintus Cicero zu verſtehen; denn in dieſes Briefe an den Tiro ſtehen die angeführten Worte. Gyraldus irrt ſich alſo, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) ſchreibt: Verum et noster *Marcuss Cicero* tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat etc.

[3] Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

[4] In ſ. Vorübungen S. 4. der Ausgabe des Camerarius.

werde. Allem Anſehen nach muß Euripides anſtatt des Sophokles bei dem Plutarch geleſen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurückgeben wird. „Wenn Euripides das geſagt hat, wo hat er es geſagt?“ Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides ſagt es bei dem Ariſtophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröſchen. — Man kennt den komiſchen Streit, den Aeſchylus und Euripides daſelbſt vor dem Bacchus halten. Und hier iſt die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides ſagt zu ſeinem Gegner: [1]

Αλλ᾽ ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, τοπρωτον μεν ἐυθυς
Οιδουσαν ὑπο κομπασματῶν, και ῥηματων ἐπαχθων,
Ισχνανα μεν πρωτιϛον ἀυτην, και το βαρος ἀφεῖλον.
Επυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους ϛωμυλματων, ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων.

Was iſt hier die erſte Verbeſſerung, die ſich Euripides in der tragiſchen Dichtkunſt, ſo wie er ſie von dem Aeſchylus überkommen, gemacht zu haben rühmt? Iſt es nicht eben die, deren ſich Sophokles bei dem Plutarch rühmt? Die Abſchaffung des Schwulſts. Und man kann auf das eigentlichſte ſagen, daß Euripides hier über dieſen Schwulſt ſpotte; *τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον.* Ariſtophanes läßt ihn ferner ſehr luſtig vorgeben, daß er dieſen Schwulſt durch ſchöne Sprüchelchen, durch philoſophiſche Disputationen, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was iſt dieſes, beſonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, *χυλον ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων,* dazu nimmt, was iſt dieſes anders, als des Plutarchs *ειδος ἠθικωτατον και βελτιϛον της λεξεως?* Er ſcheint ſogar des Ariſtophanes Worte geborgt zu haben; denn

[1] Zeile 970 u. f.

ſo wie hier das *ἠθικωτατον* von *ἀπ' ἠθων* entlehnt zu ſeyn ſcheint, [1] ſo iſt das *βελτιϛον* aus einer andern Zeile, die nicht weit davon ſtehet, genommen. Aeſchylus fragt nämlich den Euripides [2]

— *Τινος ὁυνεκα χρη θαυμαζειν ἀνδρα ποιητην;*

und dieſer antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὁτι βελτιους τε ποιουμεν
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeſchylus beſchuldigt wird, daß er das Anſtändige in der Auszierung mit Fleiß verabſäumt habe, iſt aus eben dieſem Auftritte der Fröſche. Ich habe ſie bereits angeführt, und kann die nähere Vergleichung dem Leſer überlaſſen.

(I)

Sein erſtes Trauerſpiel fällt in die ſieben und ſiebzigſte Olympias.) Und hierin, ſage ich, kommen Euſebius und Plutarch überein. *Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο·* merkt jener unter dem zweiten Jahre dieſer Olympias ausdrücklich an. [3] Die lateiniſche Ueberſetzung des Hieronymus bringt den nämlichen Umſtand unter dem erſten Jahre bei: Sophocles Tragœdiarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre alſo vier oder fünfundzwanzig Jahr alt geweſen, da er ſich als einen tragiſchen Dichter zuerſt bekannt machte. Und in dieſem Vorgeben iſt nichts, was der Natur der Sache widerſpräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Athenienſern

[1] Wegen dieſer Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieſer Stelle des Ariſtophanes aus *ἀπ' ἠθων* ein einziges Wort *ἀπηθων* (percolans) macht, ob ſie gleich den Euſtathius zum Währmanne hat. Man ſehe den Biſetus über den 974. Vers.

[2] Zeile 1040. u. f.

[3] Seite 167 des griechiſchen Textes, benannter Ausgabe.

befohlen, die Gebeine des Theſeus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theſeus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon dieſe Inſel erobert hatte, ließ er ſein erſtes ſeyn, das Begräbniß dieſes alten athenienſiſchen Königs aufzuſuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieſes erzählt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: *Εφ᾽ ᾧ και μαλιϛα προς ἀυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐθεντο δ᾽ ἐις μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, Αφεψιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας οὐσης και παραταξεως των θεατων, κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συϛρατηγων προελθων ἐις το θεατρον εποιησατο τῳ θεῳ τας νενομισμενας σπονδας, ουκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ᾽ ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαϛον.* Ich füge hiervon die Ueberſetzung des Herrn Kind bei, weil ich in der Folge verſchiedenes dawider zu erinnern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an, unter denen ſich auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und dabei ſein erſtes Trauerſpiel aufführte. Aphepſion der Archon getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen, die dem geſchickteſten Dichter den Preis zuerkennen ſollten, weil er ſahe, daß die Zuſchauer bald für dieſen, bald für jenen eingenommen waren, und einige dieſem, andere jenem den Preis zuerkannt wiſſen wollten. Er ließ deßwegen den Cimon, der auf den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorſteher dieſer Spiele das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit ſeinen Unterfeldherren nicht eher weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausſpruch thun mußten,

zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ — In dieſer Stelle ſind zwei Data, aus welchen die Epoche des erſten Trauerſpiels unſers Dichters beſtimmt werden muß. Das eine: Aphepſion war Archon. Das andere: Cimon war von ſeinem Kriegszuge wider Scyros zurückgekommen. Aber dieſe beiden Data ſollen ſich widerſprechen. So urtheilt wenigſtens Samuel Petit, deſſen Kritik ich anführen muß: [1] Corruptum est Prætoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimæ quartæ. At vero, sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimæ primæ, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Prætorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimæ tertiæ, ut alii volunt, per ætatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimæ septimæ primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est, et assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimæ septimæ, Demotione Athenis Prætore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis tropæa, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, cæterisque strategis, judicium redditum est de Tragicorum Pœtarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum *ἀντι του Αφεψιων* scribendum est *Διμοτιων*, aut quod verius puto, legendum est *ἀνεψιος ὁ Αρχων*. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis consobrinum, qui ne videretur

[1] Miscellaneorum lib. III. cap. 18.

aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit judices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: et eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen, et meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis prætorem, mutavit ἀνεψιος in Ἀφεψιων. Dieſe Kritik iſt ſo ſeicht, ſo nüchtern, und ich habe ſo viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen ſoll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wiſſen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepſion Archon geweſen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerſpiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieſes Jahr falle. — Ich will dieſe Gründe fürs erſte gelten laſſen. Gut; was alſo? — Folglich müſſe entweder anſtatt Aphepſion, Demotion geleſen werden, oder, welches am wahrſcheinlichſten ſey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, ſondern bloß geſchrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων, „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geſchwiſterkind war." [1] — Ich betrachte alſo dieſes Wahrſcheinlichſte zuerſt. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt iſt, deswegen will er die Richter nicht durch das Loos ernennen laſſen? So war das Loos nicht die unparteiiſchſte Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Beſten ſeines Vetters, lenken können wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausſpruch zu thun. Mit dieſen alſo konnte er nichts abgeredet, dieſe konnte er nicht beſtochen haben? Aber er ließ ſie ſchwören. Was thut das? Auch die welche durch das Loos

[1] Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichſte Bedeutung. Denn eigentlich iſt es ſo viel als Neffe, des Bruders oder der Schweſter Kind. Und einen Archon in dieſem Verſtande zum ἀνεψιος eines jungen Menſchen von vierundzwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit ſeyn.

wären ernannt worden, hätten vorher ſchwören müſſen, nach ihrem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu urtheilen. Denn dieſen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte ſich alſo der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter geweſen wäre, eben durch dieſes ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bei dem Alten gelaſſen hätte. Endlich leſe man doch nur einen Augenblick ſo, wie Petit will geleſen haben: *Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν οὐκ εκληρωσε του ἀγωνος·* und ſage, ob ein Schriftſteller, der ſich der Genauigkeit nur im geringſten befleißigt, ſo ſchreiben würde? „Denn da der junge Sophokles ſein erſtes Stück dabei aufführte, ſo wollte der Vetter Archon ꝛc.“ Weſſen Vetter? Wenigſtens würde das Pronomen relativum fehlen, wenn es der Schriftſteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, ſich lieber ſo auszudrücken: „ſo wollte der Archon, der, oder weil er ſein Vetter war ꝛc.“ — Nichts kann deutlicher ſeyn; und ſo wende ich mich zu der andern vorgeſchlagenen Veränderung. Wir ſollen anſtatt Apheyſion, Demotion leſen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieſes Archon fällt. Aber auch hier vermiſſe ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er ſich beruft, erzählt von den Thaten des Cimon, die er in dem dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias, als Demotion Archon geweſen, verrichtet, folgendes: Cimon ſey gegen die Küſten von Aſien ausgeſchickt worden, um den bundesverwandten Städten, ſo viel deren die Perſer noch inne hatten, beizuſpringen. Er habe ſeinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch dieſen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, ſey

er wieder zurück geſegelt, und habe mehr Schiffe zu ſich genommen, mit welchen er nach der Küſte von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Perſern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bei Cyprus vor Anker liege. Er habe ſie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf ſey er auf ihre Landmacht losgegangen, die ſich an dem Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe ſeine Truppen mit Liſt ans Land geſetzt, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erſchreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. *Τῃ δ᾽ ὑϛεραιᾳ*, fügt der Geſchichtſchreiber hinzu, [1] *τροπαιον ϛησαντες, ἀνεπλευσαν ἐις την Κυπρον.* Und das ſind die Tropäen, deren Petit gedenkt. Allein dieſe Tropäen ließ Cimon auf der Küſte von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann ſchwerlich in dem nämlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen ſeyn; denn die Wege ſind zu weit, und der Thaten ſind zu viel. Folglich kann auch der tragiſche Wettſtreit in dieſem Jahre nicht vorgefallen ſeyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen ſey, da Cimon von Scyros, um ſich zu verſtärken, auf kurze Zeit wieder nach Hauſe kam. Doch auch dieſes iſt nicht wahrſcheinlich; denn da Diodorus von dieſer kurzen Rückreiſe nur ſagt: *κατεπλευσεν ἐις τον Πειραιεα·* ſo ſcheint es nicht, daß er ſich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die dieſem Hafen ſo gar nahe ohnedem nicht war; wenigſtens würde er ſchwerlich mit allen ſeinen Nebenbefehlshabern (*μετα των συϛρατηγων*) in die Stadt gekommen ſeyn, welcher Umſtand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu paſſen ſcheint. Und was folgt aus alle dem? Dieſes, daß Petit nicht dieſes Jahr des Demotion

[1] Bibl. Hist. lib. XI. p. 47 Edit. Rhodom.

zu der Epoche des erſten Sophokleiſchen Trauerſpiels hätte machen ſollen; daß er ohne Zweifel beſſer gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende 4te Jahr der ſiebenundſiebzigſten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieſes gleich darauf folgenden Jahres heißt bei dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrſcheinlicher, daß die Abſchreiber in der Stelle des Plutarchs, *Αφεψιων* aus *Φαιδων*, als aus *Διμοτιων* gemacht hätten? Der Augenſchein giebt es. Doch ich habe noch einen ſtärkern Grund als dieſen Augenſchein. Plutarch ſelbſt macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theſeus wieder gedenkt, den Phädon zum damaligen Archon. Nämlich in dem Leben dieſes Helden ſelbſt: *Μετα δε τα Μηδικα*, ſchreibt er gegen das Ende deſſelben, *Φαιδωνος ἀρχοντος μαντευομενοις τοις Αθηναιοις ἀνειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβειν ὀςα, και θεμενους ἐντιμως παρ᾽ ἀυτοις φυλαττειν κ. τ. λ.* Nun weiß ich zwar wohl, daß die Ueberſetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verſtanden wiſſen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias Archon war, ſondern den Phädon, der dieſe Würde in dem erſten Jahre der ſechs und ſiebzigſten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig ſeyn. Erſtlich ſagt Plutarch ausdrücklich *μετα τα Μηδικα* „nach den Perſiſchen Kriegen.“ Waren denn aber die perſiſchen Kriege unter dem Phädon der ſechs und ſiebzigſten Olympias zu Ende? Ja, ſagen die Ausleger, und unter dieſen beſonders Herr Kind, „denn drei Jahre vorher hatten die Griechen unter Anführung des Pauſanias bei Platea einen völligen Sieg über die Perſer erhalten, und dieſem Kriege ein Ende gemacht.“ Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch dieſen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland

von den Perſern befreit; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; ſie hatten ſich den feindlichen Dolch nur von dem Herzen entwehret. Noch hatten die Perſer in Thracien, an der Küſte Aſiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inſeln des Aegeiſchen Meeres, feſten Fuß; noch waren ſie da immer ſtark genug, ſo bald ſich das Kriegsglück im geringſten für ſie erklärte, Griechenland aufs neue zu überſchwemmen; noch hatte Xerxes ſeinen erſtlichen Vorſatz, ſich dieſen Sitz der Freiheit zu unterwerfen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erſt gegen das Ende der ſiebenundſiebzigſten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch ſelbſt kennt dieſen Frieden zu wohl, [1] als daß man ihn im Verdacht

[1] In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bei dieſer Gelegenheit einen Fehler des deutſchen Ueberſetzers zu verbeſſern. *Τουτο το ἐργον*, nämlich der dreifache Sieg des Cimon, *οὑτως ἐταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡϛε συνθεσθαι την περιβοητον ἐιρηνην ἐκεινην, ἱππου μεν δρομον ἀει της Ελληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἐνδον δε Κυανεων και χελιδονιων μακρα νηῒ και χαλκεμβολῳ μη πλεειν.* Dieſes überſetzt Hr. Kind: „Dieſe That demüthigte den Stolz des perſiſchen Königs ſo ſehr, „daß er den bekannten Frieden eingieng, vermöge deſſen er ſich allezeit ein Stadium oder einen Roßlauf, weit vom griechiſchen Meer entfernt halten mußte, „und ſich niemals mit einem Kriegsſchiffe dieſſeit der kyaneiſchen und chelidoniſchen Inſeln ſehen laſſen durfte.“ *Ἱππου δρομον* hat Herr Kind hier für *ἱπποδρομον* angeſehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläufe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabey durchlaufen mußten, bedeutet. Er giebt dieſe Weite für ein Stadium. Iſt es aber im geringſten wahrſcheinlich, daß Cimon nur eine ſo geringe Entfernung von dem Meere ſollte verlangt haben? Was iſt denn ein Stadium? Mit einem Worte, es iſt hier nicht die Weite zu verſtehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig iſt, ſondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das iſt kein geringer Unterſchied. Außer daß die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt meine Auslegung erfordert, kann ich ſie auch noch aus einer Stelle bey dem Suidas rechtfertigen,

haben könne, mit ſeinem *μετα τα Μηδικα* nicht darauf gezielt zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nämlich dieſe, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Athenienſern unter dem Phädon, welcher nach den Perſiſchen Kriegen Archon war, erſt befohlen, die Gebeine des Theſeus in die Stadt zu bringen, da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein iſt es nicht beſſer, daß man ihn lieber dieſe kleine Unrichtigkeit, dieſe Verwechſelung der Zeit des Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt, als daß man glauben müßte, er habe eben ſo ſchlecht gedacht, als der Griechiſche Pöbel zu den Zeiten dieſes Krieges ſelbſt dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wiſſen wollte, ſobald die Barbaren Griechenland geräumt hätten: *ἀπαγορευοντες προς τας ϛρατειας, και πολεμου μεν οὐδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζην καθ᾽ ἡσυχιαν*

wo der Compilator des beſagten Friedensſchluſſes mit dieſen Worten gedenkt: *Ουτος*, Cimon nämlich, *εταξε και τους ὁρους τοις βαρβαροις· ἐκτος τε γαρ Κυανεων και Χελιδονεων, και Φασηλιδος· (πολις δε ἁυτη της Παμφυλιας) ναυν Μηδικην μη πλειν νομῳ πολεμου· μηδε ἱππου δρομον ἡμερας ἐντος ἐπι θαλαττης καταβαινειν βασιλεα.* Innerhalb einem Tage: *ἡμερας ἐντος*. Ich kann nicht ſagen, welchen alten Schriftſteller der Sammler hier ausgeſchrieben hat; Küſter muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollſtändigere Nachricht vor ſich gehabt hat, als Plutarchs, ſieht man aus den Zuſätzen, des einen Tages, der Stadt Phaſelis, und endlich noch einer beſondern Bedingung *ἀυτονομους ἐιναι τους Ελληνας τους ἐν τῃ Ασιᾳ*, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob ſie gleich ohne Zweifel die allerwichtigſte war. Plutarch beruft ſich auf die *Ψηφισματα ἁ συνηγαγε Κρατερος*, wo dieſer ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht alſo, daß dieſe Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigſtens iſt Diodorus Siculus, der dieſes Friedensſchluſſes gleichfalls gedenkt, ihn aber verſchiedene Jahre ſpäter ſetzt (**Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.**) eben ſo wenig ſeine Quelle geweſen, als Plutarch.

ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων.[1] Und zweitens. Wenn Apollo, ſchon zum Anfange der ſechsundſiebzigſten Olympias, den Athenienſern jenen Befehl gegeben hätte, iſt es im geringſten wahrſcheinlich, daß ſie denſelben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, ſollten vollzogen haben? Schwerlich konnte dieſe Verzögerung mit ihrer Religion beſtehen; unmöglich konnte ſie mit ihrer damaligen Noth beſtehen. Denn die Peſt wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: οὐκ εἰναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Αθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειη.[2]

Aber wie nun? So iſt das meine ganze Kritik wider den Petit? Ich gebe es alſo zu, daß Aphepſion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler iſt, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wiſſen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er ſieht Fehler, wo keine ſind; er will verbeſſern, wo nichts zu verbeſſern iſt. Und das aus einer Unwiſſenheit, die einem Gelehrten von ſeiner Gattung kaum zu vergeben iſt. Dieſes iſt meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält ſich ſo. Es iſt falſch, wenn er glaubt, daß man ſonſt keinen Archon, Namens Aphepſion finde, als den, welcher in dem 3ten Jahre der 74ſten Olympias regiert habe. Dieſer Name kommt in dem Verzeichniſſe der Archonten allerdings noch einmal vor; und zwar kommt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimon Eroberung der Inſel Scyros fällt. Mit einem Worte:

[1] Plutarch im Leben Cimons.

[2] Nach dem Zeugniſſe des Aeneas Gazäus. Meurſius führt die Stelle in ſeinem Theſeus an (Cap. XXXI.); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiaſten des Ariſtophanes daraus verbeſſert, welcher nicht Peſt, ſondern Hungersnoth damals zu Athen ſeyn läßt.

der Archon des ſo oft gedachten 4ten Jahres der 77ſten Olympias, wird von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion, als Phädon genannt. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und der Ungenannte in ſeinem Verzeichniſſe der Olympiaden. Aphepſion hingegen nennen ihn die Arundel'ſchen Marmor,[1] Apollodorus, und der dieſen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kommt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und ſagt:[2] ἐγεννηθη δε (καθα φησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοςης ἑβδομης Ολυμπιαδος. Dieſes Zeugniß iſt ſo ausdrücklich, und wird, da es von einem ſo wichtigen Denkmale als die Arundel'ſchen Marmor ſind, den Namen des Archons betreffend, bekräftigt wird, ſo wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionyſius und den Ungenannten nach dem Laertius, als dieſen nach jenen verbeſſern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich iſt, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nämlich mit dem Jacobus Palmerius[3] nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepſion, während ſeiner Regierung geſtorben iſt, und der andere bis zum Ablaufe des Jahres an des Verſtorbenen Stelle gewählt worden. Was kann natürlicher ſeyn, als dieſe Muthmaßung? Was kann der angefochtenen

[1] Oder, welches einerlei iſt, Apſephion; in der 72. Linie, ſo wie ſie Jacobus Palmerius in ſeinen Exercitationibus, abdrucken laſſen.

[2] Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

[3] *Exercit. p.* 452. Si alterutrum tantum verum est, prævaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, et eodem illo anno Aphepsionem et Phædonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, et forte non me fallit conjectura.

Stelle des Plutarch beſſer zu Statten kommen als ſie? Kurz, Plutarch hat ohne Fehler den Archon des 4ten Jahres der 77ſten Olympias, in dem Leben des Theſeus, Phädon, und in dem Leben des Cimon, Aphepſion nennen können. Das hätte Petit wiſſen ſollen, und er würde uns das 18te Kapitel ſeines dritten Buchs erſpart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf dieſe meine Kritik ſo viel eben nicht ein. Petit iſt der Mann nicht, an dem man mit großen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm leſe, je williger ſtimme ich dem Urtheile bei, das Küſter von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix. [1]

Ich habe der Arundel'ſchen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern ſollen, daß ſie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinſtimmen, ſondern auch in der Sache ſelbſt, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter dieſem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen ſogar hinzu, daß er damals 28 Jahre geweſen ſey, welches mit dem oben feſtgeſetzten Geburtsjahre unſeres Dichters genau genug übereinſtimmt. Aber wie ſtimmt es mit des Plutarch του Σοφοκλεους ἐτι νεου überein? Wenn man 27 bis 28 Jahre iſt, iſt man doch ſo jung nicht mehr. Palmerius, [2] der dieſe Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meint, man müſſe vorausſetzen, daß Plutarch der zweiten Meinung von dem Geburſjahre des Sophokles geweſen ſey, welche das dritte der 73ſten Olympias dazu macht. Und nach dieſer wäre der Dichter damals ungefähr 18 Jahre geweſen, welches freilich jung genug iſt.

Ich eile zu der Anmerkung, die ich über die Stelle des

[1] In ſeinen Noten über die Fröſche des Ariſtophanes, S. 64.

[2] Exercit. p. 202.

Plutarch, auf Veranlaſſung der Kindſchen Ueberſetzung, zu machen verſprochen habe. Die Worte des Plutarch: ἐφ᾽ ᾧ και μαλιϛα προς ἀυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν˙ ἐθεντο δ᾽ ἐις μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην, überſetzt Kind: „das Volk gewann ihn deßwegen ſehr lieb, und ſtellte zum Andenken dieſer Begebenheit den bekannten Wettſtreit unter den Tragödienſpielern an.“ Wettſtreit? Κρισιν; der Fehler iſt arg. Αγων, ἀγωνισμα würde Wettſtreit heißen; aber κρισις heißt das Gericht, das Urtheil. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſer Fehler den Plutarch ganz etwas anderes ſagen läßt, als er ſagen will. Nach der Ueberſetzung ſollte man glauben, der tragiſche Wettſtreit ſelbſt wäre damals zuerſt angeordnet worden; vorher hätten die tragiſchen Dichter nie um den Preis geſtritten; dieſer feierliche Kampf wäre jetzt zum erſtenmale dem Cimon zu Ehren angeſtellt, und in den folgenden Zeiten zu ſeinem Gedächtniſſe beibehalten worden. Das iſt ganz falſch; die poetiſchen Wettſtreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte[1] beweist; und die gegenwärtige Begebenheit ſelbſt zeigt, daß dergleichen ſchon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabei zu ernennen, ab. Und das eben, worin er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimon beibehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich ſtelle mir es ſo vor. Der dramatiſche Wettſtreit mußte nothwendig ſeine Richter haben; dieſe Richter wurden durch das Loos gewählt, und wie man mit ihrer Wahl bei der Komödie verfuhr, ſo verfuhr man auch bei der Tragödie damit. Nun ereignete ſich jetzt der Fall, daß die Zuſchauer außerordentlich uneinig waren, φιλονεικιας ὀυσης και παραταξεως των θεατων

[1] Symposiacon Lib. V. Quæst. 2.

ein junger Menſch ſtreitet wider einen alten verſuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht ſchlecht; dieſer muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entſcheidung einer ſo kitzlichen Sache, die mit ſo vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlaſſen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter geweſen wären. Jetzt kam es nicht bloß darauf an, unparteiiſche Richter zu haben; man wollte einſichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μεν ουκ εκληρωσε του αγωνος. Er dachte weiter: „hier iſt Gelegenheit dem Cimon und ſeinen Unterfeldherren eine Schmeichelei zu machen. Und iſt es nicht beſſer, daß Männer von ihrer Einſicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Perſonen in traurigen und verwickelten Umſtänden, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht, aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren ſind jeder aus einem beſondern Stamme; durch ſie kann gleichſam das ganze Volk den Ausſpruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will ſie dabehalten; ich will ſie nöthigen; ich will ſie ſchwören laſſen; ihr Ausſpruch wird eine gewiſſe Feierlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabei beruhen laſſen; deſto beſſer für die Dichter; deſto beſſer für die Zuſchauer.“ Und wie der Archon dachte, ſo geſchah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf dieſe Weiſe gefällt. — So verſtehe ich wenigſtens die Stelle des Plutarch; und es ſey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon für dieſesmal zehn Richter wählte, und von nun an bei dem Wettſtreite der

tragiſchen Dichter, deren allezeit ſo viel gewählt wurden: ſo iſt dieſes der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Richtern bei den tragiſchen, und den Richtern bei den komiſchen Wettſtreiten nunmehr ereignete. Denn der Richter bei den komiſchen Wettſtreiten waren zu jeder Zeit nur fünf. Das Sprüchwort ἐν πεντε κϱιτων γονασι κειται iſt bekannt, und Heſychius ſagt ausdrücklich: τοσουτοι τοις κωμικοις ἐκϱινον. Warum nannte Heſychius hier bloß die komiſchen Dichter, warum nicht die dramatiſchen Dichter überhaupt, wenn bei den tragiſchen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich geweſen wäre? Der zweite Unterſchied war dieſer: bei den komiſchen Wettſtreiten konnte jeder athenienſiſche Bürger durch das Loos zum Richter ernannt werden; bei den tragiſchen hingegen wurden nur ſolche Bürger zu dem Looſe zugelaſſen, die mit zu Felde geweſen waren und anſehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hatten. Ἐκϱινον δε οἱ δοκιμωτατοι των ϛϱατηγων, ſagt Plutarch, wenn er von dem Wettſtreite des Theſſalus und Athenodorus, der zwei berühmteſten tragiſchen Schauſpieler zu den Zeiten Alexanders, redet. [1] Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieſes zweiten Unterſchiedes anführen kann, iſt eine Stelle in den „Fröſchen" des Ariſtophanes. Aeſchylus und Euripides ſollen da mit einander ſtreiten; der Chorus muntert ſie auf; indem aber fällt ihm ein, daß beide als tragiſche Dichter ſich vielleicht an die gegenwärtigen Zuſchauer ſtoßen dürften. Es ſind Zuſchauer einer Comödie, und die unter ihnen befindlichen Richter ſind bloß Richter einer Comödie. Werden dieſe auch von tragiſchen Schönheiten urtheilen können? Aber ſeyd deßwegen unbeſorgt: läßt Ariſtophanes den Chor zu ihnen ſagen; Sie ſind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen! Εϛϱατευμενοι γαϱ ἐισι; denn es ſind

[1] De Fort. Alex. Orat. II. p. m 334.

Leute, die mit zu Felde geweſen ſind, die ihre Kriegsdienſte gethan haben. Hier iſt die ganze Stelle: [1]

Ει δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προση
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀῤῥωδειτε τουθ'· ὡς οὐκ ἐθ' οὑτω ταυτ' ἐχει.
Εστρατευμενοι γαρ ἐισι·
Βιβλιον τ' ἐχων ἑκαστος μανθανει τα δεξια.
Αι φυσεις δ' ἀλλως κρατισται,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν οὖν δεισητον, ἀλλα
Παντ' ἐπεξιτον, θεατων γ' οὑνεχ', ὡς ὀντων σοφων.

Der Scholiaſt merkt hier an: *Δεξιους νομιζουσι τους ἐστρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας στρατειας, φιληδονους εἶναι συκοφαντας.* Allein wer weiter nichts dabei denkt, als dieſes, der verſteht die Feinheit der Spötterei kaum zur Hälfte. Um ſie ganz zu faſſen, erinnere man ſich des Jahres, in welchem die „Fröſche" aufgeführt wurden. Es war das 3te der 93ſten Olympias, das 26ſte des Peloponneſiſchen Krieges. Die Athenienſer hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und ſie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegsdienſte nehmen wollten, die Freiheit und das Bürgerrecht zu geben. [2] Endlich waren ſie wieder einmal glücklich, und ſchlugen die feindliche Flotte bei den

[1] Zeile 1140 und folg.

[2] Diodorus Siculus bei dem Anfange dieſes Jahres: *Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι περιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι.* Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

Arginuſiſchen Inſeln.[1] Nun ſtelle man ſich vor, daß das Theater, als die „Fröſche“ kurz darauf geſpielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginuſiſchen Sieg mit erfechten helfen, und jetzt auf nichts mehr ſtolz waren, als daß ſie da ſitzen durften, wo ſie ſaßen. Konnte ſich ein Ariſtophanes wohl enthalten, über ſolche Zuſchauer ein wenig zu ſpotten? Er nennt ſie:[2]

— πολυν — λαων ὀχλον
Ου σοφιαι μυριαι καϑηνται·

„ein großes Volk aus verſchiedenen Völkern, unter dem es Kenner zu Tauſenden giebt.“ Und dieſe Kenner ſind noch dazu mit im Kriege geweſen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragiſcher Wettſtreite zu ſeyn? Es iſt zwar nicht lange, daß dieſe Herren noch zu dem nichtswürdigſten, dümmſten Pöbel gehörten; aber

— — ουκ ἐϑ᾽ οὑτω ταυτ᾽ εχει·
Εϛρατευμενοι γαρ εισι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht, ein Kriegszug hat ihnen Verſtand gegeben. Doch nein; ſie hatten von Natur ſchon Verſtand genug; und im Kriege haben ſie ihn nur mehr ausgeſchliffen.

Αι φυσεις δ᾽ αλλως κρατιϛαι,
Νυν δε και παρηκονηνται.

Die von Natur nur eine Comödie hätten beurtheilen können,

[1] Die „allgemeine Welthiſtorie“ (Th. V. S. 380) ſagt: „bei Argenuſae einem Platze Lesbos gegenüber,“ das heißt ſich von Inſeln ſehr unrichtig ausdrücken.

[2] Zeile 687. 88.

können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil ſie Soldaten geweſen ſind.[1]

[1] Wer den Arſtiophanes ein wenig kennt, wird ihn hoffentlich in dieſer Stelle, ſo wie ich ſie auslege, finden. Wenn ich unterdeſſen meiner Sache nicht ſehr gewiß wäre, ſo würde mich das Anſehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kömmt mir nämlich die neueſte Ausgabe unſers komiſchen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der Zweite beſorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, ἐϛρατευμενοι γαρ ἐισι, bloß durch nam exercitati sunt überſetzt. Er geht alſo von der eigentlichen Bedeutung des Wortes ϛρατευομαι ab; ohne Zweifel, weil er die feine Spötterei nicht einſah, und daher nicht begreifen konnte, wie es im Ernſte folge, daß die Zuſchauer deßwegen nicht mehr unwiſſend ſeyn ſollten, weil ſie mit im Kriege geweſen wären. Ich zweifle aber ſehr, ob man ϛρατευομαι in dieſer figürlichen paſſiven Bedeutung finde, da es bloß *geübt werden* heiße. Der Scholiaſt, deſſen Worte ich angeführt habe, iſt ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung, ob es gleich leicht ſeyn kann, daß Berglern eben derſelbe Scholiaſt verführt hat. Denn über die nächſt vorhergehenden Worte ουκ ἐϑ᾽ οὑτω ταυτ᾽ ἐχει macht er folgende Gloſſe: ὡς των Αϑηναιων προτερον οὐχ ὁμοιως γεγυμνασμενων ἐν τοις ποιητικοις σοφισμοις. Bergler hat alſo geglaubt, daß das folgende ἐϛρατευμενοι hier durch γεγυμνασμενοι erklärt werde; und hierin hat er ſich wohl geirrt. Ich muß überhaupt anmerken, daß verſchiedene Stellen in den „Fröſchen" aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umſtände in Athen weit beſſer zu erklären ſind, als es den alten und neuern Auslegern ſie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, z. E., hat angemerkt, daß die ganze Parabaſis des Chors zu Ende des zweiten Aufzuges auf die unglücklichen Befehlshaber geht, welchen die Athenienſer den Prozeß machten, weil ſie die Leichname der in dem Arginuſiſchen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben laſſen können. Die vornehmſten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabei weniger zur Laſt legen konnte, waren ohne Zweifel für ἀτιμοι, für *unehrlich* erklärt worden. Dieſer *Unehrlichen* nun nimmt ſich Ariſtophanes hier beſonders an. Wenn man das weiß, ſo wird man ſich nicht lange beſinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiaſten daſelbſt eigentlich zu leſen ſey. Ariſtophanes gedenkt nämlich eines gewiſſen Phrynichus, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuſchreiben ſcheint. Die Scholiaſten können ſich nicht vergleichen, was für ein Phrynichus hier

Was die Philologen von den dramatiſchen Richtern der alten Griechen geſammelt haben, iſt ein ſehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterſchied zwiſchen den komiſchen und tragiſchen auch nur vermuthet habe.[1] Man wird alſo zufrieden ſeyn müſſen, wenn ich ihn nur einigermaßen erhärtet und ins Licht geſetzt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß των τραγῳδων κρισις nicht ein *Wettſtreit* unter Tragödienſpielern, ſondern der *Ausſpruch*, das *Gericht* bei einem ſolchen Wettſtreite heißt, und daß dieſes, nicht jener, zum Andenken des Cimons eingeführt und beibehalten worden. Herr Kind überſetzt ferner κριτας μεν ουκ εκληρωσε durch „er getraute ſich nicht, die Richter zu ernennen.“ Getraute ſich nicht? Ja freilich, wenn er ſie hätte *ernennen* müſſen. Aber ernennt man die, über die man das Loos wirft? Ουκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ᾽ ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι, δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας

gemeint ſey. Einer von ihnen aber ſagt: ἐγενετο δε ϛρατηγος, ἐφ᾽ ὁυ πολλοι ἡμαρτον των τραγικων, και ἀτιμοι ἐγενοντο. Nun hat Suidas an zwei verſchiedenen Orten dieſe Stelle des Scholiaſten ausgeſchrieben; unter Φρυνιχος nämlich und unter παλαισμα. Allein unter Φρυνιχος hat er anſtatt τραγικων, ϛρατηγων geleſen. Welches von beiden iſt nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von *tragiſchen Dichtern* gehört, die *unehrlich* geworden wären? Was konnten tragiſche Dichter begehen, dieſe Strafe zu verdienen? Wenn es noch komiſche geweſen wären. Aber unglücklicher *Feldherrn* gedenkt die Geſchichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafen fielen. Gleichwohl erklärt ſich Küſter in ſeiner Ausgabe des Suidas für τραγικων; und in ſeiner Ausgabe des Ariſtophanes iſt er wenigſtens unſchlüſſig, für welches von beiden er ſich erklären ſoll. Und das bloß, wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige hiſtoriſche Umſtand von den unglücklichen Feldherren nicht beigefallen iſt.

[1] *Joan. a Wower* de Polymathia. cap. XVI. *Vossius* Institution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rappoltus* Comment. in Horatium cap. 29 et 43.

ἑκαςον heißt ihm: „er ließ ſie nicht wieder weggehen, ſondern nöthigte ſie, daß ſie nach geleiſtetem Eide die zehn Richter werden und den Ausſpruch thun mußten, zumal da jeder dieſer Feldherren aus einer der zehn Zünfte war.“ Daß ſie die zehn Richter werden mußten? So waren ſchon vorher der tragiſchen Richter zehn? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht ſagt; daß es Herr Kind auch ſonſt nicht erweiſen kann. Der Umſtand δεκα ὀντας war nicht ein Umſtand, ohne welchen ſie nicht die Richter hätten werden können; ſondern ein neuer Umſtand, den man in der Folge zum Andenken dieſer Begebenheit um ſo viel lieber beibehielt, je anſehnlicher das Gericht dadurch ward. Καθισαι ſteht hier auch nicht ſo gar vergebens, daß es der Ueberſetzer hätte auslaſſen ſollen. Denn wie Pollux ſagt:[1] τοις μεν μουσικοις (ἀγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις ἐφεςασι.

Noch kann ich die Stelle des Plutarchs nicht verlaſſen. Ich habe oben (Seite 200.) einen hiſtoriſchen Beweis verſprochen, daß Aeſchylus des Sophokles Lehrmeiſter nicht geweſen ſey; und auf dieſe Stelle eben gründe ich ihn. Hier ſtreiten Aeſchylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, ſiegt, und Aeſchylus wird ſo ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeiſter von ſeinem Schüler durch den erſten Verſuch ſeines Schülers überwunden worden, würde das nicht ein Umſtand geweſen ſeyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich größer gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergeſſen haben? Aber er ſagt nichts davon, und ſein Stillſchweigen wird zu einem Beweiſe des Gegentheils.

[1] Lib. III. cap. 30. p. m. 341.

Hier ſollte ich dieſe Anmerkung ſchließen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zuſatz zu geben, den ich in dem Texte nicht verſprochen habe. Das einſtimmige Zeugniß des Plutarch und Euſebius wird durch ein drittes beſtätigt, das, ſo viel ich weiß, zu dieſem Zwecke noch von niemanden angeführt worden. Ich meine eine Stelle bei dem ältern Plinius. Er redet in dem 18ten Buche ſeiner „Naturgeſchichte,“ [1] von der verſchiednen Güte des Getreides in verſchiednen Ländern, und ſchließt: Hæ fuere sententiæ Alexandro magno regnante, cum clarissima ſuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et ſortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele unſeres Dichters die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der 114ten Olympias; 145 Jahre betragen 36 Olympiaden und ein Jahr; und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt 77. In die 77ſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles; [2] und da in eben dieſe Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir geſehen haben,

[1] Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 107.

[2] Fabricius macht in dem Verzeichniſſe der verlorenen Trauerſpiele des Sophokles, unter Τριπτολεμος eben dieſe Berechnung, aber ohne im geringſten für das erſte Trauerſpiel deſſelben etwas daraus zu ſchließen.

auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eins ſind.

So ungezwungen ſich dieſes ergiebt, ſo ſehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Plinius macht. Er ſchreibt nämlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII anno quarto, ætatis suæ vicesimo, si Suidæ credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditæ 442. Fürs erſte weiß ich nicht, wie Harduin ſagen kann, Alexander ſey in der 120ſten Olympias geſtorben; da Joſephus [1] ausdrücklich ſagt: *Αλεξανδρον τε τεθναναι παντες ὁμολογουσι ἐπι της ἑκατοστης τεσσερεσκαιδεκατης Ολυμπιαδος.* Fürs zweite würden 145 Jahre, von der 120ſten Olympias zurückgerechnet, nicht die 88ſte, ſondern die 83ſte Olympias geben. Fürs dritte würde Sophokles in der 88ſten Olympias, nach dem Suidas nicht 20, ſondern einige 60 Jahre geweſen ſeyn; denn nach dem Suidas iſt er in dem 3ten Jahre der 73ſten Olympias geboren. Und man glaube ja nicht, daß alle dieſe Unrichtigkeiten vielleicht mit der beſondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) beſtehen könnten. Dieſe beſondere Berechnung des Plinius betrifft bloß das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Harduin in das 4te der 9ten Olympias ſetzen läßt, anſtatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das 4te der 6ten fällt. Wenn alſo in der Anmerkung des Harduins nicht alle Zahlen verdruckt ſind, ſo muß er gar nicht nachgeſchlagen, gar nicht gerechnet haben.

Die Anmerkung, welche der Pater über das Trauerſpiel ſelbſt macht, iſt nicht minder ſeltſam: In ea fabula, ſagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque præ

[1] Lib. I. contra Appionem.

cæteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus dieſen Worten nicht ſchließen, der Triptolemus des Sophokles müſſe noch vorhanden ſeyn, und das ganze Stück laufe auf weiter nichts, als dieſen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet ſeinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionyſius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als dieſen Umſtand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präſens davon ſpricht, ſo iſt es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauſpieler — dieſe Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: *Καταλυσας την ὑποκρισιν του ποιητου δια την ἰδιαν ἰσχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο.* Eine ſchwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauſpieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene großen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn alſo vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profeſſion. Denn den Griechen war keine Geſchicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unſer Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche ſeine ſchwache Stimme keinen Einfluß hatte, beſtieg er die Bühne; welches ſich nicht undeutlich aus zwei Beiſpielen ſchließen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nämlich ließ er ſich auf der Cither hören, und in der Nauſikaa zeigte er ſich als Tänzer.

In dem Thamyris ließ er ſich auf der Cither hören. Athenäus: [1] *τον Θαμυριν διδασκων ἀυτος ἐκιθαρισεν.* Und der ungenannte Biograph: *φασι δε ὁτι και κιθαραν ἀναλαβων ἐν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε ἐκιθαρισεν.* Thamyris war jener thraciſche

[1] Lib. I. p. m. 20.

Virtuoſe [1], der es wagen durfte, die Muſen ſelbſt zu einem Wettſtreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Muſen machten ihn, zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleiſchen Trauerſpiels; und ohne Zweifel ließ ſich der Dichter in der Perſon des Thamyris ſelbſt, auf der Cither hören. Nicht daß er deßwegen die ganze Rolle des Thamyris geſpielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu ſingen. Denn dieſer Thamyris, welchen Umſtand uns der ältere Plinius [2] von ihm aufbehalten hat, war der erſte, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Inſtrument behandelte, und ſie, ohne darein zu ſingen, ſpielte. Hatte nun Sophokles dieſen Umſtand anzubringen gewußt, ſo konnte ihn ſeine ſchwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle ſelbſt zu ſeyn, wo er ihn bloß auf der Cither mit den Muſen wetteifern ließ. Es würde ſich mehr als Muthmaßungen hievon beibringen laſſen, wenn das Stück jetzt nicht unter die verlornen Stücke unſers Dichters gehörte [3]. Da unterdeſſen auch ſolche Muthmaßungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze ſind, ſo erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmaßen zu dürfen. Dieſen nämlich:

[1] *Κεινῳ σοφιςῃ Θρῃκι*, ſagt die Muſe in dem Trauerſpiele „Rheſus" von ihm. Z. 924.

[2] Cithara sine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hist. Lib. VII. c.* 57.

[3] Caſaubonus, Meurſius, Fabricius finden in ihren Verzeichniſſen der verlornen Stücke des Sophokles des Thamyris bloß bei dem Athenäus, dem Pollux, und dem ungenannten Biograph gedacht. Sie hätten anmerken ſollen, daß auch Plutarch ſeiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nämlich *ὁτι οὐδε ζην ἐςιν ἡδεως κατ᾽ Επικουρον* (p. m. 1093.) führt er ein paar Zeilen des Sophokles an, die dem Zuſammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris ſeyn müſſen.

daß die Beſtrafung des Thamyris auf der Bühne geſchehen; daß er vor den Augen der Zuſchauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmaßung auf eine Stelle des Pollux, in die ſich ſeine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux [1] gedenkt verſchiedener tragiſchen Masken, die von einer beſondern Art geweſen, und ſagt unter andern, daß die Maske des Thamyris, zweierlei Augen gehabt habe; τον μεν γλαυκον ὀφθαλμα, τον δε μελανα. Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, et alterum nigrum in scena affingi ait? Constat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrin περι μουσικης cum Musis congressum: quem victum των ὀμματων και της κιθαρῳδιας illæ ἐξερησαν. Sic itaque prorsus excœcarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causæ non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich jetzt unter denjenigen bin, die es wiſſen, habe ich vornehmlich dem Du Bos [2] zu danken; und das Räthſel löſet ſich ſo auf. Die alten Schauſpieler, wie bekannt, ſpielten in Masken, welche nicht allein das Geſicht, ſondern den ganzen Kopf bedeckten. Dieſe Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß ſie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechſelnden Leidenſchaften in den Zügen des Geſichts verurſachen. Die kleinern von dieſen Abänderungen waren für ihre Zuſchauer zwar ohnedem verloren, indem dieſe größten Theils viel zu weit abſaßen, als daß ſie ſelbige auch auf einem wirklichen Geſichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche

[1] Lib. IV. c. 19. p. m. 434.

[2] Du Bos von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten. Man ſehe das dritte Stück meiner „Theatraliſchen Bibliothek,“ S. 185.

dem Geſichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln deſſelben eine ganz andere Lage geben, und von ſehr weitem zu erkennen ſind, auch dieſe größern, ſage ich, den Augen der Zuſchauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachläſſigung des ſicherſten Mittels, einen Eindruck auf ſie zu machen, geweſen ſeyn. Was thaten ſie alſo? Eine Stelle des Quintilian [1] kann es uns ſehr deutlich lehren: In Comœdiis — pater ille cujus præcipuæ partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Die Maske, ſagt Quintilian, desjenigen Vaters, der in der Comödie bald linde bald ſtrenge ſeyn mußte, war getheilt; die eine Hälfte zeigte ein glattes, heiteres Geſicht, die andere ein finſteres, gerunzeltes Geſicht; war der Vater jetzt linde, ſo wies der Schauſpieler den Zuſchauern die heitere Hälfte, und mußte er auf einmal ſtreng und zornig werden, ſo wußte der Schauſpieler eine ſo ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuſchauer die finſtere Hälfte zu ſehen bekam. Wie es mit der Maske dieſes Vaters war, ſo war es unfehlbar mit den Masken aller Perſonen, die in der Geſchwindigkeit vor den Augen der Zuſchauer ein verändertes Geſicht zeigen mußten, und alſo nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechſeln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in dieſem Falle war, und die Worte des Pollux ſind erklärt. Jetzt war Thamyris noch ſehend, und der Schauſpieler zeigte diejenige Hälfte ſeiner Maske, die das ſchwarze Auge hatte. Nun ſollte er auf einmal blind werden, und der Schauſpieler wandte ſich ſo geſchickt, daß plötzlich die

[1] Inst. Orat. Lib. XI. cap. 3.

Zuſchauer die andere Hälfte, welche das glauche Auge (*γλαυκον ὀφθαλμα*) hatte, erblickten. Denn *γλαυκον ὀφθαλμα* iſt hier nichts anderes als ein Auge, das mit einem *Γλαυκωμα* behaftet ſcheint; und Glaukoma, wie bekannt, iſt diejenige Krankheit des Auges, welche unſere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichſte und augenſcheinlichſte Zeichen der Blindheit, welches die Skeuopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris alſo ließ er ſich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph ſetzt hinzu: *ὁθεν και ἐν τῃ ποικιλῃ στοᾳ μετα κιθαρας ἀυτον γεγραφθαι φασι*; „daher ſey er, wie „man ſagt, in der Stoa Poecile mit der Cither gemalt „worden." Was dieſe Stoa für ein Gebäude geweſen, wie ſie vorher geheißen, wo ſie geſtanden,[1] das iſt genugſam bekannt. Sie hatte ihren Beinamen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen ſie vornehmlich Polygnotus ausgeziert hatte.[2] Dieſe Gemälde ſtellten die Götter und Helden der Athenienſer vor; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künſtler war, ſondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeichelei werde gemacht haben, ihre Bildniſſe mit anzubringen. Dem ungeachtet aber iſt

[1] Menage (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm.* 5.) merkt aus dem Lucian an, daß dieſe Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieſer Bemerkung, die Verſe des Melanthius beim Plutarch (im „Leben Cimons" S. 481.) daraus zu erläutern, wo geſagt wird, daß Polygnotus unentgeltlich

— — — *Θεων ναους ἀγοραν τε*
Κεκροπιαν — — — — —

ausgeſchmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausſchmücken könne, iſt nicht wohl zu begreifen. Es ſind alſo hier die öffentlichen Gebäude auf dieſem Marktplatze, und beſonders die gedachte Stoa zu verſtehen.

[2] *C. Plinius* Natur. Histor. Lib. XXXV. 35.

wohl ſchwerlich das Bildniß des Sophokles von der Hand dieſes Künſtlers geweſen. Ich ſchließe dieſes aus folgendem Umſtande, den uns Plutarch aus der ſcandalöſen Chronik der damaligen Zeit aufbehalten hat.[1] Polygnotus liebte die Elpinice, die Schweſter des Cimons; und ohne Zweifel war ſeine Liebe eben in dem ſtärkſten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa malte, denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Geſicht ſeiner Geliebten. Wird Elpinice damals ſchon alt, ſchon verheirathet geweſen ſeyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles mit durch den Ausſpruch ihres Bruders für ſein erſtes Trauerſpiel den Preis erhielt, muß ſie ſchon beides geweſen ſeyn, wenn man ſie auch noch ſo viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich malte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt ſeyn konnte, als wenigſtens ſeine tragiſchen Verdienſte noch nicht ſo feſt geſtellt ſeyn konnten, daß ſie dieſe öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht alſo war ſein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt iſt, daß ihm die Athenienſer nach dem Polygnot einen Theil dieſer Stoa auszumalen gaben.

In der Nauſikaa zeigte ſich Sophokles als Tänzer. Athenäus:[2] *ἀκρως δε ἐσφαιρισεν ὁτε την Ναυσικααν ἐθηκε.* Ich ſage, er zeigte ſich als Tänzer, und die Worte meines Währmannes ſcheinen eigentlich doch weiter nichts zu ſagen, als daß Sophokles in der Nauſikaa den Ball vortrefflich geſchlagen: *ἀκρως ἐσφαιρισεν.* Allein die Sphäriſtik oder das Ballſchlagen und alle verſchiedene Arten deſſelben, war bei den Alten ein Theil der Orcheſtik, als welche alle körperliche Uebungen in ſich begriff, wo die Bewegungen nach einer

[1] Im Leben Cimons S. 480.

[2] Lib. I. p. m. 20.

gewiſſen Eurythmie, nach dem Takte, geſchehen mußten. Das iſt zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten ſollte. Die Frage wird alſo nur hier ſeyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball geſpielt ward? Wer ſeinen Homer inne hat, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier, unbekannt ſeyn.[1] Ulyſſes war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche und ſchlief. Indeß erhob ſich Minerva in den Palaſt des Alcinous und gab der ſchönen Nauſikaa ein, mit ihren Geſpielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waſchen. Denn an ſie ſollte ſich Ulyſſes zuerſt wenden; ſie ſollte ihm den Weg zur Gunſt ihres Vaters bahnen. Sie kommen alſo, waſchen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und ſalben ſie ſich, und lagern ſich zu eſſen, und ſtehen auf zu ſpielen. Und was ſpielten ſie?

Σφαιρῃ ται ἀρ᾽ ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,
Τῃσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης.[2]

Sie ſchlagen Ball, und Nauſikaa ſelbſt macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulyſſes erwache. Die Prinzeſſin wirft; der Ball nimmt einen falſchen Flug; er fällt in einen

[1] S. das ſechste und die folgenden Bücher der Odyſſee.

[2] Die Frau Dacier überſetzt dieſe Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles et commencent à jouer toutes ensemble à la paume. *Nausicaa se met ensuite à chanter.* Sie hört alſo die Nauſikaa ſingen, wo ich ſie nur tanzen ſehe. Sie hat aus der Acht gelaſſen, daß *μολπη* nicht bloß cantus, ſondern eben ſo oft tripudium, saltatio heißt, wegen des beiden gemeinſchaftlichen Takts. *Ηρχετο μολπης* heißt aber daher hier weiter nichts, als „ſie fing das Spiel an.“ Ich finde, daß Burette, in ſeiner Abhandlung von der Sphäriſtik der Alten (Mémoires de Littérature des Inscriptions et b. L. T. I. p. 155.) den nämlichen Fehler macht. Denn er überſetzt: pendant que la Princesse de son côté les animait par son chant.

tiefen Graben; die Mägde ſchreien, und Ulyſſes erwacht. Er entſchließt ſich kurz, auf das Geſchrei zuzugehen. Aber er iſt nackt, ſplitternackt; und es war ein weibliches Geſchrei! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiſer Rath gebrach?

Εκ πυκνης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειη
Φυλλων, ὡς ρυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Ος' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε ὁι ὀσσε
Δαιεται· ἀυταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ηε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαςηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ελθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung![1] So kömmt

[1] Man erlaube mir über dieſes Gleichniß, das ich für eines der ſchönſten im Homer halte, eine kleine Ausſchweifung. Es hat ſeine Tadler gefunden; aber ſeine Vertheidiger ſcheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man leſe nur, was Clarke in ſeiner Ausgabe darüber anmerkt. » Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viribus defectum, procellaque pene » enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. *Eustathius* » vim similitudinis in eo consistere existimat, quod Ulysses puellis » Nausicaæ comitibus, haud minus quam leo, terribilis apparuerit.« *Οτι τον Οδυσσεα γυμνον ὀντα και δυσπροσιτον δια τουτο φανηναι μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, ἐιπων „Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων, κ. τ. λ.“ Ἐιτα δεικνυς ὡς οὐ προς την Ὀδυσσεως ἀνδριαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ἡν ἐξ ἀυτου ἁι γυναικες ἐπαθον, ἐπαγει* (v. 137.) „*Σμερδαλεος δ' ἀυτησι φανη*, *etc.* — Domina *Dacier* leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursurus esset, ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma fœdatus, leoni agresti procellisque afflicto, *Ος' ἐισ' ὑομενος και ἀημενος*, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusto puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat *Eustathius*) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incusserit.

der nackte, fürchterliche Mann auf ſie zu.[1] Die Mädchen ſchreien und fliehen. Die einzige Nauſikaa bleibt ſtehen, und erwartet ihn; und ſo weiter. — Aber was ſind das für Auftritte für ein Trauerſpiel? „Sophokles,“ ſagt die Frau Dacier,[2] „hatte aus dieſem homeriſchen Stoffe eine Tragödie

— Recht gut; alle die verſchiedenen Aehnlichkeiten, welche die Dacier, Euſtathius und Clarke angeben, ſind augenſcheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwiſchen einem abgematteten, wehr- und waffenloſen Manne und einem Löwen finden, der ſich auf ſeine Stärke verläßt? ἀλκι πεποιθως. — Es iſt wahr, Homer verliebt ſich oft ein wenig in ſeine Gleichniſſe, und malt ſie nicht ſelten mit Zügen aus, die ſich auf das Verglichene nicht anwenden laſſen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier ſeyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müſſen dergleichen beiläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themiſtius, der auch dieſem Tertium der Vergleichung eine ganz vortreffliche Wendung zu geben gewußt hat. Er ſagt nämlich: Allerdings iſt der abgemattete, wehr- und waffenloſe Ulyſſes auch jetzt noch ein Mann, der ſich auf ſeine Stärke verläßt. Nur iſt die Stärke des Ulyſſes nicht die körperliche Stärke eines Achilles; ſondern ſie beruht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Beredtſamkeit. Dieſe hatte er in keinem Schiffbruche verlieren können; und auf dieſe verließ er ſich. Ἡ δε ἀλκη ἠν ἀρα ὁ λογος, ὁν ἀφελεσθαι μονον το δαιμονιον οὐκ ἐξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε ἀφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· ἐν ὁις οὐκ ἠν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τῃ γουν ἀλκῃ ἐπεποιθει, και ἐκεινων ἀπολωλοτων. Es ſteht dieſe Stelle zu Ende ſeines Προτρεπτικου ἐις Φιλοσοφιαν (edit. Harduin. p. 309.) und verdient bei dieſer Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

[1] Bis hieher ward 1760 gedruckt: das Folgende fügte J. J. Eſchenburg 1790 aus Leſſings Papieren hinzu.

[2] In den Anmerkungen zu ihrer Ueberſetzung: Sophocle avait fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appellait Πλυντριας, et où il représentait Nausicaa à ce jeu. Celte pièce réussit fort. Je voudrais bien que le temps nous l'eut conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvait tirer d'un tel sujet. Die Πλυντριαι, oder „Wäſcherinnen“ des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es iſt allerdings aus dieſem

„gemacht, die ſehr wohl aufgenommen ward. Ich wünſchte, „daß uns die Zeit dieſes Stück aufbehalten hätte, damit wir „ſehen könnten, wie weit es die Kunſt mit einem ſolchen „Stoffe bringen kann." Ich wünſchte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie ſeyn. Ich glaube ſchwerlich; ſondern es würde allem Anſehen nach ein ſatyriſches Drama ſeyn. Ich kann zwar nicht ſagen, daß es als ein ſolches von den alten Schriftſtellern, die ſeiner gedenken, angeführt werde; aber der komiſch-tragiſche Inhalt iſt allzuſehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß ſie auch die Muthmaßung des Caſaubonus geweſen iſt.[1] Die Odyſſee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die ſatyriſchen Schauſpiele. Das einzige Stück, welches uns von dieſer Gattung übrig geblieben iſt, des Euripides Cyklops, iſt, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulyſſes ſelbſt machte ihn zu einer ſatyriſchen Perſon ſehr bequem. Ich ſetze voraus, daß meinen Leſern das Weſen dieſes Drama bekannt iſt, von welchem wohl zu wünſchen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherſtellen

Titel zu ſchließen, daß der Inhalt die Geſchichte der Nauſikaa geweſen, und daß es vielleicht Nauſikaa oder „die Wäſcherinnen" geheißen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts ſeltenes ſind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier beſſer gethan haben, es hier unter ſeinem gewöhnlichen Titel, Nauſikaa, anzuführen. Woher ſie den Umſtand hat, „daß es viel Beifall gefunden," kann ich nicht ſagen. Ich fürchte, es iſt ein bloßer Zuſatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben ſo wenig zu beſtätigen als zu beſtreiten Luſt habe.

[1] *Ναυσικαα* — — tota ſuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, judice *Casaubono*, ſagt Fabricius in ſeinem Verzeichniſſe der verlorenen Stücke des Sophokles. Es muß ſich dieſes auf eine Stelle des Caſaubonus in ſeinen Anmerkungen zum Athenäus beziehen, denn in ſeinem Buche, De Poesi satyrica, erwähnt er der Nauſikaa unter den ſatyriſchen Stücken des Sophokles nicht.

wollte. Die **Tragicomödie** war in dieſer Abſicht ein ſehr mißlungener Verſuch.

(L)

Er machte in ſeiner Kunſt verſchiedene Neuerungen, deren zum Theil Ariſtoteles gedenkt.) *Πολλα ἐκαινουργησεν ἐν τοις ἀγωσι.* Es iſt hier nicht von den Verbeſſerungen die Rede, durch die Sophokles die Tragödie ſelbſt ihrem Weſen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; ſondern bloß von den Neuerungen und Zuſätzen, die er in der Kunſt ſie aufzuführen machte. Und die Geſchichte dieſer Kunſt faßt Ariſtoteles im vierten Capitel ſeiner Dichtkunſt in folgender Beſchreibung kürzlich zuſammen: *Και πολλας μεταβολας μεταλαβουσα ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος ἐις δυο πρωτος Ἀισχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιϛην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den beſten Kommentar über dieſe Worte des Ariſtoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertins, wo er die Geſchichte der Weltweisheit mit der Geſchichte der Tragödie vergleicht: *ὥσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑϛερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Ἀισχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, ὁυτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ.* Der Verſtand von beiden Stellen iſt dieſer. Anfangs war die Tragödie nichts als Geſang verſchiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher dieſe Lieder ſang, manchmal ruhen und Athem ſchöpfen könnte, fiel Theſpis darauf, eine intereſſante Begebenheit dazwiſchen von einem aus der Bande erzählen oder vorſtellen zu laſſen. Aeſchylus verwandelte dieſe Erzählung und Vorſtellung, die von einer

einzigen Perſon geſchah, in ein ordentliches Geſpräch, indem er eine zweite Perſon hinzufügte, unter die ſich nunmehr die Geſchichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Perſon mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andere. Der Schauſpieler, welcher die Rolle der Hauptperſon ſpielte, hieß πρωταγωνιςης, ſo wie der andere δευτεραγωνιςης. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Perſonen haben mußte; denn der Deuteragoniſt konnte derſelben gar wohl mehr als Eine vorſtellen, wenn ſie nur nicht mit einander zugleich erſcheinen durften. Aber mit einander zuſammen ſprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieſes noch zu einförmig war. Er fügte alſo die dritte Perſon hinzu, welche τριταγωνιςης hieß. [1]

Dieſer τριταγωνιςης iſt alſo die erſte Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Ariſtoteles zugeſchrieben wird. Es äußern ſich aber hiebei verſchiedene Schwierigkeiten und Widerſprüche. Wir wollen zuerſt den Barneſius (im Leben des Euripides vor ſ. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet ***Aeschylus*** in principio ***Promethei*** sui ***Robur*** et ***Vim*** et ***Prometheum*** et ***Vulcanum*** simul inducat, non ibi nisi duo tantum personæ loquuntur, hoc est ***Robur*** et ***Vulcanus;*** nec enim ***Prometheus*** prius loqui incipit, quam cæteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenæ finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von

[1] Hiezu brauchten keine beſondere Leute zu ſeyn; und Demoſthenes wirft es dem Aeſchines mehr als Einmal vor, daß er in ſeiner Jugend dieſe dritten Rollen geſpielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt haben, was τριταγωνιςης heiße, wenn er ſchreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam, quæ τριταγωνιςη dicitur. Er ſcheint die Worte des Suidas überſetzt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιςη hergenommen hat, das mag Gott wiſſen.

drei Perſonen beim Aeſchylus gäbe, als dieſen. Allein man höre den Dacier (in ſeinen Anmerkungen über das vierte Capitel der Ariſtot. Dichtk.), welcher ohne Zweifel den Aeſchylus beſſer geleſen hatte: Ce qu'Aristote dit ici, que Sophocle ajouta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses Coëphores, on voit Oreste, Pylade et Clytemnestre parler ensemble, et dans une autre de ses Eumenides, on voit Minerve, Oreste et Apollon. Il est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle n'a pas entièrement ignoré, que la scène pouvoit souffrir trois Acteurs différents du chœur. Comment donc Aristote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne saurois le croire. Quand Eschyle fit ses Coëphores et ses Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troisième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt ſich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber ſeinen erſten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deßwegen der Erfinder des dritten Schauſpielers genannt werde, weil er ſich deſſen in allen Stücken bediente, was beim Aeſchylus nur ein ſeltener Fall war.

Denn es muß ſchon bei den Alten ſelbſt ſtreitig geweſen ſeyn, ob man dieſe Erfindung dem Aeſchylus oder dem Sophokles zuſchreiben ſolle. Ein altes Leben des erſtern, welches Robortellus ſeiner Ausgabe vorgeſetzt hat, ſagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauſpielers ſey vom Aeſchylus geſchehen. Ja, noch mehr, Ariſtoteles ſelbſt muß ſich an einer andern Stelle für den Aeſchylus hierin erklärt haben.

Denn wenn Themiſtius [1] in ſeiner Rede, ὑπερ του λεγειν, ἢ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον, beweiſen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen ſind, weil alle Künſte und Wiſſenſchaften nach und nach erfunden worden: ſo nimmt er unter andern auch ein Beiſpiel von der Tragödie her: Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν εις το θεατρον· και οὐ προσεχωμεν Ἀριςοτελει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος εισιων ᾐδεν εις τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Αισχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Ευριπιδου.

(M)

Zum Theil Suidas;) Dieſer ſagt vom Sophokles: οὗτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλουμενῳ τριταγωνιςῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα εισηγαγε νεων, προτερον δυωκαιδεκα εισιοντων. — — Και αὐτος ἠρξε του δραμα προς δραμα ἀγωνιζεσθαι· ἀλλα μη τετραλογιαν. Ich verweile jetzt nur bei dieſer letzten Neuerung des Sophokles in ſeiner Kunſt. „Er fing es zuerſt an, daß Drama gegen Drama um den Preis ſtritt, und nicht die ganze Tetralogie.“

Die tragiſchen Dichter ſtritten damals beſtändig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beſtändig ein ſatyriſches Stück war. Und dieſe vier Stücke zuſammen hießen eine Tetralogie. So erzählt z. E. Aelianus (L. II. c. 8.), daß in der einundneunzigſten Olympiade Xenokles (den Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen anſticht, und von welchem der Scholiaſt daſelbſt anmerkt, daß er ein ſchlechter Poet geweſen ſey, welcher der Allegorie gar zu ſehr nachgehangen habe;) mit dem Euripides um den Preis geſtritten. Xenokles habe den erſten Preis erhalten durch ſeinen Oedipus,

[1] Edit. *Harduin*. p. 316.

Lykaon, Bacchä, und das ſatyriſche Stück Athamas; Euripides aber den zweiten durch ſeinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das ſatyriſche Stück Siſyphus. — Aelianus wundert ſich hierüber, und ſagt, daß die Richter entweder unwiſſend oder beſtochen geweſen ſeyn müßten, welches beides den Athenienſern keine Ehre macht.

Wenn Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieſes Streites gedenkt, ſo ſchreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft ſich auf den Aelian. Er muß aber in der Geſchwindigkeit nur die lateiniſche Ueberſetzung angeſehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte ſteht *κατα την πρωτην και ἑκτην Ὀλυμπιαδα*, und es iſt ausgemacht, daß anſtatt *ἑκτην*, *ἐννενηκοστην* zu leſen ſey, wie Scheffer bei dieſer Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius ſagt in dem Leben des Plato (L. III. §. 35.), wenn er von deſſen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: *Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν ἐκδουναι ἀυτον τους διαλογους· ὁιον ἐκεινοι τετρασι δραμασιν ἠγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ὡν το τεταρτον ἠν Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα ἐκαλειτο Τετραλογια.* Es ſcheint alſo, daß es deßwegen allezeit vier Stücke waren, weil ſie an den vier hier genannten Feſten geſpielt wurden. Dieß iſt auch die Meinung des Caſaubonus (de Poes. Satyr. L. I. c. 5.), der daſelbſt überhaupt von den Tetralogien nachzuleſen iſt.

Sophokles aber muß dieſe Veränderung entweder ſehr ſpät gemacht haben, oder ſie muß nicht allen tragiſchen Dichtern zu gute gekommen ſeyn, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Aelians, und das Beiſpiel des Plato beweist, von welchem eben der Schriftſteller (L. 2. c. 30.) ſagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den

Preis ſtreiten wollte: Ἐπεθετο οὐν τραγῳδιᾳ, και δη και τετραλογιαν ἐιργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιεισθαι, δους ἠδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα. — Von dem Sohne des Euripides ſagt der Scholiaſt des Ariſtophanes über die Fröſche, v. 67: Ὁυτω δε και ἁι Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ἑυριπιδου, τον ὑιον ἀυτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀςει Ἰφιγενειαν την ἐν Αυλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας. Dieß war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das ſatyriſche Stück hier nur weggelaſſen iſt. — Auch vom Philokles, der nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiaſt des Ariſtophanes eine Tetralogie an: ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ. Obgleich dieß damit nicht übereinzuſtimmen ſcheint, wenn Ariſtides ſagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht alſo, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien geſtritten wurde. Nimmt man dieſe Meinung an, ſo laſſen ſich viele Dinge vergleichen, die man ſonſt wohl unverglichen laſſen muß. Z. E. Euripides ſoll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerſpruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derſelben gezählt.[1]

Wider dieſe Meinung ſcheint die Tetralogia Oreſtia des Aeſchylus zu ſeyn, deren Ariſtophanes in den Fröſchen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung von den Olympiaden ſagt indeß, daß dieſe Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigſten Olympias den erſten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeſchylus ſchon todt; und es war eins von den Stücken, die nach ſeinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiaſt ſagt von

[1] Vergl. Bayle im Art. Euripides.

dem Agamemnon, welches das erſte Stück in dieſer Tetralogie iſt, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung alſo nicht zuwider, aber wohl eine andere, von welcher der Ungenannte unter der ſechsundſiebenzigſten Olympiade, beim vierten Jahre ſagt: Ἀισχυλος τραγῳδοις ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνει, Προμηθει.

(N)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in ſeiner Kunſt machte, drückt ſich dieſer Ungenannte ſo aus: „Er lernte die tragiſche Dichtkunſt vom Aeſchylus, und erfand viel Neues in der Vorſtellung. Erſtlich ſchaffte er es ab, daß der Dichter ſelbſt ſein Stück ſpielte (welches ehedem gewöhnlich war), weil er ſelbſt eine allzu ſchwache Stimme hatte. Ferner vermehrte er die Perſonen des Chors von zwölf Perſonen auf funfzehn, und erfand den dritten Schauſpieler. Man ſagt auch, daß er ſelbſt einmal die Zither genommen, und in dem Stücke Thamyris darauf geſpielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie [1] mit der Zither gemalt worden. Satyrus ſagt, daß er auch den krummen Stab erfunden habe. Deßgleichen ſagt Iſtrus, daß er die weißen Stiefeln erdacht habe, welche ſowohl die Schauſpieler, als die Perſonen des Chors tragen."

Was hier durch krummen Stab überſetzt iſt, heißt im Griechiſchen καμπυλη βακτηρια. — Καμπυλη, ſagt Stephanus, heiße auch der krumme Stab, deſſen ſich die Jäger bedienen. Βακτηρια iſt einerlei mit το βακτρον, baculus, scipio. Das letztere kommt ſehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von ſeinem Stabe ſpricht; als v. 1710. 11:

[1] Ποικιλη ϛοα hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daſelbſt befindlichen vielen Gemälde.

Ποϑι γεραιον ἰχνος τιϑημι;
Βακτρα προσφερ᾽ ὠ τεκνον.

Auch *βακτρευμα* kommt dort V. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

Τι μ᾽ ὠ παρϑενε βακτρευμασι τυφλου
Ποδος ἐξαγαγες ἐις φως;

Julius Pollux, B. IV. Cap. 18, *περι ὑποκριτων σκευης*, ſagt von der Kleidung alter, bejahrter Perſonen: *γεροντων δε φορημα· καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια.* So iſt die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemſterhuis abgedruckt; und die lateiniſche Ueberſetzung dabei iſt: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. — *Φοινικις* wird durch vestis phœnicei coloris erklärt. Dieſe phöniziſche Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichſte unterſchieden. Ich tadle alſo zuerſt an dieſer Ueberſetzung, daß ſie beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen *φοινικιδες* im Kriege, damit das Blut nicht ſo zu ſehen ſeyn ſollte. Die phöniziſche Farbe war alſo ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrſcheinlicher wird, iſt es umgekehrt. Denn Plinius ſagt (L. IX. c. 38.), daß die Purpurfarbe nigricans aspectu ſey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phöniziſchen Farbe exuberantiam splendoremque ruboris. — Was heißt aber vestis *retorta*? Was kann *καμπυλη* ſeyn, wenn es von einem Kleide geſagt wird? — Kurz, *καμπυλη* gehört zu *βακτηρια*. Und Pollux ſelbſt verbindet beides an einem andern Orte (L. X. §. 173.), wo er ſagt, daß *βακτηρια περσις* ſo viel ſey, als *βακτηρια καμπυλη*.

(P)

Viel Ehre ſcheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiaſt über den Ariſtophanes[1] ſagt hierüber: *Ὁτι ἐπι μισθῳ ἐγραψε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εισενεγκειν εις τα ᾀσματα, και γραψαι ᾀσμα μισθου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν αινιττομενος.* — — Und nun folgt die Stelle aus Pindars Isthm. *β.* zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders geleſen wird, als beim Pindar. — — *Το μεν τοι περι των κιβωτων του Σιμωνιδου λεγομενον*, u. ſ. f.

Ἀλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυριᾳ· και τον Σοφοκλεα οὐν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ· Λεγεται δε ὁτι ἐκ της ϛρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ αὐτῳ λογῳ διεσυρε τους β' ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι σμικρολογοι· ὁθεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα αὐτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει Σοφοκλης περι τους μισθους και τας νεμεσεις ὀψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Chriſtianus in ſeinen Anmerkungen über eben dieß Luſtſpiel des Ariſtophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratæ rei familiaris. Tamen ferunt ex prætura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum *κιμβικα*. Est enim *κιμβιξ, ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα.* Origo *ἀπο των κιμβιων*, quæ sunt *σφηκιαι* vel *μελισσια* ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenæum quoque Chamæleon Simonidem vocavit *κιμβικα* et *αἰσχροκερδη*. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in ***Nebulis***. Sane

[1] *Εἰρηνη*, v. 696.

temperare sibi debuit ab hac scabie, præsertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comœdia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, κακως λεγειν Ἀττικον ἐςι μελι. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider dieſe Stelle iſt verſchiednes zu erinnern. Erſtlich ſoll Ariſtophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt haben. Das glaube ich nicht. Zweitens waren es die Verſe des Euripides, welche den Athenienſern ſo gute Dienſte leiſteten, und nicht des Sophokles Trauerſpiele.

(O)

Darin kommen die Zeugniſſe der Alten alle überein, daß Sophokles von den Athenienſern zum Feldherrn ſey ernannt worden. Aber *wann* dieſes geſchehen ſey, und *in welchem Kriege*, *wider wen* dieſer Krieg geführt ſey, darin gehen ſie ſehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph ſagt: „Die Athenienſer erwählten ihn in ſeinem 65ſten Jahre zum Feldherrn, ſieben Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa.“

Ein andrer Ungenannter, von welchem wir eine Beſchreibung der Olympiaden haben, ſagt in derſelben unter dem dritten Jahre der 85ſten Olympiade faſt mit den nämlichen Worten: „In dieſes Jahr fällt der Krieg der Athenienſer wider Anäa, in welchem der Tragödienſchreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward.“

Nun nahm der peloponneſiſche Krieg in dem zweiten Jahre der 87ſten Olympiade ſeinen Anfang; und das ſiebente Jahr vor dieſem Kriege wäre das gedachte dritte der 85ſten Olympiade. Dieſes Datum alſo könnte, wegen des doppelten

Zeugniſſes, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein wenn es damit ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits 65 Jahre alt geweſen ſey. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der 71ſten Olympiade zu ſeinem Geburtsjahr annimmt, ſo iſt bis auf das ſiebente Jahr vor dem peloponneſiſchen Kriege nur eine Zeit von einigen 50 Jahren verfloſſen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anſtatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε ſchreiben wollen, welches ſo ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit dieſem ſiebenten Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege, glaubt Petit, [1] müſſe es ſeine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieſer ſagt nämlich in dem Leben des Perikles, wenn er von den ſcharfſinnigen Reden dieſes Mannes redet, unter anderm: „Ein andermal ließ er ſich gegen den Sophokles, als er mit demſelben zu einer gewiſſen Unternehmung abſchiffte, und dieſer einen ſchönen Jüngling lobte, ſo vernehmen: Sophokles! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, ſondern auch reine Augen haben.“

Nun ſagt der ungenannte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles Feldherr geweſen ſey; und der Grammatiker Ariſtophanes ſagt in ſeinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier geweſen ſey. Nach dem Diodorus Sikulus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der 84ſten Olympiade, als Timokles Archon war, welches der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden gleichfalls beſtätigt.

Ja, der ganze Krieg wider Anäa ſcheint nur der Samier wegen unternommen zu ſeyn, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniß ſtanden. Denn Stephanus

[1] *Miscellaneor.* Lib. III. c. 18.

ſagt: Ἀναια — — ἐςι δε Καριας, ἀντικρυ Σαμου. Κεκληται ἀπο Ἀναιας Ἀμαζονος, ἐκει ταφεισης. — Το ἐθνικον, Ἀναιος. Stephanus muß die Gränzen von Karien ſehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegenüber gelegen haben ſoll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Joniſche Stadt ſeyn. Ueberhaupt aber ſind die Gränzen zwiſchen Jonien und Karien bei den Alten ſehr ungewiß.

Eben dieſer Stephanus ſagt: Σαμος ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος. — Und Abrah. Berkel macht die Anmerkung: Nisi *Stephani* verba essent clariora quam *Thucydidis*, fluctuandum nobis foret, an Cariæ, an vero Samo hæc civitas esset attribuenda. Ejus verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: Και ἐδοκει ἀυτοις δεινον ἐιναι, μη ὡσπερ τα ἐν Ἀναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα ὁι φευγοντες των Σαμιων καταςαντες. *Valla* hæc transtulit, quasi Ἀναια in Samo esset sita; cum debuisset vertere: *apud* vel *juxta* Samum: nam sic Græci dicunt ἐπι τῳ ποταμῳ et ἐπι ταις θυραις.

Anäa iſt von Samiern, welche von den Epheſiern mit ihrem Könige Leogorus von der Inſel vertrieben wurden, befeſtigt worden; und von da aus haben ſie auch die Inſel wieder erobert. — Pauſanias ſagt, daß Anäa ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ περαν in dem gegenüber gelegenen feſten Lande gelegen habe.

Dieſe ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles ſeine „Antigone“ in dem dritten Jahre der 84ſten Olympiade habe aufführen laſſen, und daß ihn die Athenienſer zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernannt haben, wie es Ariſtophanes ausdrücklich ſagt. — Es wäre alſo neun Jahre vor dem peloponneſiſchen Kriege geweſen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat,

und daß Sophokles erſt bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden, welches denn in das dritte Jahr der 85ſten Olympiade fallen würde. [1]

Wenn Strabo in ſeinem vierzehnten Buche (S. 446 der Almelov. Ausg.) von der Inſel Samos redet, ſo ſagt er: *Ἀθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες ϛρατηγον Περικλεα, και συν αυτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκιᾳ κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμους· ὑϛερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν τρισχιλιους, ἐξ ἑαυτων, ὡν ἠν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.*

Was Plutarch im „Nicias“ von dem Sophokles ſagt, iſt vielleicht falſch, und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechſelt; ſo, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides mit dem Geſchichtſchreiber verwechſelt zu haben ſcheint.

Juſtinus kommt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer geweſen ſey. Allein er ſagt, es ſey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier geweſen. Die Stelle iſt dieſe: Inde revocati Lacedæmonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Bœotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatæ virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragœdiarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas

1 S. *Diod. Sic.* L. XII. *Thucydid.* L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zweifachen Kriegszuges gegen die Samier.

Achaiæ civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Juſtinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zuſammen, wie man aus dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus ſieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geſchah ſchon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(Q)

Die Zahl aller ſeiner Stücke wird ſehr groß angegeben.) Suidas ſagt, er habe 123 Stücke ſpielen laſſen; nach einigen aber noch weit mehrere: ἐδιδαξε δε δραματα ρκγ΄. ὡς δε τινες, και πολλω πλειω. — Der Ungenannte ſagt, dem Grammatiker Ariſtophanes zufolge, daß ſich ihre Anzahl auf 130 belaufen habe.

(R)

Von den andern iſt wenig mehr übrig, als der Titel.) Dieſe ſind:

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwei verſchiedene Tragödien dieſes Namens geſchrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raſerei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche ſeiner Verwandlungen beſchreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen ſeine Gemahlin, die Ino, raſend machen. In dieſer Raſerei glaubte er auf der Jagd zu ſeyn, und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque feræ sequitur vestigia conjugis amens,
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
More rotat fundæ, rigidoque infantia saxo
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls raſende Ino davon, und ſtürzte ſich mit ihm von einem Felſen ins

Meer. — Die Alten ſtellten den Groll der Götter gegen große Perſonen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That ſchrecklicher ſeyn, als der unverſöhnliche Haß eines allmächtigen Weſens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerſpiels dieſes Namens wiſſen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Ariſtophaniſchen Scholiaſten, in den **Wolken**, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich ſeyn, denn die Geſchichte iſt ungemein, und ſehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie iſt dieſe: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, dieſe Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphiſche Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino beſtach den Geſandten, welcher den Ausſpruch des Orakels holen mußte; und dieſer gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz ſelbſt verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgeſandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um ſich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geſchichte nicht völlig ſo wie ſie ſich zugetragen haben ſoll, und wie ſie Apollodor und Hygin erzählen; ſondern ſo, wie ich ſie zu brauchen gedächte.

'Ερεχθευς.

Erechtheus war der ſechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieſes Stücks geweſen ſey. Aber ich finde einen Zug in ſeiner Geſchichte, der ungemein tragiſch

iſt, und der ſich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleuſiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er ſich des Sieges vergewiſſern ſolle. Das Orakel befahl ihm, eine von ſeinen Töchtern zu opfern. Er erſah die jüngſte dazu. Aber die übrigen alle wollten dieſer grauſamen Ehre eben ſo wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter dieſen frommen Schwärmerinnen! Die jüngſte ward geopfert, und die übrigen brachten ſich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiſeten Vaters!

Θυεςης.

Auch unter dieſem Namen hat Sophokles zwei Trauerſpiele verfertigt. Das eine hieß: Θυεςης ὁ ἐν Σικυωνι, d. i. „Thyeſt in Sicyon,“ und kann von dem ſonderbarſten ſchrecklichen Inhalte geweſen ſeyn. Nach der abſcheulichen Mahlzeit, die ihm ſein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er ſich an ſeinem Bruder rächen ſolle, die Antwort bekam, er ſolle ſeine eigene Tochter entehren. Er überfiel dieſe auch unbekannter Weiſe; und aus dieſem Beiſchlafe ward Aegiſth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geſchändeten Prinzeſſin! Von einem Unbekannten! In welchem ſie endlich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und aus Rache entehrt! Geſchändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas ſagt, vierundzwanzigmal; Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karyſtius ſagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten.“

(X)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, iſt der tragiſchen Ehre des erſtern weniger nachtheilig, als er es bei dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheint.) Die Stelle iſt beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

deßwegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle ſchöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieſes Dichters ſtehen, werde ich unten (in KK) wahrſcheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes ſteht nicht allein beim Euſebius, ſondern auch beim Clemens Alexandrinus;[1] aber etwas verändert:

Ἑις ταις ἀληθειαισιν ἑις ἐϛιν Θεος,
Ὁς οὐρανον τ᾽ ἐτευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντου τε χαροπον ὀιδμα, κἀνεμων βιας·
Θνητοι δε, πουλυκερδιᾳ πλανωμενοι,
Ἱδρυσαμεσθα πηματων παραψυχην
Θεων ἀγαλματ᾽ ἐκ λιθινων ἠ ξυλων ἠ χαλκεων
Ἠ χρυσοτευκτων, ἠ ἐλεφαντινων τυπους·
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· ὁυτως ἐυσεβειν νομιζομεν.

Auch Juſtinus Martyr führt dieſe Verſe, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens ſagt darüber: *οὑτοσι μεν ἠδη και παρακεκινδυνευμενως ἐπι της σκηνης την ἀληθειαν τοις θεαταις παρεισηγαγεν.*

(Z)

Er ſtarb in dem dritten Jahre der dreiundneunzigſten Olympias.) Beim Suidas ſteht, er ſey

[1] *Λογ. Προτρεπτ.* p. m. 26.

ſechs Jahr nach dem Euripides geſtorben. Dagegen ſagt der ungenannte Verfaſſer der Beſchreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demſelben geſtorben wären.

Eben dieſes ſagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor ſelbſt gleich darauf die Verſchiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden ſey zerriſſen worden.

(AA)

Die Art ſeines Todes wird verſchiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwinger's Theatro vitæ humanæ auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbſtmördern gewahr,[1] und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden ſind. Ich erſtaune; denn ich hatte mir geſchmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumſtand von dieſem Dichter ſeyn müßte, dem ich nicht nachgeſpürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art ſeines Todes wird verſchieden erzählt; das iſt wahr. Aber ſo! Wer in der Welt hat ſie jemals ſo erzählt? — Valerius Maximus, verſichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was ſagt denn dieſer? „Sophocles ultimæ jam senectutis, cum in certamen tragœdiam dimisisset — — Ganz recht, das ſind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minelliſche, *dedisset* leſen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit. — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim Valerius. Er ſtarb vor Freude, daß

[1] Vol. II. L. VII. p. 459.

er endlich dennoch, obſchon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun ſehe man, was für Lügen aus einem Druckfehler entſpringen können! Und aus einem gleichwohl ſo handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieſes zu Zwingers Entſchuldigung anführen, daß ihn dieſer Druckfehler ſchwerlich ſo weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein anderer vorhergehender ſchon vom Wege abgeführt hätte. Anſtatt: *aliquando* tamen una sententia victor, liest er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat allem Anſehn nach aliquanto zu victor gezogen; als wenn ſich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme geweſen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anſtatt aliquando *tamen* lieber zu leſen ſeyn: aliquando *tandem*?

(FF)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius [1] an den Kaiſer Domitian kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke ſeiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Epheſus von der Peſt befreit habe. Er läugnet das nicht. Er ſagt nur, Epheſus ſey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. *Τις ἀν σοφος*, fährt er fort, *ἐκλιπειν σοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαυτης ἀγωνα; ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας, ἐννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας.* Wer ſollte ſolche Wunder, Stürme zu beſänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wiſſen mögen. Denn ſo gut er es natürlicher Weiſe zu erklären gewußt hat, wie er die

1 *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.

Peſt zu Epheſus vorher wiſſen können, ohne ein Zaubrer, ein γοης zu ſeyn; eben ſo würde er auch vielleicht die Beſänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunſtſtück, das Apollonius gehabt hat, die Peſt vorher zu empfinden, verloren gegangen iſt!

Doch, ich kann dieß Räthſel löſen. Man erinnere ſich, daß Sophokles Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Geſang war, wovon Euſtathius [1] ſagt, daß er ehedem nicht bloß, wie noch zu ſeiner Zeit, zur Abwendung der Peſt an den Apoll gerichtet worden, ſondern auch zur Dämpfung des Krieges und anderer drohender Uebel: *Ἐςι δε Παιων ὑμνος τις ἐις Ἀπολλωνα, ὀυ μονον ἐπι παυσει λοιμου, ὡς ᾀρτι, ἀδομενος, ἀλλα και ἐπι παυσει πολεμου — — πολλακις δε και προςδοκωμενου τινος δεινου ᾀδομενος.* — Da alſo der Päan bei allem einbrechenden gemeinen Elende geſungen ward; was läßt ſich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wüthenden Sturmwinde wird ſeyn geſungen worden, daß Sophokles dieſen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelaſſen, und man dem Dichter alſo dieſe ſchleunige Wirkung und Erhörung beigemeſſen?

(JJ)

Er hinterließ verſchiedene Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leoſthenes, Ariſton, Stephanus und Meneklides.

Ueber den Jophon iſt der Artikel beim Suidas nachzuſehen. Er ſagt von ihm: *Ἰοφων, ἀθηναιος τραγικος, ὑιος Σοφοκλεους του τραγῳδιοποιου. γνησιος· ἀπο Νικοςρατης. γεγονε γαρ ἀυτῳ και νοθος ὑιος Ἀριςων ἀπο Θεοδωριδος σικυωνιας. δραματα δε Ἰοφων ἐδιδαξε ϋ. ὡν ἐςιν Ἀχιλλευς, Τηλεφος, Ἀκταιων, Ἰλιος,*

[1] In L. I. Iliad. v. 473.

Περσις δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και ἀλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.

Wenn Clemens von Alexandrien[1] zeigen will, daß auch die Griechen *τους περι ὁτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἁμα και Σοφιςας παρωνυμως κεκληκασι*, ſo führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: *Ἰοφων τε ὁμοιως ὁ κωμικος ἐν Αὐλῳδοις σατυροις, ἐπι ῥαψῳδων και ἀλλων τινων λεγει — Και γαρ εἰσεληλυθεν πολλων Σοφιςων ὀχλος ἐξηρτημενος.* — Dieſes ſatyriſche Schauſpiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falſch *κωμικος* genannt, denn die Comödienſchreiber verfertigten keine ſatyriſche Stücke.[2]

Sein Enkel von dem Ariſton, der gleichfalls Sophokles hieß, machte ſich auch als tragiſcher Dichter bekannt. So will es wenigſtens Suidas. Hingegen merkt Meurſius aus dem Diodorus Sikulus an, daß dieſer den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, ſondern für einen Sohn des ältern Sophokles ausgebe. Auch die Zeitrechnung ſey für die Meinung Diodor's, indem dieſer ſage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünfundneunzigſten Olympiade, alſo neun Jahre nach dem Tode des Vaters, ſeine erſte Tragödie habe aufführen laſſen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenannte in ſeiner Beſchreibung der Olympiaden überein.

Eben dieſen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an,[3] und ſagt von ihm, daß er und Patrokles der Thurier den Caſtor und Pollux für ſterbliche Menſchen ausgegeben haben: *Πατροκλης, ὁ Θουριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τρισι τραγῳδιαις*, u. ſ. f. — Dieſe Worte überſetzt Gratianus

[1] L. I. p. 203. edit. *Dan. Heinsii*, L. B. 1616.

[2] Vergl. *Fabricii* Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.

[3] *Λογῳ Προτρεπτ.* p. m. 14.

Hervetus [1] bloß: Patrocles Thurius et junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinſius verbeſſerte und durchgeſehene Ueberſetzung läßt die Worte: ἐν τρισι τραγῳδιαις aus. Ich glaube, ſie bedeuten hier ſo viel als Trilogie.

(KK)

Die gerichtliche Klage, die ſeine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Urſachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero iſt in ſeinem Cato Major, oder vom Alter, (Cap. 7.) wo er unterſucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium et industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragœdias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse judicibus, quæsisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in ſeinem Alter ein wenig liederlich geweſen ſeyn; welches ihm wenigſtens beim Athenäus Schuld gegeben wird. [2]

Und doch, wie reimt ſich dazu die Probeſtellung beim Plato? [3] Dieſe hat auch Philoſtrat in dem Leben des Apollonius

[1] P. 30 ſeiner zu Paris 1590 herausgekommenen Ueberſetzung.

[2] Deipnosophist. L. XII. c. 1. Vergl. L. XIII. c. 27.

[3] De Republ. L. I. p. 329, Vol. II. ed. *Steph.*

wiederholt.[1] Er ſagt von dem Weltweiſen, daß er ſich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: *ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη, και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων εἰς γηρας.*

(LL)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas ſchrieb er eine Elegie, Päane, und ein proſaiſches Werk von dem Chore wider den Theſpis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Aeſkulap vom Philoſtratus erwähnt.[2] — Apollonius iſt bei dem Gottesdienſte der Weiſen in Indien gegenwärtig: *ὁι δε ᾐδον ᾠδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὁν Ἀθηνῃσι τῳ Ἀσκληπιῳ ᾀδουσιν.* Sollte man hieraus nicht ſchließen, dieſer Päan ſey noch zur Zeit des Philoſtratus und Apollonius geſungen worden? — Auch in dem Gemälde, welches der jüngere Philoſtrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf dieſen Päan angeſpielt, und darauf, daß Aeſkulap bei ihm eingekehrt ſey.

Daß er wider den Theſpis und Chörilus ſchrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung deſſen, was Herr Curtius[3] von der Verträglichkeit der griechiſchen Dichter unter einander ſagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit ſolchen ſchlechten Dichtern zu ſtreiten, ſondern auch mit dem Euripides, welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux[4] beweiſen kann, wo er ſagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuſchauern ſagen möchte,

[1] L. I. c. 10.

[2] In Vita *Apollonii*, L. III. c. 5.

[3] In den Anmerkungen zu ſ. Ueberſ. von Ariſtot. Dichtk. S. 104.

[4] L. IV. c. 26.

ſich zwar für den komiſchen Chor, aber nicht für den tragi=ſchen ſchicke. Unterdeſſen habe ſich doch Euripides deſſelben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: *Και Σοφοκλης δε αυτο ἐκ της προς ἐκεινον ἁμιλλης ποιει σπανιακις, ὥσπερ ἐν Ἱππονῳ.*

(MM)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil iſt bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß ſeinen Namen hergeben müſſen, weil der Name Euripides nicht ſo gut in den Herameter gegangen ſey. Aber dieſe Leute müſſen nicht haben ſkandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als ſechs Epigramme in Herametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich iſt.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus,[1] daß die vorletzte Sylbe in dieſem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripides.

Apud Ionem quoque, ſetzt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοις Ἐυριπιδη ἐν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum græce tum latine; ut in eo:

Nulla ætate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verſe des Jon iſt ja die vorletzte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten iſt lang, eben wie in allen den

[1] L. XXIV. c. 10.

gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgiliſche Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben ſo gut heißen:

Sola Euripideo

Hieße es, wie beim Sidonius Eurĭpīdēs; ſo ginge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN)

Verſchiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er wird, ſagt Suidas, wegen ſeiner Süßigkeiten die „Biene genannt.“ — Der ungenannte Biograph giebt eine andere Urſache an: „weil er ſich von allen das Schönſte und Beſte auszuleſen gewußt habe.“

Phrynichus Arabius in ſeinen Büchern *Σοφιστικης Παρασκευης*, wovon ſich ein Auszug beim Photius findet,[1] nennt den Aeſchylus *τον μεγαλοφωνοτατον*, den Sophokles *τον γλυκυν*, und den Euripides *τον πανσοφον*.

Wider dieſen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit ſeiner Verſe wäre beigelegt worden, ließe ſich eine Anmerkung des Muretus[2] anführen. Dieſe bemerkt es als eine von den anſtößigſten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter ſehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beiſpiel folgende Verſe aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jaſon vorwirft, er ſey durch ihren Beiſtand allein gerettet worden:

Ἐσωσα σ᾽ ὡς ἰσασιν Ἑλληνων ὁσοι
Ταυτον συνεισεβησαν Ἀργειων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des *σ*, beſonders in dem erſten

[1] P. 324. ed. *Andr. Schotti*, 1653.

[2] Lect. Var. L. I. c. 15.

dieſer Verſe, gab den komiſchen Dichtern Plato und Eubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beiſpiel dieſer Härte zu geben: Alterum, ſagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quæ quasi regnum possidere inter tragœdias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum cæcitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλος τα τ᾽ ὠτα, τον τε νουν, τα τ᾽ ὀμματ᾽ ἐι.

ubi cum sæpius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

(OO)

Von dem gelehrten Diebſtahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebſtähle des Sophokles ſoll Philoſtratus der Alexandriner ein ganzes Buch geſchrieben haben. Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieſes Buchs denken ſoll. Ohne Zweifel aber wird er ſie nicht beſſer bewieſen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebſtähle, deren ſich die Griechen gegen einander ſchuldig gemacht haben ſollen, bewieſen hat.

Clemens will in dem ſechsten Buche ſeiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung geſtohlen haben. In dieſer Abſicht ſucht er vorläufig zu beweiſen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebſtählen ſehr geneigt geweſen, und ſich unter einander ſelbſt beſtohlen haben. *Φερε, μαρτυρας της κλοπης ἀυτους καθ᾽ ἑαυτων παραϛησωμεν τους Ἑλληνας.* Was Wunder alſo, fährt er fort, da ſie ſich ſelbſt beſtohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbeſtohlen geblieben ſind?

Er führt hierauf verſchiedene Dichter und Schriftſteller an, die zu verſchiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt

Stellen aus ihnen bei, die ſo ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als aus dem Orpheus, Muſäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeſchylus, Euripides und Menander.

Und endlich ſagt er, daß das Nämliche auch von ſolchen Verfaſſern zu beweiſen ſey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Nebenbuhler um einerlei Ruhm geweſen wären. *Λαβοις δ᾽ ἀν ἐκ παραλληλου της κλοπης τα χωρια και των συνακμασαντων και ἀνταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα.* — Und nun führt er verſchiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweiſen, daß dieſe einander beſtohlen haben.

Allein es ſind alles Stellen, welche ſolche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerſt gehabt haben. Es ſind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müſſen. Z. E. Euripides ſagt im Oreſt:

Ὠ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles in der Eriphile:

Ἀπελθ᾽ ἐκεινης ὑπνον ἰητρον νοσου.

Sie ſagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel ſey; deßwegen ſollen ſie einander ausgeſchrieben haben! Ferner, Euripides ſagt im Ktimenus:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Ὀυκ ἐςι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern dieſe Stellen hätte entlehnen müſſen, ſo hätte man dem, der ſie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwiſſendſten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aeſopus hat ſchon ein Mährchen, welches dieſe Lehre einſchärft.

Euripides im Alexander:

Χρονος δε δειξει˙ ῳ τεκμηριῳ μαθων
Ἠ χρηςον ὀντα γνωσομαι σε, ἠ κακον.

Und Sophokles im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν˙ ὡς ὁ πανθ᾽ ὁρων
Και παντ᾽ ἀκουων, παντ᾽ ἀναπτυσσει χρονος.

Beide ſagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeſchrieben.

Unterdeſſen kann man aus dieſen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophiſten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geſchrieben, abgeborgt hat, ſo viel ſchließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

ſchwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals vorgekommen ſey. Dieſe hätte einer dem andern nothwendig müſſen geſtohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergeſſen.

(PP)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauſpielern.

1. Klidemides, deſſen Ariſtophanes in den Fröſchen, v. 803, gedenkt, ſoll, wie der Scholiaſt ſagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauſpieler, nach dem Kalliſtratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles geweſen ſeyn.

2. Tlepolemus, deſſen gleichfalls Ariſtophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiaſt ſagt: *ἀλλοι δε τραγικον ὑποκριτην ἐιναι τον Τληπολεμον. συνεχως ὑποκρινομενον Σοφοκλει.*

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Histrio in terra Græcia fuit ſama

celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragœdias poetarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quæstum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulæ argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electræ indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in ſeinem Verzeichniſſe der Schriftſteller, welches im Theſaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Lariſſäus, als einen, deſſen Stephanus unter *Κρανειι* gedenke. Allein Mauſſakus hat es in ſeinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht *Σοφοκλης Λαρισσαιος*, ſondern *Λαρισσαιαις* zu leſen, und darunter das Schauſpiel *Λαρισσαιαι* zu verſtehen ſey. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiaſten, welche über des Apollonius Argonautika kommentirt haben, Sophokles. Dieſes Scholiaſten gedenkt Stephanus unter *'Αβαρνος*. Und unter *Καναςρον*, wo es ausdrücklich heißt: *Σοφοκλης ὑπομνηματιξων τα ἀργοναυτικα.* Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius ſcheinen nur ein Auszug aus den Scholien

dieſes Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu ſeyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philoſophen aus Athen vertrieb, ſehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört beſonders der ſprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus*.

Philoſtrat ſagt in ſeinen Lebensbeſchreibungen der Sophiſten, daß er den Damianus zu verſchiedenenmalen zu Epheſus in ſeinem Alter beſucht habe, und ſetzt hinzu: *και ἐιδον ἀνδρα παραπλησιον τῳ Σοφοκλειῳ ἱππῳ. Νωθρος γαρ ὑφ' ἡλικιας δοκων, νεαζουσαν ὁρμην ἐν ταις σπουδαις ἀνεκτατο.*

Cälius Rhodiginus[1] erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weiſe: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicæ humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri*.

Vel quia poetæ furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Capitel aber beſinnt er ſich eines Beſſern. Er gedenkt nämlich des *κολωνος ἱππειος*, und ſagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo prætextimus, eo quidem proclivius, si inibi quoque

[1] Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.

habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andere; auch nicht darauf, daß Sophokles ſelbſt in ſeinem Alter ſolch ein Pferd geweſen ſey; ſondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Oreſt ſagt:

Ὥσπερ γαρ ἱππος εὐγενης, κἂν ᾖ γερων,
Ἐν τοισι δεινοις θυμον οὐκ ἀπωλεσεν,
Ἀλλ' ὀρθον οὖς ἵστησιν· ὡσαυτως δε συ
Ἡμας τ' ὀτρυνεις, κἀυτος ἐν πρωτους ἑπῃ.

(QQ)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung ſeines Lebens.) Barneſius [1] verſteht die Worte des Scholiaſten ganz falſch, in welchen geſagt wird, daß die Comödienſchreiber den Sophokles unangetaſtet gelaſſen haben: Ἀλλ' οὐδ' ὑπο των Κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιστοκλεους ἀποσχομενων.

[1] In Vita *Euripidis*, p. IV.

Wie die Alten den Tod gebildet.

. . . . Nullique ea tristis imago!
STATIUS.

Eine Unterſuchung.

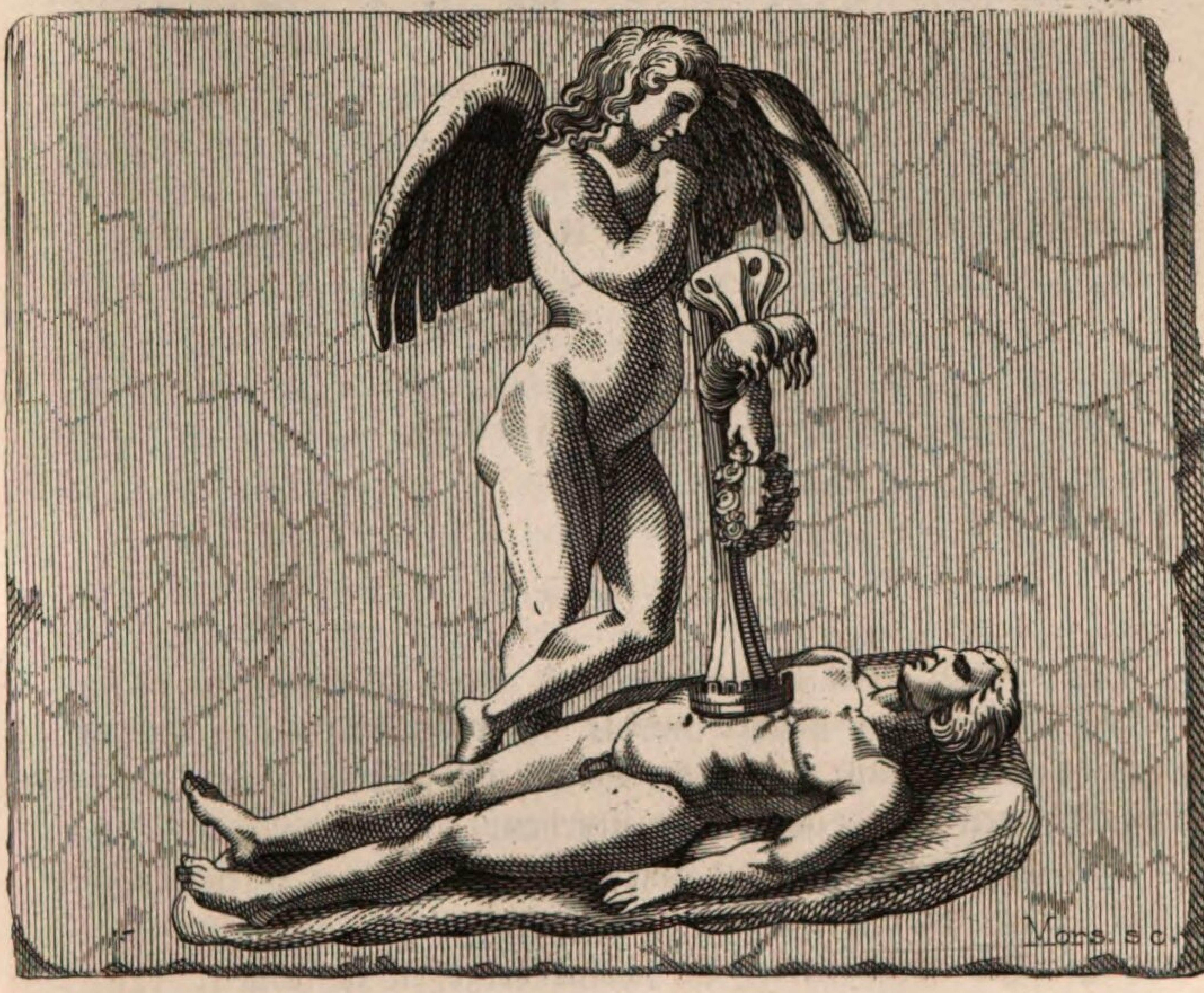
1769.

Vorrede.

Ich wollte nicht gern, daß man dieſe Unterſuchung nach ihrer Veranlaſſung ſchätzen möchte. Ihre Veranlaſſung iſt ſo verächtlich, daß nur die Art, wie ich ſie genutzt habe, mich entſchuldigen kann, daß ich ſie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unſer jetziges Publikum gegen alles, was Streitſchrift heißt und ihr ähnlich ſieht, nicht für ein wenig allzu eckel hielte. Es ſcheint vergeſſen zu wollen, daß es die Aufklärung ſo mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerſpruche zu danken hat, und daß die Menſchen noch über nichts in der Welt einig ſeyn würden, wenn ſie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt;“ denn ſo nennt die Artigkeit alles Streiten: und Zanken iſt etwas ſo unmanierliches geworden, daß man ſich weit weniger ſchämen darf, zu haſſen und zu verleumden, als zu zanken.


Mors. sc.

Beſtünde indeß der größere Theil des Publikums, das von keinen Streitſchriften wiſſen will, etwa aus Schriftſtellern ſelbſt: ſo dürfte es wohl nicht die bloße Politeſſe ſeyn, die den polemiſchen Ton nicht dulden will. Er iſt der Eigenliebe und dem Selbſtdünkel ſo unbehäglich! Er iſt den erſchlichenen Namen ſo gefährlich!

Aber die Wahrheit, ſagt man, gewinnt dabei ſo ſelten. — So ſelten? Es ſey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: ſo hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geiſt der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten; kurz, hat die geſchminkte Unwahrheit verhindert, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung ſeyn, daß wenigſtens das Streiten nur für die wichtigern Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit iſt ein relativer Begriff, und was in einem Betracht ſehr unwichtig iſt, kann in einem andern ſehr wichtig werden. Als Beſchaffenheit unſerer Erkenntniß iſt dazu eine Wahrheit ſo wichtig als die andere: und wer in dem allergeringſten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig iſt, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebt.

Ich will meine Denkungsart hierin niemanden aufdringen. Aber den, der am weiteſten davon entfernt iſt, darf ich wenigſtens bitten, wenn er ſein Urtheil über dieſe Unterſuchung öffentlich ſagen will, es zu vergeſſen, daß ſie gegen jemand gerichtet iſt. Er laſſe ſich auf die Sache ein, und ſchweige von den Perſonen. Welcher von dieſen der Kunſtrichter gewogener iſt, welche er überhaupt für den beſſern Schriftſteller hält, verlangt kein Menſch von ihm zu wiſſen. Alles was man von ihm zu wiſſen begehrt, iſt dieſes, ob er, ſeinerſeits,

in die Wagſchaale des einen oder des andern etwas zu legen habe, welches im gegenwärtigen Falle den Ausſchlag zwiſchen ihnen ändere oder vermehre. Nur ein ſolches Beigewicht, aufrichtig ertheilt, macht ihn dazu, was er ſeyn will; aber er bilde ſich nicht ein, daß ſein bloßer kahler Ausſpruch ein ſolches Beigewicht ſeyn kann. Iſt er der Mann, der uns beide überſieht, ſo bediene er ſich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuariſchen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er ſagen, was ihm beliebt. Wenn er nur die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht ſtellen können; ich hätte noch dieſes und jenes ſeltene oder koſtbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht alles!

Dabei ſind es nur längſt bekannte Denkmale der alten Kunſt, die mir freigeſtanden, zur Grundlage meiner Unterſuchung zu machen. Schätze dieſer Art kommen täglich mehrere an das Licht, und ich wünſchte ſelbſt von denen zu ſeyn, die ihre Wißbegierde am erſten damit befriedigen können. Aber es wäre ſonderbar, wenn nur der reich heißen ſollte, der das meiſte friſch gemünzte Geld beſitzt. Die Vorſicht erforderte vielmehr, ſich mit dieſem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel geſetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunſtwerk verweiſet, das nur er noch kennt, das er zuerſt entdeckt hat, kann ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn, und es wäre ſchlimm für das Studium, wenn unter achten nicht ſieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boiſſard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm geſehen haben, kann ſchlechterdings kein Betrieger ſeyn; und etwas Neues an dem Alten entdecken, iſt

wenigſtens eben ſo rühmlich, als das Alte durch etwas Neues beſtätigen.

Veranlaſſung.

Immer glaubt Herr Klotz, mir auf den Ferſen zu ſeyn. Aber immer, wenn ich mich, auf ſein Zurufen, nach ihm umwende, ſehe ich ihn, ganz ſeitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Leſſing, lautet ſein neueſter Zuruf dieſer Art, [1] wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt hätten (ſ. Laokoon S. 122 [ſ. Band VI., S. 92]) eben den Werth beizulegen, den ſeine zwei andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie, und nie ſchwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. Er kann ſich ſogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, welches mit dem einen Arme auf einem Aſchenkruge ruht, in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike ſey. Vielleicht überredet er ſich eher, wenn er die geſchnittenen Steine anſieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet iſt (ſ. Buonarotti Oss. sopr. alc. Vetri t. XXXVIII. 3. und Lipperts Daktyliothek, zweites Tauſend, n. 998). Im Muſeo Florentino ſieht man dieſes Skelet, welchem ein ſitzender Alter etwas vorbläst, gleichfalls auf einem Steine (ſ. Les Satires de Perse par Sinner S. 30). Doch geſchnittene Steine, wird Herr Leſſing ſagen, gehören zur Bilderſprache. Nun ſo verweiſe ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherſchen Muſeum (ſ. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII). Iſt er auch hiemit noch nicht zufrieden, ſo will ich ihn zum Ueberfluſſe erinnern, daß bereits Herr Winkelmann

[1] In der Vorrede zum zweiten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

in ſeinem Verſuch der Allegorie S. 81 zweier alten Urnen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe ſtehen. Wenn Herrn Leſſing meine vielen Beiſpiele nicht verdrüßlich machen, ſo ſetze ich noch Sponii Miscell. Antiq. Erud. Sect. I. Art. III. hinzu: beſonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freiheit genommen, wider ihn einiges zu erinnern, ſo muß ich ihn auf die prächtige Sammlung der gemalten Gefäße des Herrn Hamilton verweiſen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu erblicken. (Collection of Etruscan, Grecian and Roman Antiquities from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.).“

Es iſt, bei Gott, wohl eine große Freiheit, mir zu widerſprechen! Und wer mir widerſpricht, hat ſich wohl ſehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar ſollte ein Widerſpruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelaſſenſten, kälteſten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich ſage: „es iſt noch nicht Nacht,“ ſo ſagt Herr Klotz: „aber Mittag iſt doch ſchon längſt vorbei.“ Wenn ich ſage, „ſieben und ſieben macht nicht funfzehn,“ ſo ſagt er: „aber ſieben und achte macht doch funfzehn.“ Und das heißt er, mir widerſprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick ſeinen Verſtand etwas mehr als ſein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt, und ich behaupte es noch. Aber ſagen, daß die alten Artiſten den Tod nicht als ein Skelet vorgeſtellt, heißt denn dieſes von ihnen ſagen, daß ſie überhaupt kein Skelet vorgeſtellt? Iſt denn unter dieſen beiden Sätzen ſo ganz und gar kein Unterſchied, daß wer den einen erweiſet, auch nothwendig den andern erwieſen hat? daß

wer den einen läugnet, auch nothwendig den andern läugnen muß?

Hier iſt ein geſchnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen; alle ſind ungezweifelt antik, und alle ſtellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiß das nicht? Wer kann das nicht wiſſen, dem geſunde Finger und Augen nicht abgehen, ſobald er es wiſſen will? Sollte man in den antiquariſchen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Dieſe antiken Kunſtwerke ſtellen Skelete vor; aber ſtellen denn dieſe Skelete den Tod vor? Muß denn ein Skelet ſchlechterdings den Tod, das perſonifirte Abſtraktum des Todes, die Gottheit des Todes vorſtellen? Warum ſollte ein Skelet nicht auch bloß ein Skelet vorſtellen können? Warum nicht auch etwas anderes?

Unterſuchung.

Der Scharfſinn des Herrn Kloß geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten, aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Herrn Kloß mehr oder weniger Theil nehmen, ſo will ich für dieſe hier zweierlei beweiſen.

Fürs erſte: daß die alten Artiſten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorſtellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Fürs zweite: daß die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet vorſtellten, unter dieſem Skelete etwas ganz anders meinten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artiſten ſtellten den Tod nicht als ein Skelet vor, denn ſie ſtellten ihn nach der Homeriſchen Idee, [1]

[1] *Il.* π v. 681. 82.

als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und ſtellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter ſich vor, die wir an Zwillingen ſo natürlich erwarten. Auf einer Kiſte von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten ſie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere ſchwarz; jener ſchlief, dieſer ſchien zu ſchlafen; beide mit über einander geſchlagenen Füßen. [1]

Hier nehme ich einen Satz zu Hülfe, von welchem ſich nur wenige Ausnahmen finden dürften. Dieſen nämlich, daß die Alten die ſinnliche Vorſtellung, welche ein idealiſches Weſen einmal erhalten hatte, getreulich beibehielten. Denn ob dergleichen Vorſtellungen ſchon willkürlich ſind, und ein jeder gleiches Recht hätte, ſie ſo oder anders anzunehmen: ſo hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß ſich der Spätere dieſes Rechtes begebe, und dem erſten Erfinder folge. Die Urſache iſt klar: ohne dieſe allgemeine Einförmigkeit iſt keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechiſchen Artiſten einmal angenommen, wird ſie von ihnen, allem Vermuthen nach, auch immer ſeyn beobachtet worden. Sie zeigte ſich unſtreitig an den Bildſäulen, welche beide dieſe Weſen zu Lacedämon hatten, denn ſie erinnerten den Pauſanias [2] an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführt.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt ſich im geringſten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite ſtand?

[1] Pausanias Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh. Laokoon S. 121. (Bd. VI. S. 92.)

[2] Laconic. cap. XIIX. p. 253.

„Vielleicht, ſchrieb Winkelman,[1] war der Tod bei den Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, alſo geſtaltet.“ — Als Gerippe nämlich.

Doch Winkelmann hatte zu dieſem Vielleicht nicht den geringſten Grund. Philoſtrat[2] ſagt bloß von den Gaditanern, „daß ſie die einzigen Menſchen wären, welche dem Tode Päane „ſängen.“ Er erwähnt nicht einmal einer Bildſäule, geſchweige daß er im geringſten vermuthen laſſe, dieſe Bildſäule habe ein Gerippe vorgeſtellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorſtellung der Gaditaner angehen? Es iſt von den ſymboliſchen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beiläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philoſtrats, *τον θανατον μονοι ἀνθρωπων παιανιζονται*, nicht mit Winkelmannen überſetzen möchte, „die Gaditaner wären unter allen Völkern die einzigen geweſen, welche den Tod verehrt.“ Verehrt ſagt von den Gaditanern zu wenig, und verneint von den übrigen Völkern zu viel. Selbſt bei den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Beſondere der Gaditaner war nur dieſes, daß ſie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß ſie glaubten, durch Opfer und Päane ſeine Strenge mildern, ſeinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heißen im beſonderen Verſtande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels geſungen werden. Philoſtrat ſcheint auf die Stelle des Aeſchylus anzuſpielen, wo von dem Tode geſagt wird, daß er der einzige unter den Göttern ſey, der keine Geſchenke anſehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane geſungen würden:

Οὐδ᾽ ἐςι βωμος, οὐδε παιωνιζεται. —

[1] Allego. S. 83.

[2] Vita Apollo. lib. V. c. 4.

Winkelmann ſelbſt merkt in ſeinem Verſuche über die Allegorie bei dem Schlafe an,[1] daß auf einem Grabſteine in dem Palaſte Albani der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, nebſt ſeinem Bruder, dem Tode, vorgeſtellt wären, „und eben ſo abgebildet fänden ſich dieſe zwei Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Collegio Clementino zu Rom." Ich wünſchte, er hätte ſich dieſer Vorſtellung bei dem Tode ſelbſt wiederum erinnert. Denn ſo würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorſtellung des Todes da nicht vermiſſen, wo er uns nur mit verſchiedenen Allegorieen verſchiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünſchen, Winkelmann hätte uns die beiden Denkmäler etwas näher beſchrieben. Er ſagt nur ſehr wenig davon, und das Wenige iſt ſo beſtimmt nicht, als es ſeyn könnte. Der Schlaf ſtützt ſich da auf eine umgekehrte Fackel; aber auch der Tod? und vollkommen eben ſo? Iſt gar kein Abzeichen zwiſchen beiden Genien? und welches iſt es? Ich wüßte nicht, daß dieſe Denkmäler ſonſt bekannt gemacht wären, wo man ſich Raths erholen könnte.

Jedoch ſie ſind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was ſich nicht auch auf mehreren und längſt vor ihm bekannten bemerken ließe. Er ſah einen jungen Genius mit umgeſtürzter Fackel und der ausdrücklichen Ueberſchrift Somno; aber auf einem Grabſteine beim Boiſſard[2] erblicken wir die nämliche Figur, und die Ueberſchrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derſelben eben ſo wenig ungewiß ſeyn. Ohne Ueberſchrift kömmt ſie eben daſelbſt noch oft vor; ja auf mehr als einem Grab-

[1] S. 76.

[2] Topograph. Parte III. p. 48.

ſteine und Sarge kömmt ſie doppelt vor.[1] Was kann aber in dieſer vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf iſt, das andere wohl ſchicklicher ſeyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es iſt zu verwundern, wie Alterthumsforſcher dieſes nicht wiſſen, oder wenn ſie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergeſſen konnten. Ich will hiervon nur einige Beiſpiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bei, welchen Bellori in ſeinen Admirandis bekannt gemacht,[2] und von dem letzten Schickſale des Menſchen erklärt hat. Hier zeigt ſich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefſinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geſchlagen, neben einem Leichname ſteht, mit ſeiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruht, die auf die Bruſt des Leichnams geſtützt iſt, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält.[3] Dieſe Figur, ſagt Bellori, ſey Amor, welcher die Fackel, das iſt, die Affekten auf der Bruſt des verſtorbenen Menſchen auslöſche. Und ich ſage: dieſe Figur iſt der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling muß ein Amor ſeyn. Amor und das Heer ſeiner Brüder hatten dieſe Bildung mit mehreren geiſtigen Weſen gemein. Wie manche aus dem Geſchlecht der Genien wurden als Knaben vorgeſtellt![4] Und was hatte nicht ſeinen Genius? Jeder Ort; jeder Menſch; jede geſellſchaftliche Verbindung des Menſchen; jede Beſchäftigung

[1] Parte V. p. 22. 23.

[2] Tab. LXXIX.

[3] Man ſehe das Titelkupfer.

[4] Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 11.

des Menſchen von der niedrigſten bis zur größten;[1] ja, ich möchte ſagen, jedes unbelebte Ding, an deſſen Erhaltung gelegen war, hatte ſeinen Genius. — Wenn dieſes, unter andern auch dem Herrn Klotz, nicht eine ganz unbekannte Sache geweſen wäre: ſo würde er uns ſicherlich mit dem größten Theile ſeiner zuckerſüßen Geſchichte des Amors aus geſchnittenen Steinen[2] verſchont haben. Mit den aufmerkſamſten Fingern forſchte dieſer große Gelehrte dieſem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da ſchrie er: Amor! Amor! und trug ihn geſchwind in ſeine Rolle ein. Ich wünſche dem viel Geduld, der die Muſterung über dieſe Klotziſchen Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede ſtoßen müſſen. — Doch davon an einem andern Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor ſeyn muß: ſo braucht es dieſer auf dem Monumente des Bellori am wenigſten zu ſeyn.

Und kann es ſchlechterdings nicht ſeyn! Denn keine allegoriſche Figur muß mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehen. In dieſem aber würde ein Amor ſtehen, deſſen Werk es wäre, die Affekten in der Bruſt des Menſchen zu verlöſchen. Ein ſolcher Amor iſt eben darum kein Amor.

Vielmehr ſpricht alles, was um und an dieſem geflügelten Jünglinge iſt, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwieſen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgeſtellt: ſo würde auch ſchon das uns hinlänglich berechtigen, von ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum senile fingitur, ſchrieb Barth auf

[1] Idem ibid. p. 128.

[2] Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geſch. St. von S. 194 bis 224.

gut Glück nur ſo hin,[1] um ſeine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

Crimine quo merui, juvenis placidissime divûm,
Quove errore miser, donis ut solus egerem
Somne tuis? —

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von ſich ſelbſt, nicht von dem Schlafe geſagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divum etc.

Es ſey, weil es zur Noth ſeyn könnte; aber der Grund iſt doch ganz nichtig. Der Schlaf war bei allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienſt, gab ihm dieſe Grazie zur Ehe. Gleichwohl ſollten ihn die Künſtler als einen Greis gebildet haben? Das wäre von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmale das Gegentheil mehr ſichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf bloß, wie wir geſehen, auch noch ein zweiter Schlaf, der nichts anders als der Tod ſeyn kann, iſt ſowohl auf den unbekanntern Monumenten des Winkelmann, als auf den bekannteren des Boiſſard, gleich einem jungen Genius, mit umgeſtürzter Fackel zu ſehen. Iſt der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier nicht der Tod ſeyn? Und muß er es nicht ſeyn, da außer der umgeſtürzten Fackel auch alle übrige ſeiner Attributen die ſchönſten, redendſten Attribute des Todes ſind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloſchene, umgeſtürzte Fackel? Wenn dort der Schlaf, dieſe kurze Unterbrechung des Lebens, ſich auf eine ſolche Fackel ſtützt: mit wie viel größerem Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerem Rechte ihm,

[1] **Ad Statium, Silv. V. 4.**

als dem Schlafe zu. Denn ſeine Ueberraſchung iſt noch plötzlicher, ſein Uebergang noch ſchneller.

— — — Seu me tranquilla Senectus
Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

ſagt Horaz.[1]

Und der Kranz in ſeiner Linken? Es iſt der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bei Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlaſſenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufe und Urne und Grabmal.[2]

Endlich, der Schmetterling über dieſem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele und beſonders der von dem Leibe geſchiedenen Seele vorſtellt.

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und geſtützt auf dieſen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Weſen könnte und dürfte dieſen Stand haben, wenn es nicht der Tod ſelbſt wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war, und nicht allein die Menſchen, welche ihn berührten oder nur ſahen, ſondern auch die Götter ſelbſt. Der Anblick eines Todten war ſchlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

— — *Εμοι γαϱ οὐ ϑεμις φϑιτους ὁϱαν·*

ſagt Diana, bei dem Euripides,[3] zu dem ſterbenden Hippolyt. Ja, um dieſen Anblick zu vermeiden, mußten ſie ſich ſchon entfernen, ſobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

1 Lib. II. Sat. 1. v. 57. 58.

2 Car, Paschalii Coronarum lib. IV. c. 5

3 Hippol. v. 1437.

Οὐδ' ὄμμα χραινειν θανασιμοισιν ἐκπνοαις·
Ὁρω δε σ' ἠδη τουδε πλησιον κακου

und hiemit ſcheidet ſie von ihrem Lieblinge. Aus eben dieſem Grunde ſagt auch Apoll, bei eben dem Dichter,[1] daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlaſſen müßte, weil Alceſte ſich ihrem Ende nahe:

Ἐγω δε, μη μιασμα μ' εν δομοις κιχη,
Λειπω μελαθρων τηνδε φιλτατην στεγην.

Ich halte dieſen Umſtand, daß die Götter ſich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für ſehr erheblich. Er iſt ein zweiter Grund, warum es Amor nicht ſeyn kann, der bei dem Leichname ſteht, und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher ſich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod ſelbſt.

Oder meint man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen ſeyn dürfte? Nämlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeiſt des Menſchen. Wäre es denn, könnte man ſagen, ſo etwas ungereimtes, daß der Genius des Menſchen trauernd bei dem Körper ſtünde, durch deſſen Erſtarrung er ſich auf ewig von ihm trennen müſſen? Doch wenn das ſchon nicht ungereimt wäre, ſo wäre es doch völlig wider die Denkungsart der Alten, nach welcher auch der eigentliche Schutzgeiſt des Menſchen den völligen Tod deſſelben nicht abwartete, ſondern ſich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwiſchen Seele und Leib geſchah. Hiervon zeugen ſehr deutliche Stellen;[2] und folglich kann auch dieſer Genius der eigentliche Genius des eben

[1] Alc. v. 22. 23.

[2] Wonna Exercit. III. de Geniis, cap. 2. §. 7.

verſchiednen Menſchen nicht ſeyn, auf deſſen Bruſt er ſich mit der Fackel ſtützt.

Noch darf ich eine Beſonderheit in dem Stande deſſelben nicht mit Stillſchweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Beſtätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derſelben Stelle des Laokoon berührte.[1] Sie hat Widerſpruch gefunden, dieſe Muthmaßung; es mag ſich nun zeigen, ob ſie ihn zu behalten verdient.

Wenn nämlich Pauſanias die gleich Anfangs erwähnte Vorſtellung, auf der Kiſte in dem Tempel der Juno zu Elis, beſchreibt, wo unter andern eine Frau erſcheine, die in ihrer Rechten einen ſchlafenden weißen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen ſchwarzen Knaben, *καθευδοντι ἐοικοτα*, welches eben ſowohl heißen kann, der jenem ſchlafenden Knaben ähnlich ſey, als, der zu ſchlafen ſcheine: ſo ſetzt er hinzu: *ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας*. Dieſe Worte giebt der lateiniſche Ueberſetzer durch: distortis utrinque pedibus; und der franzöſiſche durch: les pieds contrefaits. Ich fragte: was ſollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu dieſen ungeſtaltenen Gliedern? was können ſie andeuten ſollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, ſchlug ich vor, *διεστραμμενους τους ποδας* nicht durch krumme, ſondern durch über einander geſchlagene Füße zu überſetzen, weil dieſes die gewöhnliche Lage der Schlafenden ſey, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erſt wird es, wegen einer Verbeſſerung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müſſen glaubte, nöthig ſeyn, die ganze Stelle in ihrem Zuſammenhange anzuführen: *Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ἀνεχουσα τῃ δεξιᾳ χειρι, τῃ δε*

[1] S. 121. (Bd. VI. S. 92.)

ἑτερα μελανα ἐχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεϛραμμενους τους ποδας. Sylburg fand das διεϛραμμενους anſtößig, und meinte, daß es beſſer ſeyn würde, διεϛραμμενον dafür zu leſen, weil ἐοικοτα vorher gehe, und beides ſich auf παιδα beziehe.[1] Doch dieſe Veränderung würde nicht allein ſehr überflüſſig, ſondern auch ganz falſch ſeyn. Ueberflüſſig: denn warum ſoll ſich nun eben das διαϛρεφεσθαι auf παιδα beziehen, da es ſich eben ſowohl auf ἀμφοτερους oder ποδας beziehen kann? Falſch: denn ſonach würde ἀμφοτερους nur zu ποδας gehören können, und man würde überſetzen müſſen: krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte παιδα geht, und man überſetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders διεϛραμμενος hier krumm heißt, und überhaupt krumm heißen kann!

Zwar muß ich geſtehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon ſchrieb, ſchlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen ſollten ſeyn gebildet worden. Ich habe erſt nachher beim Rondel[2] gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes die Ungewißheit und Betrüglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet ſich dieſes Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären ſollte, würde es höchſtens nur zur Hälfte erklären. Der Tod iſt doch wohl ohne Träume, und dennoch hatte der Tod eben ſo krumme Füße. Denn, wie geſagt, das ἀμφοτερους muß ſchlechterdings auf das doppelte vorhergehende παιδα ſich beziehen, ſonſt würde ἀμφοτερους, zu τους ποδας genommen, ein ſehr ſchaler Pleonasmus

[1] Rectius διεϛραμμενον, ut antea ἐοικοτα, respiciunt enim Accusativum παιδα.

[2] Expos. Signi veteris Tolliani p. 294. Fortuitorum Jacobi Tollii.

ſeyn. Wenn ein Menſch krumme Füße hat, ſo verſteht es ſich ja wohl, daß ſie beide krumm ſind.

Oder ſollte wohl jemand auch nur deßwegen ſich die Lesart des Sylburg (διεςραμμενον für διεςραμμενους) gefallen laſſen, um die krummen Füße bloß und allein dem Schlafe beilegen zu können? Nun ſo zeige mir dieſer Eigenſinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es ſind ſowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen. Wo iſt ein einziger, an welchem ſich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; ſind die krummen Füße des letztern in keiner antiken Vorſtellung deſſelben ſichtbar: ſo meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit dieſen krummen Füßen überhaupt eine Grille ſeyn dürfte. Sie gründen ſich auf eine einzige Stelle des Pauſanias, auf ein einziges Wort in dieſer Stelle, und dieſes Wort iſt noch dazu eines ganz andern Sinnes fähig!

Denn διεστραμμενος, von διαστρεφειν, heißt nicht ſowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus ſeiner Richtung gebracht; nicht ſowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus, und ποδες διεστραμμενοι ſind alſo nicht nur eben ſowohl durch quer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu überſetzen; ſondern durch jenes ſogar noch beſſer und eigentlicher zu überſetzen, als durch dieſes.

Doch daß διεστραμμενος bloß ſo überſetzt werden könnte, würde noch wenig entſcheiden. Der eigentlichere Sinn iſt nicht immer der wahre. Von größerm, den völligen Ausſchlag

gebendem Gewicht iſt alſo dieſes, daß die ποδες διεστραμμενοι, ſo überſetzt wie ich ſage, durch **über einander geſchlagen** überſetzt, nicht allein, ſowohl bei dem Tode als bei dem Schlafe, die ſchönſte angemeſſenſte Bedeutung haben, ſondern auch häufig auf alten Denkmälern zu erblicken ſind.

Ueber einander geſchlagene Füße ſind die natürliche Lage, die der Menſch in einem ruhigen geſunden Schlafe nimmt. Dieſe Lage haben die alten Künſtler auch einſtimmig jeder Perſon gegeben, die ſie in einem ſolchen Schlafe zeigen wollen. So ſchläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; ſo ſchläft die Nymphe auf einem alten Monumente beim Boiſſard; ſo ſchläft, oder will eben entſchlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides. Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich jetzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer andern Lage ſchliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geſchwind ſeine Kupferbücher durchzublättern, und mir mehrere zu zeigen!) — Aber dieſe einzige Figur iſt auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf.[1] Bis auf die ſchlafenden Thiere, beobachteten die alten Künſtler die angegebene Lage. Die zwei antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den königlichen Alterthümern zu Berlin, ſchlafen mit über einander geſchlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruhet. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf ſelbſt, in dieſer den Schlafenden ſo gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgeſtellt ſieht. Ich verwies auf den Schlaf beim Maffei,[2] und ich hätte eben ſowohl auf den ähnlichen

[1] Beim Maffei (T. XCIV.), wo man ſich über den Geſchmack dieſes Auslegers ärgern muß, der eine ſo unanſtändige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

[2] Tabl. CLI.

Marmor des Tollius verweiſen können. Zwei kleinerer, ehedem bei dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterſchieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren iſt die Lage der über einander geſchlagenen Füße das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern ruhen ſo auf ihren Urnen, und ſogar an ſtehenden Perſonen iſt ein Fuß über den andern geſchlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erſcheinen die Mercure und Faune ſo manchmal in dieſem Stande; beſonders, wenn wir ſie in ihre Flöte, oder ſonſt ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widerſprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichſte iſt noch der, der ſich von einem Gelehrten herſchreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Leſſingiſche Erklärung des *διεστραμμενους τους ποδας*," ſagt der Verfaſſer der kritiſchen Wälder, [1] „ſcheint dem Sprachgebrauche zu widerſprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben ſo ſagen: ſie ſchliefen mit über einander geſchlagenen Füßen, d. i. des einen Fuß ſtreckte ſich über den andern hin, um die Verwandtſchaft des Schlafes und Todes anzuzeigen u. ſ. w."

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt *διεστραμμενος* etwas anders, als verwandt? und muß denn alles, was verwandt iſt, nothwendig krumm ſeyn? Wie könnte man denn einen mit übergeſchlagenen Füßen auf griechiſch richtiger und beſſer nennen, als *διεστραμμενον* (*κατα*) *τους ποδας*? oder *διεστραμμενους τους ποδας*, mit unter verſtandenem *ἐχοντα*? Ich wüßte im geringſten nicht, was hier wider die natürliche

[1] Erſtes Wäldchen S. 85.

Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Conſtruction der Sprache wäre. Wenn Pauſanias hätte krumm ſagen wollen, warum ſollte er nicht das ſo gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächſt läßt ſich freilich vielerlei. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor ſich hat, einer entgegen geſetzt zu werden, der ſo wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlt? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen geſetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht; folglich wäre die Verſchränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieſer Verſchränkung auch zugegeben, würde ſodann das διεστραμμενους, welches ſie ausdrücken ſollte, nicht ebenfalls etwas ganz anderes heißen, als krumm? Würde dieſe Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch ſeyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners alſo nicht eben der Schwierigkeit ausgeſetzt ſeyn, der er meine ausgeſetzt zu ſeyn meint, ohne daß ſie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieſer nicht abſprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beim Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beigebracht, erwieſen iſt, daß die alten Artiſten den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet; wenn es erwieſen iſt, daß ſie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: ſo werden ſie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geſchlagenen Füßen vorzuſtellen nicht unterlaſſen haben. Und wie, wenn eben dieſes Bild beim Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich ſteht es, den einen Fuß über den andern geſchlagen; und dieſe Beſonderheit des Standes, glaube ich, kann eben

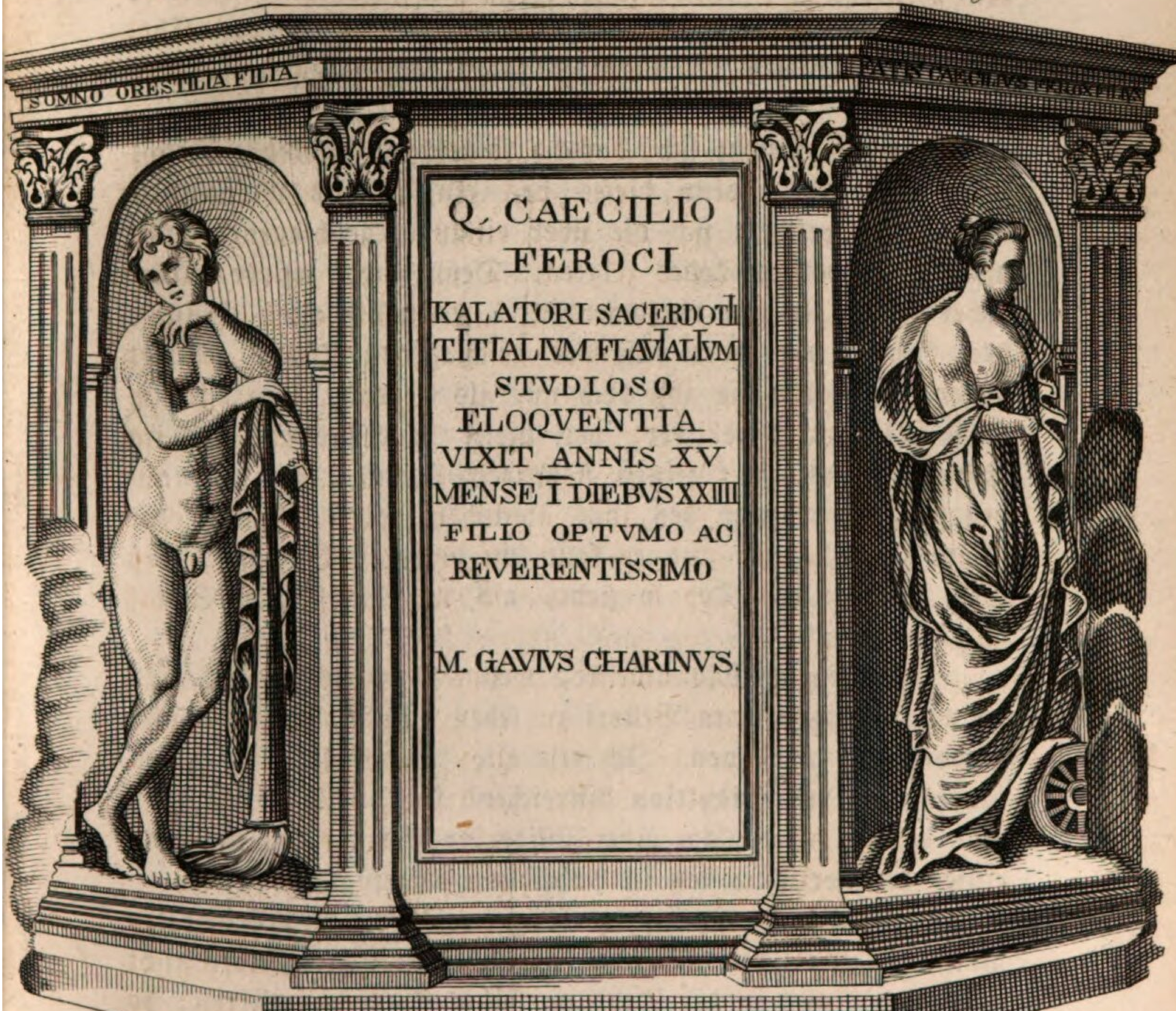
ſowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu beſtätigen, als die anderweits erwieſene Bedeutung derſelben das Charakteriſtiſche dieſes beſondern Standes feſtzuſetzen hinlänglich ſeyn dürfte.

Doch es verſteht ſich, daß ich ſo geſchwind und dreiſt nicht ſchließen würde, wenn dieſes das einzige alte Monument wäre, auf welchem ſich die über einander geſchlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher ſeyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künſtler den Schlaf mit über einander geſchlagenen Füßen gebildet haben, ſo haben ſie ihn doch nur als liegend, und wirklich ſelbſt ſchlafend ſo gebildet; von dieſer Lage des Schlafes im Schlafe iſt alſo auf ſeinen ſtehenden Stand, oder gar auf den ſtehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu ſchließen, und es kann ein bloßer Zufall ſeyn, daß hier einmal der Tod ſo ſteht, als man ſonſt den Schlaf ſchlafen ſieht.“

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beim Bellori zu ſehen glaube, können dieſer Einwendung vorbauen. Ich eile alſo, deren ſo viele anzuführen, als zur Induktion hinreichend ſind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüſſige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichſten in Abbildung beigefügt zu finden.

Zuerſt alſo [1] erſcheint der ſchon angeführte Grabſtein beim Boiſſard. Weil die ausdrücklichen Ueberſchriften deſſelben nicht verſtatten, uns in der Deutung ſeiner Figuren zu irren: ſo kann er gleichſam der Schlüſſel zu allen übrigen Denkmälern heißen. Wie aber zeigt ſich hier die Figur, welche mit Somno Orestilia Filia überſchrieben iſt? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick ſeitswärts zur Erde heftend

[1] S. die beigefügten Kupfer, Tafel 1.


SOMNO ORESTILIA FILIA
Q. CAECILIO
FEROCI
KALATORI SACERDOTII
TITIALIVM FLAVIALIVM
STVDIOSO
ELOQVENTIAE
VIXIT ANNIS XV
MENSE I DIEBVS XXIIII
FILIO OPTVMO AC
REVERENTISSIMO
M. GAVIVS CHARINVS.

mit dem einen Arme auf eine umgestürzte Urne; die Beine, auf den einen Fuß über den andern geschlagen. — Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß von eben diesem Denkmale sich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes seinem Kommentar über den Kallimachus einverleibt hat.[1] Daß es schlechterdings der [illegible] des [illegible] Denkmals beim Pighius sein soll, [illegible] der [illegible] Ueberschrift [illegible]. Aber um [illegible] wird man sich wundern, an beiden so merkliche Verschiedenheiten zu erblicken. Die Figur, ausgebildete [illegible] seine [illegible] in seine [illegible] von seiner [illegible] [illegible] mit [illegible], und jene [illegible] seine; geringere Verschiedenheiten, als in der Richtung des Hauptes, in der Stellung der Arme, zu geschweigen. Wie diese Abweichungen [illegible] nicht bemerkt werden können, ist begreiflich; [illegible] daß das Denkmal nur aus den Inschriften des Gruter, [illegible] bloßen Worte ohne alle Zeichnung [illegible] [illegible], erinnerte sich nicht, daß die Zeichnung bereits [illegible] verkommen, und glaubte also etwas ganz Unbekanntes zu liefern, wenn er sie uns aus [illegible] aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger ist Gruterus zu [illegible], [illegible] Abschrift der Gruter schon die [illegible] die Zeichnung aus dem Boissard beifügte,[2] und [illegible] [illegible], der diese Zeichnung mit der [illegible] Beschreibung, die Gruter macht, nicht bemerkte. In dieser ist die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita; und in jener erscheint sie,

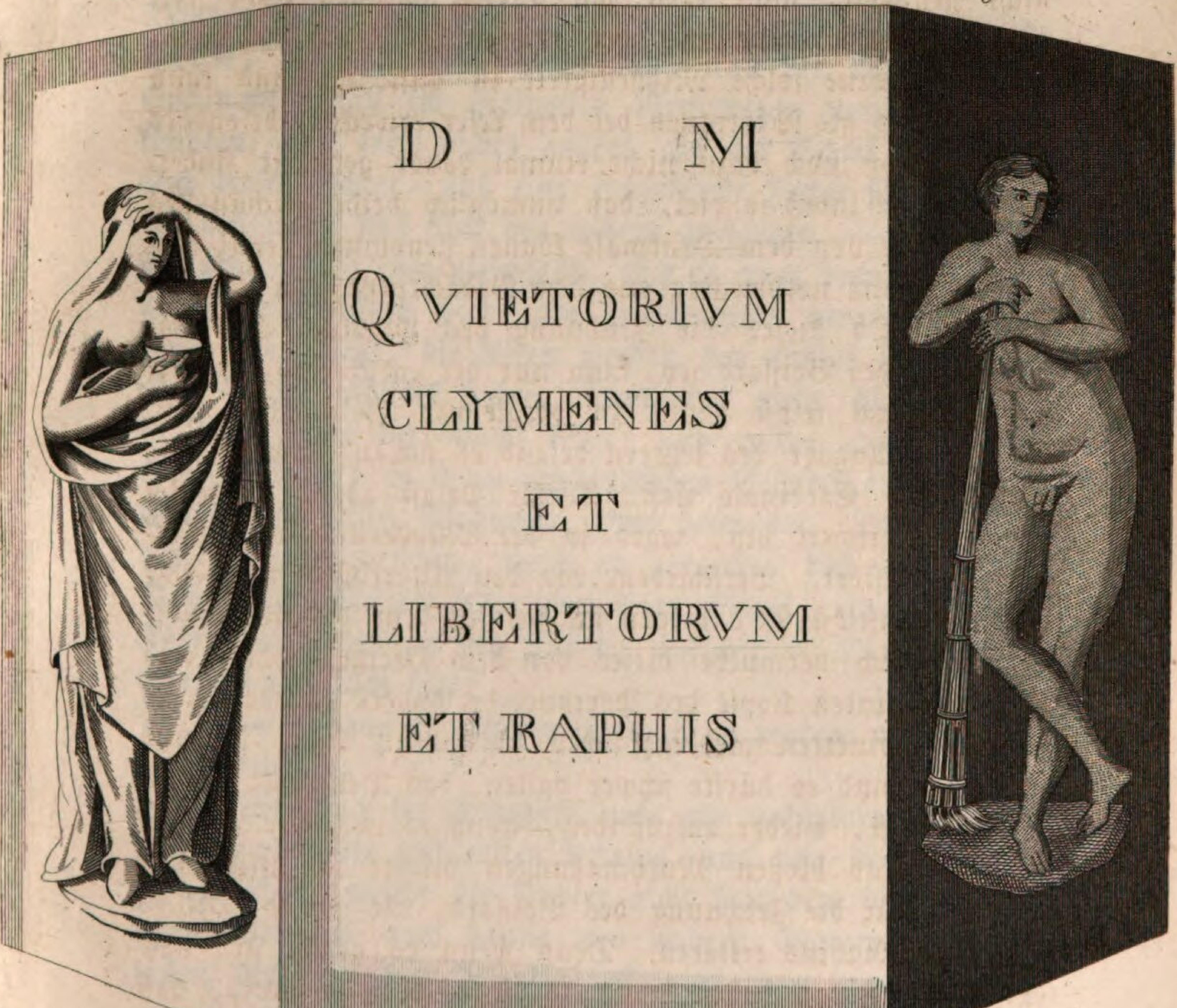
[1] Ad ver. 234. Hym. in Delum, p. 525 Edit. Ern.
[2] Pag. CCCIV.

mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, und den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Ich darf nicht unerinnert laſſen, daß von eben dieſem Denkmale ſich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes ſeinem Kommentar über den Kallimachus einverleibt hat.[1] Daß es ſchlechterdings die nämliche Figur des nämlichen Denkmals beim Boiſſard ſeyn ſoll, iſt aus der nämlichen Ueberſchrift unſtreitig. Aber um ſo viel mehr wird man ſich wundern, an beiden ſo merkliche Verſchiedenheiten zu erblicken. Die ſchlanke, ausgebildete Geſtalt beim Boiſſard iſt beim Pighius ein fetter ſtämmiger Knabe; dieſer hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geſchweigen. Wie dieſe Abweichungen von Spanheim nicht bemerkt werden können, iſt begreiflich; Spanheim kannte das Denkmal nur aus den Inſchriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder erinnerte ſich nicht, daß die Zeichnung bereits beim Boiſſard vorkomme, und glaubte alſo etwas ganz unbekanntes zu liefern, wenn er ſie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger iſt Grävius zu entſchuldigen, welcher ſeiner Ausgabe der Gruter'ſchen Inſchriften die Zeichnung aus dem Boiſſard beifügte,[2] und gleichwohl den Widerſpruch, den dieſe Zeichnung mit der wörtlichen Beſchreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieſer iſt die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita; und in jener erſcheint ſie,

[1] Ad ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern.
[2] Pag. CCCIV.

gerade gegenüber, ſo wie wir ſie hier erblicken, ganz anders: nicht geflügelt, nicht eben von ſtarken Haaren, nicht fett, nicht ſchlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine ſolche Mißhelligkeit iſt anſtößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bei dem Leſer erwecken, beſonders wann er ſich noch dazu nicht einmal davor gewarnt findet. Sie beweist indeß ſo viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmale können genommen ſeyn; eine derſelben muß nothwendig aus dem Gedächtniſſe ſeyn gemacht worden. Ob dieſes die Zeichnung des Pighius oder die Zeichnung des Boiſſard ſey, kann nur der entſcheiden, welcher das Denkmal ſelbſt damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letztern befand es ſich zu Rom in dem Palaſte des Cardinals Ceſi. Dieſer Palaſt aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerſtört. Verſchiedene von den Alterthümern, welche Boiſſard daſelbſt ſah, mögen ſich jetzt in dem Palaſte Farneſe befinden; ich vermuthe dieſes von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus. [1] Andere glaube ich in andern Cabinetten wiedergefunden zu haben; kurz, ſie ſind verſtreut, und es dürfte ſchwer halten, das Denkmal, wovon die Rede iſt, wieder aufzufinden, wenn es noch gar vorhanden iſt. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich eben ſo wenig für die Zeichnung des Boiſſard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß iſt, daß der Schlaf Flügel haben kann: ſo iſt es eben ſo gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

[1] Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo ſemur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, et armato pectore. Topogr. Parte I. p. 4. 5. Winkelmanns Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt. S. 98.


D M
Q VIETORIVM
CLYMENES
ET
LIBERTORVM
ET RAPHIS

Die zweite Kupfertafel zeigt das Grabmal einer Clymene, ebenfalls aus dem Boiſſard entlehnt.[1] Die eine der Figuren darauf hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß dieſe Aehnlichkeit, und der Ort, den ſie einnimmt, uns im geringſten ihrentwegen ungewiß laſſen könnten. Sie kann nichts anders als der Schlaf ſeyn, und auch dieſer Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel ſich ſtützend, hat den einen Fuß über den andern geſchlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls, und es wäre doch ſonderbar, wenn ſie Boiſſard hier zum zweitenmale vergeſſen hätte. Doch wie geſagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pauſanias giebt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umſtändlichen Beſchreibungen dieſes Gottes und ſeiner Wohnung, ihm deren bei. Brouckhuyſen hat ſich ſehr verſehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe ſogar zwei Paar Flügel, eines an dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte.[2] Denn obſchon Statius von ihm ſagt:

Ipse quoque et volucrem gressum et ventosa citavit
Tempora:

ſo iſt dieſes doch im geringſten nicht von natürlichen Flügeln, ſondern von dem geflügelten Petaſus und von den Talariis zu verſtehen, welche die Dichter nicht bloß dem Merkur beilegen, ſondern auch häufig von andern Göttern brauchen laſſen, die ſie uns in beſonderer Eile zeigen wollen. Doch es

[1] Par. VI. p. 119.

[2] Ad Tibullum Lib. II. Eleg. I. v. 89. Et sic quidem poetæ plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus et in capite adfingit, L. 10 Theb. v. 131.

iſt mir hier überhaupt nicht um die Flügel, ſondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das διεςϱαμμενον derſelben in mehreren Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Kupfertafel ſieht man eine Pila, oder einen Sarg, der wiederum aus dem Boiſſard genommen iſt.[1] Die Aufſchrift dieſer Pila kommt auch bei dem Gruter vor,[2] wo die zwei Genien mit umgekehrten Fackeln zwei Cupidines heißen. Doch wir ſind mit dieſem Bilde des Schlafes nun ſchon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen ſollten. Und auch dieſer Schlaf ſteht beidemal mit dem einen Fuße über den andern geſchlagen. Aber warum dieſe nämliche Figur hier nochmals wiederholt? Nicht ſowohl wiederholt, als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides iſt der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es ſind die ähnlichen Zwillingsbrüder: Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir ſie hier ſehen, ſo und nicht anders werden ſie auf den von Winkelmann erwähnten Monumenten, auf dem Grabſteine in dem Palaſte Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegium Clementinum erſcheinen. — Man laſſe ſich die Bogen, die dieſen Genien hier zu Füßen liegen, nicht irren; ſie können eben ſowohl zu den beiden ſchwebenden Genien gehören, als zu dieſen ſtehenden; und ich habe auf mehr Grabmälern einen losgeſpannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, ſondern als ein von dieſem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter ſeyn könne, weiß ich zwar nicht; aber doch ſagt eine alte

[1] Par. V. p. 115.

[2] Pag. DCCXII.

Bd. V.

Pag. 296.

FESTO AVG. L.
GEMETHLIANO
ANTONIA LAETA
CONTVBERNALI

Grabſchrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht,[1] daß er es geweſen,

Τοξα μεν αυδασει ταν ἐυτονον ἀγετιν οἰκου·

und daraus zeigt ſich wenigſtens, daß er nicht nothwendig das Rüſtzeug des Amors ſeyn muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wiſſen.

Ich füge die vierte Tafel hinzu, und auf dieſer einen Grabſtein, den Boiſſard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er ſich ohne Zweifel auch noch finden wird.[2] Hinter einer verſchloſſenen Thüre ſteht, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervorragend, und mit der Hand auf dieſe verſchloſſene Thüre zeigend. Die Vorſtellung iſt zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia einfallen ſollte,[3] aus welcher keine Erlöſung zu hoffen; und wer könnten die Thürſteher dieſes ewigen Kerkers beſſer ſeyn, als Schlaf und Tod? Bei der Stellung und Action, in der wir ſie erblicken, braucht ſie keine umgeſtürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen; nur den einen über den andern geſchlagenen Fuß hat auch ihnen der Künſtler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieſer Stand ſeyn, wenn er nicht ausdrücklich charakteriſtiſch ſeyn ſollte?

Man glaube nicht, daß dieſes die Beiſpiele alle ſind, welche ich für mich anführen könnte. Selbſt aus dem Boiſſard würde ich noch verſchiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nämlichen Stand der Füße beobachtet.[4] Eine ganze Ernte

[1] Sepulc. Car. XIV.

[2] Prate V. p. 22.

[3] Tollii Expos. Signi vet. p. 292.

[4] Als Par. III. p. 69. und vielleicht auch Part. V. p. 23.

von Figuren, ſo wie die auf der erſten Tafel erſcheint oder erſcheinen ſollte, würde mir auch Maffei anbieten.[1] Doch wozu dieſer Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmäler, das beim Bellori ungerechnet, ſind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall ſeyn könne, was eines ſo nachdenklichen Sinnes fähig iſt. Wenigſtens wäre ein ſolcher Zufall der ſonderbarſte, der ſich nur denken ließe! Welch ein Ungefähr, wenn nur von ungefähr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewiſſe Dinge gerade ſo wären, als ich ſage, daß ſie nach meiner Auslegung einer gewiſſen Stelle ſeyn müßten; oder wenn nur von ungefähr ſich dieſe Stelle gerade ſo auslegen ließe, als wäre ſie in wirklicher Rückſicht auf dergleichen Monumente geſchrieben worden. Nein, das Ungefähr iſt ſo übereinſtimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, ſo ſehr es auch nur meine Erklärung iſt, ſo wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Anſehen zuwachſen kann, dennoch ſo vollkommen erwieſen iſt, als nur immer etwas von dieſer Art erwieſen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, dieſe und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will, zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus:[2]

Postque venit tacitus ſuscis circumdatus alis
Somnus, et incerto somnia vara pede.

Es iſt wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf ſeyn? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Urſache! Und doch

[1] Museo Veron. Tab. CXXXIX.
[2] Lib. II Eleg. 1. v. 89. 90.

iſt auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die ſich mir hier anträgt. Denn die eigentliche iſt dieſe: daß das Beiwort vara überhaupt ſicherlich nicht vom Tibull iſt, daß es nichts als eine eigenmächtige Leſeart des Brouckhuyſen iſt. Vor dieſem Commentator laſen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte iſt das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuyſen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzigen Buchſtaben, ſeinem Autor einen fremden Gedanken unterzuſchieben, verleiten. Aber wenn ſchon die alten Dichter die Träume öfters auf ſchwachen, ungewiſſen Füßen einhergaukeln laſſen, nämlich die täuſchenden, betrügeriſchen Träume; folgt denn daraus, daß ſie dieſe ſchwachen ungewiſſen Füße ſich auch als krumme Füße müſſen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß ſchwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch ſchwache Füße ſeyn müſſen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuſchend und betrügeriſch; ſie glaubten eine Art ſehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit dieſen ſeinen Kindern, war ihnen eben ſowohl Futuri certus als pessimus auctor. [1] Folglich konnten auch die krummen Füße, als das Symbol der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derſelben, zukommen. Und doch, geſtehe ich, würden alle dieſe Vernünfteleien bei Seite zu ſetzen ſeyn, wenn Brouckhuyſen außer der mißverſtandenen Stelle des Pauſanias auch nur ſonſt eine einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig ſehr überflüſſigen Stellen; aber daß varus ein Beiwort des Traumes ſey, davon giebt er keine Beweisſtelle, ſondern will ſie erſt machen; und, wie geſagt, nicht ſowohl

[1] Seneca Herc. Fur. v. 1070.

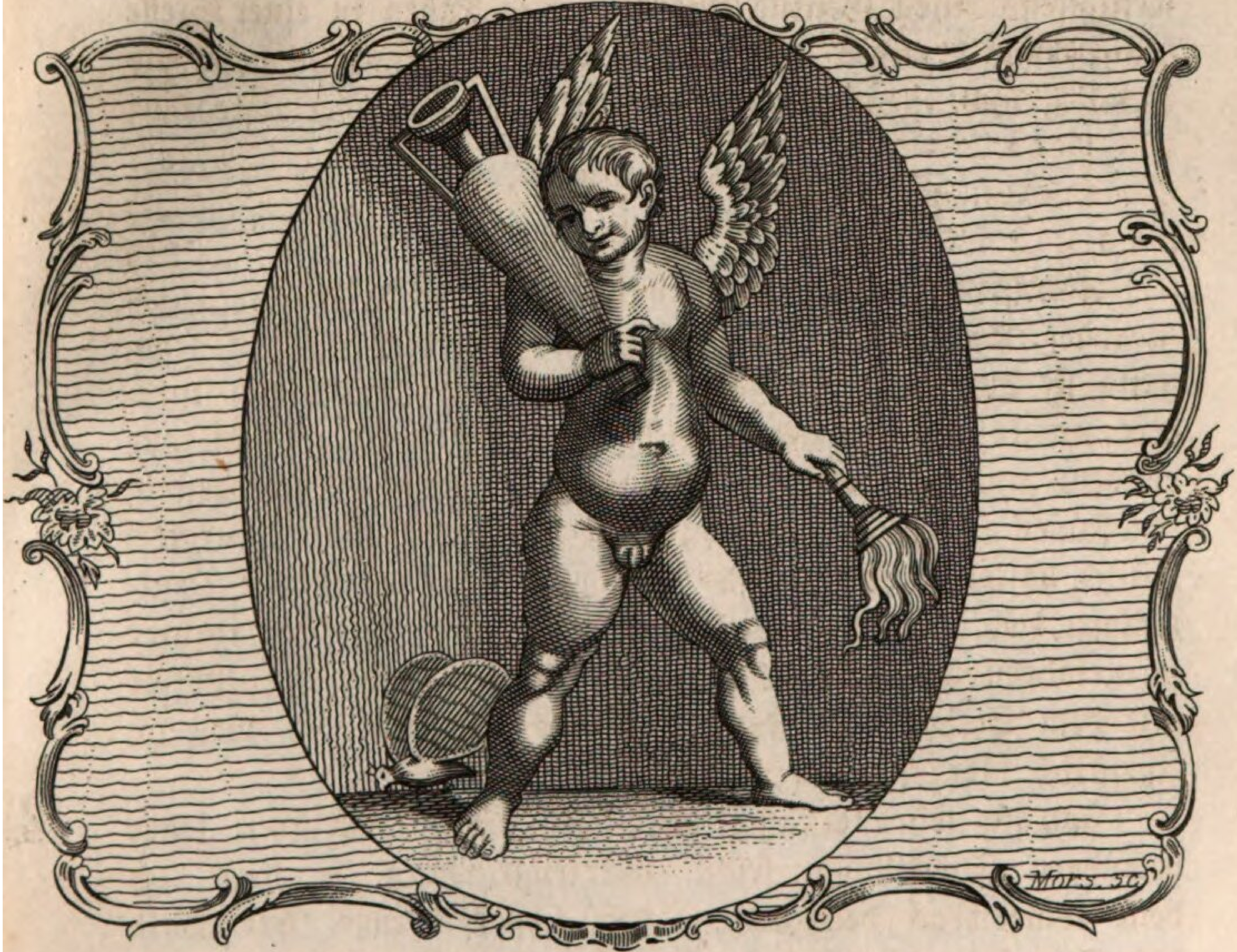
aus dem einzigen Pauſanias, als aus der falſchen Ueberſetzung des Pauſanias machen. Denn faſt lächerlich iſt es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigſtens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Perſius [1] zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abſtehend:

— — Geminos, horoscope, varo
Producis genio. —

Ueberhaupt würde dieſe Ausſchweifung über das διεστραμμένους des Pauſanias hier viel zu weitläuftig gerathen ſeyn, wenn ſie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn nun auch mit ſeinen und ſeines Bruders übergeſtellten Füßen ſeyn, wie es will; mag man ſie doch für charakteriſtiſch halten, oder nicht: ſo iſt aus den angeführten Denkmälern doch ſo viel unſtreitig, daß die alten Artiſten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweiſen wollte.

Ja, ſo ſehr ich auch von dem Charakteriſtiſchen jener beſondern Fußſtellung ſelbſt überzeugt bin, ſo will ich doch keineswegs behaupten, daß ſchlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne ſie ſeyn können. Vielmehr kann ich mir den Fall ſehr wohl denken, in welchem eine ſolche Fußſtellung mit der Bedeutung des Ganzen ſtreiten würde; und ich glaube Beiſpiele von dieſem Falle anführen zu können. Wenn nämlich der über den andern geſchlagene Fuß das Zeichen der Ruhe iſt, ſo wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen,

[1] Sat. VI. v. 18.


Mors. sc.

wie er erſt erfolgen ſoll, wird eben darum eine andere Stellung erfordern.

In ſo einer andern, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beim Stephanonius, oder Licetus [1] zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aſchenkrug hält, ſcheint mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausſchleudern zu wollen, und ſieht dabei mit einem traurigen Blicke ſeitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht. Die geſpreizten Beine ſollen ihn entweder im Fortſchreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weiſe nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück ſchleudern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchſt gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche ſowohl der erſte poetiſche Erklärer der Stephanoniſchen Steine, als auch der hieroglyphiſche Licetus von dieſem Bilde gegeben haben. Sie gründen ſich ſämmtlich auf die Vorausſetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor ſeyn müſſe; und ſo wie ſie ſich ſelbſt unter einander aufreiben, ſo fallen ſie alle zugleich mit einmal weg, ſobald man auf den Grund jener Vorausſetzung geht. Dieſer Genius iſt alſo weder Amor, der das Andenken des verſtorbenen Freundes in treuem Herzen bewahrt; noch Amor, der ſich ſeiner Liebe entſchlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann, ſondern dieſer Genius iſt nichts als der Tod; und zwar der eben bevorſtehende Tod, im Begriffe, die Fackel auszuſchlagen, auf die, verloſchen, ihn wir anderwärts ſchon geſtützt finden.

Dieſes Geſtus der auszuſchleudernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, ſo oft

[1] Schemate VII. p. 123. Siehe Tab. VII.

mir die ſogenannten Brüder, Caſtor und Pollux, in der Villa Ludoviſi vor Augen gekommen. [1] Daß es Caſtor und Pollux nicht ſind, hat ſchon vielen Gelehrten eingeleuchtet; aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es ſind zwei unbekleidete, ſehr ähnliche Genien, beide in einer ſanften melancholiſchen Stellung; der eine ſchlägt ſeinen Arm um die Schulter des andern, und dieſer hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er ſeinem Geſpielen genommen zu haben ſcheint, iſt er bereit, auf einem zwiſchen ihnen inne ſtehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeführt, um ſie mit Gewalt auszuſchlagen; hinter ihnen ſteht eine kleinere weibliche Figur, einer Iſis nicht unähnlich. Del Torre ſahe in dieſen Figuren zwei Genien, welche der Iſis opferten; aber Maffei wollte ſie lieber für den Lucifer und Heſperus gehalten wiſſen. So gut die Gründe auch ſeyn mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beibringt, ſo unglücklich iſt doch ſein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweiſen, daß die Alten den Lucifer und Heſperus als zwei beſondere Weſen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwei Namen, ſo wie des nämlichen Sternes, alſo auch der nämlichen mythiſchen Perſon. [2] Es iſt ſchlimm, wenn ein Mann, der die geheimſten Gedanken des Alterthums zu errathen ſich getraut, ſo allgemein bekannte Dinge nicht weiß! Aber um ſo viel nöthiger dürfte es ſeyn, auf eine neue Auslegung dieſes trefflichen Kunſtwerkes zu denken; und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorſchlage, ſo will ich doch nichts, als ſie dazu vorſchlagen. Augenſcheinlich iſt es,

[1] Beim Maffei Tab. CXXI.

[2] Hyginus Poet. Astr. Libr. II. cap. 42.

Bd. V.

daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde iſt; und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden ſoll, was ſoll denn die andere auf dem Rücken? Daß eine Figur beide Fackeln zugleich auslöſcht, würde nach meinem Vorſchlage ſehr bedeutend ſeyn; denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben dieſem Vorſchlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen ſeyn. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte eine Iſis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen ſoll: ſo würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, dieſe

— ϑεων γενετειϱα — ἡ δε και ἀνδϱων,

wie ſie Orpheus nennt, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was ſich ſonſt aus der Figur des Stephanonius, mit der beim Bellori verbunden, am zuverläſſigſten ergiebt, iſt dieſes, daß der Aſchenkrug, der Schmetterling, und der Kranz diejenigen Attribute ſind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig ſchien, von ſeinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterſchieden ward. Das beſondere Abzeichen des Schlafes hingegen war unſtreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz beſondere Vorſtellung auf dem Grabſteine eines gewiſſen Amemptus, eines Freigelaſſenen, ich weiß nicht welcher Kaiſerin, oder kaiſerlichen Prinzeſſin, einiges Licht erhalten. Man ſehe die fünfte Tafel.[1] Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer ſpielend, dieſe eine doppelte Tibia blaſend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Querpfeife bläst; unter dem aufgehabenen Vorderfuße des einen Centaur liegt ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann dieſe Allegorie ſagen ſollen? was kann ſie

[1] Boissardus Par. III. p. 144.

hier ſagen ſollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der ſeinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig ſeyn. Auch das ſind meine Amors! würde er ſagen, und der weiſe Künſtler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigſten Geſchöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelſt der Muſik, vorſtellen wollen! — Ei nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künſtler auch würdiger geweſen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; beſonders, wie dieſe Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künſtler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bei hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß was ihnen dem Amor ſo ähnlich ſieht, als ein Tropfen Waſſer dem andern, gerade nichts Luſtigeres, als der Schlaf und der Tod ſeyn ſollte.

Sie ſind uns beide, in der Geſtalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des andern, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchſtäblichen Namen ſeyn würden. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeſchirre ſeyn können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die ſchlechteſten Säufer ſind; daher ſie auch auf verſchiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erſcheinen, oder gar ſeinen Wagen ziehen. [1] Aber was brauchten ſie in dieſer Eigenſchaft noch erſt durch Attribute bezeichnet zu werden? und iſt es nicht, auch für den Ort, weit ſchicklicher, dieſen Krug, und dieſes Horn für die Attribute des Schlafes und des Todes zu erklären, die ſie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne, als das Attribut

[1] Gemme antiche colle sposizioni di P. A. Maffei, Parte III. p. 58.

des Todes nenne, ſo will ich nicht bloß den eigentlichen Aſchenkrug, das Ossuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß ſonſt hieß, in welchem die Ueberreſte der verbrannten Körper aufbewahrt wurden, darunter verſtanden wiſſen. Ich begreife darunter auch die *Ληκυθους*, die Flaſchen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde beſtattet wurden, beizuſetzen pflegte, ohne mich darüber einzulaſſen, was in dieſen Flaſchen enthalten geweſen. Sonder einer ſolchen Flaſche blieb bei den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben ſo wenig, als ſonder Kranz; welches unter andern verſchiedene Stellen des Ariſtophanes ſehr deutlich beſagen, [1] ſo daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, iſt noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieſes Hornes: aus vollem Horne ſchüttet er ſeinen Segen über die Augenlieder der Matten,

1 Beſonders in den Ekkleſiazuſen, wo Blepyrus mit ſeiner Praxagora ſchilt, daß ſie des Nachts heimlich aufgeſtanden und mit ſeinen Kleidern ausgegangen ſey: (Z. 533—34.)

Ωχου καταλιπουσ᾽ ὡσπερει προκειμενον,
Μονον οὐ ςεφανωσασ᾽, οὐδ᾽ ἐπιθεισα ληκυθον.

Der Scholiaſt ſetzt hinzu: *Ειωθασι γαρ ἐπι νεκρων τουτο ποιειν.* Man vergleiche in dem nämlichen Stücke die Zeilen 1022—27, wo man die griechiſchen Gebräuche der Leichenbeſtattung beiſammen findet. Daß dergleichen den Todten beizuſetzende Flaſchen, *ληκυθοι*, bemalt wurden, und daß es eben nicht die größten Meiſter waren, die ſich damit abgaben, erhellt eben daſelbſt aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber ſcheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemalte Flaſchen geweſen, die man den Todten beigeſetzt, ſondern daß man nur um ſie her dergleichen Flaſchen gemalt; denn er merkt bei der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünſchte, er hätte uns dieſes aliunde nachweiſen wollen.

— — — Illos post vulnera ſessos
Exceptamque hiemem, cornu perſuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folgt er der weichenden Nacht nach, in ſeine Grotte,

Et Nox, et cornu ſugiebat Somnus inani.

Und ſo wie ihn die Dichter ſahen, bildeten ihn auch die Künſtler. [1] Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausſchweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder dieſe noch jene. [2]

Zugegeben alſo, daß es der Schlaf und der Tod ſeyn könnten, die hier auf den Centauren ſitzen: was wäre nun der Sinn der Vorſtellung zuſammen? — Doch wenn ich glücklicher Weiſe einen Theil errathen hätte: muß ich darum auch das Ganze zu erklären wiſſen? Vielleicht zwar, daß ſo tiefe Geheimniſſe nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünſtler war, der ſich vornehmlich auf die Inſtrumente verſtand, die wir hier in den Händen dieſer unterirdiſchen Weſen erblicken; denn auch die Centaure hatten bei den ſpätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in ſoribus ſtabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmale eines Künſtlers die Werkzeuge ſeiner Kunſt anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein ſehr feines Lob geſchehen wäre.

Ich kann indeß, von dieſem Monumente überhaupt, mich

[1] Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu novimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam ſic a pictoribus ſimulatur, ut liquidum ſomnium ex cornu ſuper dormientes videatur eſſundere.

[2] Denkbilder der alten Völker. S. 193 deut. Ueberſ.

nicht anders als furchtſam ausdrücken. Denn ich ſehe mich wiederum wegen der Treue des Boiſſard in Verlegenheit. Von dem Boiſſard iſt die Zeichnung; aber vor ihm hatte ſchon Smetius die Aufſchrift, und zwar mit einer Zeile mehr, [1] bekannt gemacht, und eine wörtliche Beſchreibung der darum befindlichen Bilder beigefügt. Inferius, ſagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo sunt, alter mas, lyncea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicæ modernæ simili, canens insidet: alter fœmina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius fœmineus alis papillionum, manibus nescio quid concutiens, insidet. Inter utrumque cantharus et cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trifft ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieſer ſoll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geſchlechts ſeyn, und Schmetterlingsflügel haben, und mit den Händen etwas zuſammenſchlagen. Nach dem Boiſſard aber hat er keine andere Flügel, als ſein Geſpiel; und anſtatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläst er auf eben dem Inſtrumente, auf dem jener. — Es iſt traurig, ſolche Widerſprüche oft zu bemerken. Sie müſſen einem Manne, der nicht gern auf Treibſand bauet, das antiquariſche Studium von Zeit zu Zeit ſehr zuwider machen.

Zwar würde ich auch ſodann, wenn Smetius richtiger geſehen hätte, als Boiſſard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn ſodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Pſyche ſeyn; und wenn Pſyche das Bild der Seele iſt: ſo wäre anſtatt des Todes hier die Seele des Todten zu ſehen. Auch dieſer könnte das Attribut der Urne

[1] Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmal geſetzt,
LALVS. ET. CORINTHVS. L.
V Gruteri Corp. Inscr. p. DCVI. Edit. Græv.

zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf ſepulcraliſchen Monumenten, und beſonders in einer Geſellſchaft zu finden, in der man ihn ſchwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nämlich erſcheint nicht ſelten ein Knabe, oder Genius mit einem Füllhorne, und ich wüßte nicht, daß noch jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, dieſe Figur näher zu beſtimmen. Sie iſt z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, jetzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, deſſen Erklärung Caſaubonus zuerſt gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern [1] zwar bemerkt worden; aber kein einziger hat mehr davon zu ſagen gewußt, als der Augenſchein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne iſt ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwieſen, der Schlaf iſt ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes iſt ein Horn; und welchen Begleiter könnte ein trunkner Bacchus lieber wünſchen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artiſten auch gewöhnlich geweſen, zeigen die Gemälde vom Schlafe, mit welchen Statius den Palaſt des Schlafes auszieret: [2]

Mille intus simulacra dei cælaverat ardens,
Mulciber. Hic hæret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenæ socium pulvinar amori

[1] S. Lipperts Dakt. I. 366.

[2] Thebaid. X. v. 100. Barth hätte nicht ſo eckel ſeyn, und dieſe Zeilen darum zu commentiren unterlaſſen ſollen, weil ſie in einigen der beſten Handſchriften fehlen. Er hat ſeine Gelehrſamkeit an ſchlechtere Verſe verſchwendet.

Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, wenn einer alten Inſchrift zu trauen, oder vielmehr, wenn dieſe Inſchrift alt genug iſt: ſo wurden ſogar Bacchus und der Schlaf als die zwei größten und ſüßeſten Erhalter des menſchlichen Lebens gemeinſchaftlich angebetet. [1]

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Spur ſchärfer zu verfolgen. Eben ſo wenig iſt es jetzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehreren Beweiſen umher zu ſchweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beiſammen, bald ohne, bald mit gewiſſen Abzeichen gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger ſonſt aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was ſie erhärten ſollen, und ich kann ohne Bedenken zu dem zweiten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegenſatzes enthält.

II. Ich ſage: die alten Artiſten, wenn ſie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz anderes, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweiſe alſo, 1) daß ſie nicht den Tod damit meinten, und zeige, 2) was ſie ſonſt damit meinten.

1) Daß ſie Skelette gebildet, iſt mir nie eingekommen, zu läugnen. Nach den Worten des Herrn Klotz müßte ich es zwar geläugnet haben, und aus dem Grunde geläugnet haben, weil ſie überhaupt, häßliche und eckle Gegenſtände zu bilden, ſich enthalten. Denn er ſagt, ich würde die Beiſpiele davon auf geſchnittenen Steinen ohne Zweifel in die Bilderſprache verweiſen wollen, die ſie von jenem höheren Geſetze der Schönheit losgeſprochen. Wenn ich das nöthig hätte zu thun, dürfte ich nur hinzuſetzen, daß die Figuren auf Grabſteinen und

[1] Corp. Inscript. p. LXVII. 8.

Todtenurnen nicht weniger zur Bilderſprache gehörten; und ſodann würden von allen ſeinen angeführten Exempeln nur die zwei metallenen Bilder in dem Kircher'ſchen Muſeum und in der Gallerie zu Florenz wider mich übrig bleiben, die doch auch wirklich nicht unter die Kunſtwerke, ſo wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

Doch wozu dieſe Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur ſchlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends geſagt, daß die alten Artiſten keine Skelette gebildet; ich habe bloß geſagt, daß ſie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es iſt wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich ſetzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann es wenigſtens nicht vorſtellen ſollen, weil ihn die Alten anders vorſtellten.“ Dieſen Zuſatz verhält Herr Klotz ſeinen Leſern, und doch kömmt alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu läugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die geweſen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorſtellen ſoll, ſo iſt es nicht antik; und wenn es antik iſt, ſo ſtellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich ſchon damals mehr Skelete auf alten Werken, und jetzt kenne ich ſogar verſchiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahleriſche Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend geweſen.

Denn in der That ſtehen die, die er anführt, bis auf eines, ſchon alle beim Winkelmann;[1] und daß er dieſen auch hier nur ausgeſchrieben, iſt aus einem Fehler ſichtbar, welchen ſie beide machen. Winkelmann ſchreibt: „Ich merke hier an, daß nur auf zwei alten Denkmalen und Urnen von Marmor

[1] Allegorie S. 81

zu Rom Todtengerippe ſtehen, die eine iſt in der Villa Medicis, die andere in dem Muſeo des Collegii Romani; ein anderes mit einem Gerippe findet ſich beim Spon, und iſt nicht mehr zu Rom befindlich.“ Wegen des erſten dieſer Gerippe, welches noch in der Villa Medicis ſtehe, beruft er ſich auf Spons Rech. d'Antiq. p. 93; und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden ſey, auf eben deſſelben Gelehrten Miscel. ant. p. 7. Allein dieſes und jenes beim Spon ſind nur eines und das nämliche; und wenn das, welches Spon in ſeinen Recherches anführt, noch in der Villa Medicis ſteht, ſo iſt das in ſeinen Miscellaneis gewiß auch noch in Rom und in der nämlichen Villa auf dem nämlichen Platze zu ſehen. Spon zwar, welches ich zugleich erinnern will, ſah es nicht in der Villa Medicis, ſondern in der Villa Madama. So wenig alſo Winkelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte, eben ſo wenig kann es Herr Klotz gethan haben, denn ſonſt würde er mich nicht zum Ueberfluſſe, wie er ſagt, auf die beiden Marmor, die Winkelmann in ſeinem Verſuche über die Allegorie anführt, verweiſen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmal beim Spon in Rechnung bringen. Eines, wie geſagt, iſt hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehen.

Damit er jedoch über dieſen Abzug nicht verdrüßlich werde, ſo ſtehen ihm ſogleich für das eine abgeſtrittene Gerippe ein Halbdutzend andere zu Dienſte. Es iſt Wildbret, das ich eigentlich nicht ſelbſt hege, das nur von ungefähr in meine Gehege übergetreten iſt, und mit dem ich daher ſehr freigebig bin. Fürs erſte ganzer drei beiſammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz beim Gori [1] vorzuführen. Das vierte wird ihm eben

[1] Inscript. antiq. quæ in Etruriae Urbibus exstant Par. I. p. 455.

dieſer Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweiſen. [1] Das fünfte trifft er, wenn mich meine Kundſchaft nicht trügt, beim Fabretti; [2] und das ſechste auf dem andern der zwei Stoſchiſchen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippert'ſchen Abdrücken beibringt. [3]

Welch elendes Studium iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankömmt! wenn der der Gelehrteſte darin iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken. Ehe jener noch ſagt, „ſo war das!" weiß dieſer ſchon, ob es ſo ſeyn können.

Man laſſe jenen noch ſiebzig und ſieben ſolcher Kunſtgerippe aus ſeinem Schutte zuſammen klauben, um zu beweiſen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieſer wird über den kurzſichtigen Fleiß die Achſel zucken, und was er ſagte, ehe er dieſe Siebenſachen alle kannte, noch ſagen: entweder ſie ſind ſo alt nicht, als man ſie glaubt, oder ſie ſind das nicht, wofür man ſie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, es ſey als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bei Seite geſetzt: was für Grund hat man, zu ſagen, daß dieſe Skelette den Tod vorſtellen?

[1] Ibid. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, binæ corollæ, fœmina coram mensa tripode in lectisternio decumbens, Pluto quadriga vectus animam rapiens, præeunte Mercurio petasato et caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

[2] Inscript. cap. I. n. 17. vom Gori am letztern Orte angeführt.

[3] Descript. des Pierres gr. p. 517. n. 241.

Weil wir Neueren den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neueren bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanſt; war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn ſich ein Basrelief von der Geburt des Herkules fände, und wir ſähen eine Frau mit kreuzweis eingeſchlagenen Fingern, digitis pectinatim inter se implexis, vor der Thüre ſitzen: wollten wir wohl ſagen, dieſe Frau bete zur Juno Lucina, damit ſie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe? Aber wir beten ja ſo? — Dieſer Grund iſt ſo elend, daß man ſich ſchämen muß, ihn jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neueren den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Senſe oder ſo was in die Hand, und dieſe Senſe macht erſt das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben ſollen, daß die alten Skelete den Tod vorſtellen: ſo müſſen wir entweder durch die Vorſtellung ſelbſt, oder durch ausdrückliche Zeugniſſe alter Schriftſteller davon überzeugt werden können. Aber da iſt weder dieſes, noch jenes. Selbſt nicht das geringſte indirecte Zeugniß läßt ſich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugniſſe, die Anſpielungen und Gemälde der Dichter. Wo iſt der geringſte Zug bei irgend einem römiſchen oder griechiſchen Dichter, welcher nur argwohnen laſſen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgeſtellt gefunden, oder ſich ſelbſt gedacht hätte?

Die Gemälde des Todes ſind bei den Dichtern häufig, und nicht ſelten ſehr ſchrecklich. Es iſt der blaſſe, bleiche, fahle Tod;[1] er ſtreift auf ſchwarzen Flügeln umher;[2] er führt ein

[1] Pallida, lurida Mors.

[2] Atris circumvolat alis. Horat. Sat. II. 1. v. 58.

Schwert;[1] er fletſcht hungrige Zähne;[2] er reißt einen gierigen Rachen auf;[3] er hat blutige Nägel, mit welchen er ſeine beſtimmten Opfer zeichnet;[4] ſeine Geſtalt iſt ſo groß und ungeheuer, daß er ein ganzes Schlachtfeld überſchattet,[5] mit ganzen Städten davon eilt.[6] Aber wo iſt da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerſpielen des Euripides wird er ſogar als eine handelnde Perſon mit aufgeführt, und er iſt auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da iſt er weit entfernt, als ein Gerippe zu erſcheinen, ob man ſchon weiß, daß die alte Skeuopöie ſich kein Bedenken machte, ihre Zuſchauer noch mit weit gräßlicheren Geſtalten zu ſchrecken. Es findet ſich keine Spur, daß er durch mehr als ſein ſchwarzes Gewand[7] und durch den Stahl bezeichnet geweſen, womit er dem Sterbenden das Haar abſchnitt, und ihn ſo den unterirdiſchen Göttern weihte;[8] Flügel hatte er nur vielleicht.[9]

Prallt indeß von dieſem Wurfe nicht auch etwas auf mich ſelbſt zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemälden

1 Fila sororum ense metit. Statius Theb. I. v. 633.

2 Mors avidis pallida dentibus. Seneca Her. Fur.

3 Avidos oris hiatus pandit. Idem Oedipo.

4 Præcipuos annis animisque cruento ungue notat. Statius Theb. VIII. v. 380.

5 Fruitur cœlo, bellatoremque volando campum operit. Idem ibid. v. 378.

6 Captam tenens ſert Manibus urbem. Idem Th. I. v. 633.

7 Alcest. v. 843, wo ihn Herkules *Ανακτα τον μελαμπεπλον νεκρων* nennt.

8 Eben daſelbſt, Z. 76, 77, wo er von ſich ſelbſt ſagt:

Ιερος γαρ ὁυτος των κατα χθονος θεων,
Οτου τοδ᾽ ἐγχος κρατος ἁγνισει τριχα.

9 Wenn anders das *πτερωτος ᾁδας* in der 261ſten Zeile von ihm zu verſtehen iſt.

der Dichter nichts von einem Gerippe zu ſehen: muß ich nicht hinwieder einräumen, daß ſie dem ungeachtet viel zu ſchrecklich ſind, als daß ſie mit jenem Bilde des Todes beſtehen könnten, welches ich den alten Artiſten zugerechtet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetiſchen Gemälden ſich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemälde der Kunſt gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was ſich in jenen Gemälden findet?

Ich antworte: Nein; dieſer Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem andern. Die poetiſchen Gemälde ſind von unendlich weiterem Umfange, als die Gemälde der Kunſt; beſonders kann die Kunſt, bei Perſonifirung eines abſtrakten Begriffes, nur bloß das Allgemeine und Weſentliche deſſelben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von dieſem Allgemeinen ſeyn würden, welche mit dieſem Weſentlichen in Widerſpruch ſtehen würden, muß ſie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding ſelbſt unkenntlich machen, und ihr iſt an der Kenntlichkeit zuerſt gelegen. Der Dichter hingegen, der ſeinen perſonifirten, abſtrakten Begriff in die Claſſe handelnder Weſen erhebt, kann ihn gewiſſermaßen wider dieſen Begriff ſelbſt handeln laſſen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringſten die eigentliche Natur deſſelben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunſt alſo uns den perſonifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß ſie, durch was kann ſie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was iſt dieſes ſonſt, als der Zuſtand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten ſie ausdrücken wollte, die in einem einzelnen Falle die Idee dieſer Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, deſto

unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden, falls ſie nicht ihre Zuflucht zu einem beigeſetzten Worte, oder zu ſonſt einem conventionalen Zeichen, welches nicht beſſer als ein Wort iſt, nehmen, und ſonach, bildende Kunſt zu ſeyn, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits ſelbſt die abſtrakten Begriffe zu ſelbſtſtändigen Weſen erhoben; und das nämliche Wort hört nie auf, die nämliche Idee zu erwecken, ſo viel mit ihm ſtreitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch ſo ſchmerzlich, noch ſo fürchterlich und grauſam ſchildern, wir vergeſſen darum doch nicht, daß es nur der Tod iſt, und daß ihm eine ſo gräßliche Geſtalt nicht vor ſich, ſondern bloß unter dergleichen Umſtänden zukömmt.

Todt ſeyn, hat nichts Schreckliches; und in ſo fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtſeyn iſt, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur ſo und ſo ſterben, eben jetzt in dieſer Verfaſſung, nach dieſes oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter ſterben, kann ſchrecklich werden und wird ſchrecklich. Aber iſt es ſodann das Sterben, iſt es der Tod, welcher das Schrecken verurſachte? Nichts weniger; der Tod iſt von allen dieſen Schrecken das erwünſchte Ende, und es iſt nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn ſie beide dieſe Zuſtände, den Zuſtand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zuſtand des Todes ſelbſt mit einem und eben demſelben Worte benennt. Ich weiß, daß dieſe Armuth oft eine Quelle des Pathetiſchen werden kann, und der Dichter daher ſeine Rechnung bei ihr findet; aber dennoch verdient diejenige Sprache unſtreitig den Vorzug, die ein Pathetiſches, das ſich auf die Verwirrung ſo verſchiedener Dinge gründet, verſchmäht, indem ſie dieſer Verwirrung ſelbſt durch verſchiedene Benennungen vorbaut. Eine ſolche Sprache ſcheint die ältere

griechiſche, die Sprache des Homer, geweſen zu ſeyn. Ein anderes iſt dem Homer Κηρ, ein anderes Θανατος: denn er würde Θανατον και Κηρα nicht ſo unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben daſſelbe bedeuten ſollten. Unter Κηρ verſteht er die Nothwendigkeit zu ſterben, die öfters traurig werden kann, einen frühzeitigen, gewaltſamen, ſchmähligen, ungelegenen Tod; unter Θανατος aber den natürlichen Tod, vor dem keine Κηρ vorhergeht, oder den Zuſtand des Todtſeyns ohne alle Rückſicht auf die vorhergegangene Κηρ. Auch die Römer machten einen Unterſchied zwiſchen Lethum und Mors.

Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
Et Bellona minax, facibusque armata Megæra,
Lethumque, Insidiæque, et lurida Mortis imago:

ſagt Petron. Spence meint, er ſey ſchwer zu begreifen, dieſer Unterſchied; vielleicht aber hätten ſie unter Lethum den allgemeinen Samen, oder die Quelle der Sterblichkeit verſtanden, dem ſie ſonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewieſen; unter Mors aber, die unmittelbare Urſache einer jeden beſondern Aeußerung der Sterblichkeit auf unſerer Erde. [1] Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens und Mors den Tod überhaupt urſprünglich bedeuten ſollen; denn Statius ſagt: [2]

Mille modis lethi miseros Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens ſind unendliche: aber es iſt nur Ein

[1] Polymetis, p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes (for they had several of them), the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

[2] Thebaid. IX. v. 280.

Tod. Folglich würde Lethum dem griechiſchen Κηρ, und Mors dem Θανατος eigentlich entſprochen haben, unbeſchadet, daß in der einen Sprache ſowohl, als in der andern, beide Worte mit der Zeit verwechſelt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes ſtreitig zu machen verſteht. Ein ſolcher könnte ſagen: „Ich laſſe mir den Unterſchied zwiſchen Κηρ und Θανατος gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache ſelbſt einen ſchrecklichen Tod und einen nicht ſchrecklichen unterſchieden haben: warum könnte nicht auch die Kunſt ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder ſchreckliche Bild mag der Genius, der ſich auf die umgekehrte Fackel ſtützt, mit ſeinen übrigen Attributen geweſen ſeyn; aber ſonach war dieſer Genius nur Θανατος. Wie ſteht es mit dem Bilde der Κηρ? Wenn dieſes ſchrecklich ſeyn müſſen: ſo iſt dieſes vielleicht ein Gerippe geweſen, und es bliebe uns noch immer vergönnt zu ſagen, daß die Alten den Tod, nämlich den gewaltſamen Tod, für den es unſerer Sprache an einem beſonderen Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben.“

Und allerdings iſt es wahr, daß auch die alten Künſtler die Abſtraktion des Todes von den Schreckniſſen, die vor ihm hergehen, angenommen, und dieſe unter dem beſonderen Bilde der Κηρ vorgeſtellt haben. Aber wie hätten ſie zu dieſer Vorſtellung etwas wählen können, was erſt ſpät auf den Tod folgt? Das Gerippe wäre ſo unſchicklich dazu geweſen, als möglich. Wen dieſer Schluß nicht befriedigt, der ſehe das Factum! Pauſanias hat uns zum Glück die Geſtalt aufbehalten, unter welcher die Κηρ vorgeſtellt wurde. Sie erſchien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln,

gleich einem reißenden Thiere. So ſtand ſie auf eben der Kiſte des Cypſelus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruhten, hinter dem Polynices, indem ihn ſein Bruder Eteokles anfällt: *Του Πολυνεικους δε ὀπισθεν ἑςηκεν ὀδοντας τε ἐχουσα οὐδεν ἡμερωτερους θηριου, και ὁι και των χειρων ἐισιν ἐπικαμπεις οι ονυχες· ἐπιγραμμα δε ἐπ᾽ αὐτῃ ἐινα᾽ φασι Κηρα.*[1] Vor dem *ἑςηκεν* ſcheint ein Subſtantivum in dem Texte zu fehlen; aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anderes als *Γυνη* ſeyn könne. Wenigſtens kann es *Σκελετος* doch nicht ſeyn, und das iſt mir genug.

Schon ehemals hatte Herr Klotz dieſes Bild der *Κηρ* gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bei den Alten brauchen wollen,[2] und nun weiß er, was ich ihm hätte antworten können. *Κηρ* iſt nicht der Tod, und es iſt bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umſchreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß; ein ſo verſchiedener Begriff ſollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben ſollen, daß er *Κηρ* durch Mors fatalis überſetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, geweſen ſeyn, denn beim Suidas wird *Κηρ* durch *θανατηφορος μοιρα*, nicht durch *Θανατος πεπρωμενος* erklärt.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern, an ihre Zärtlichkeit diejenigen Worte, welche unmittelbar eine

[1] Libr. V. cap. 19. p. 425. Edit. Kuh.

[2] Act. Litt. Vol. III. Parte III. p. 288. Consideremus quasdam figuras arcæ Cypseli in templo Olympico insculptas. Inter eas apparet *γυνη ὀδοντας κ. τ. λ.* — Verbum *Κηρα* recte explicat Kuhnius mortem fatalem, eoque loco refutari posse videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui sententiæ etiam alia monimenta adversari videntur.

eckle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechſeln. Wenn ſie dieſem Euphemismus zu Folge nicht gern geradezu ſagten: „er iſt geſtorben," ſondern lieber: „er hat gelebt, er iſt geweſen, er iſt zu den Mehreren abgegangen,"[1] und dergleichen; wenn eine der Urſachen dieſer Zärtlichkeit, die ſo viel als mögliche Vermeidung alles Ominöſen war: ſo iſt kein Zweifel, daß auch die Künſtler ihre Sprache zu dieſem gelinderen Tone werden herabgeſtimmt haben. Auch ſie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgeſtellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die eckeln Begriffe von Moder und Verweſung einſchießen, nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes; denn auch in ihren Compoſitionen hätte der unvermuthete Anblick eines ſolchen Bildes eben ſo ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch ſie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen ſoll, durch einen anmuthigen Umweg führt; und welches Bild könnte hierzu dienlicher ſeyn, als dasjenige, deſſen ſymboliſchen Ausdruck die Sprache ſelbſt ſich für die Benennung des Todes ſo gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

— — Nullique ea tristis imago!

Doch ſo wie der Euphemismus die Wörter, die er mit ſanftern vertauſcht, darum nicht aus der Sprache verbannt, nicht ſchlechterdings aus allem Gebrauche ſetzt; ſo wie er vielmehr eben dieſe widrigen und jetzt daher vermiedenen Wörter bei einer noch gräulicheren Gelegenheit, als die minder beleidigenden, vorſucht; ſo wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig geſtorben iſt, ſagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den ſchrecklichſten Martern ermordet worden,

[1] Gattakerus de novi Instrumenti stylo cap. XIX.

ſagen würde, daß er geſtorben ſey; eben ſo wird auch die Kunſt diejenigen Bilder, durch welche ſie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag, darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiete verweiſen, ſondern ſie vielmehr auf Fälle verſparen, in welchen ſie hinwiederum die gefälligeren, oder wohl gar die einzig brauchbaren ſind.

Alſo: 2) da es erwieſen iſt, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da ſich gleichwohl auf alten Denkmälern Gerippe zeigen: was ſollen ſie denn ſeyn, dieſe Gerippe?

Ohne Umſchweif; dieſe Gerippe ſind Larvæ: und das nicht ſowohl in ſo fern, als Larva ſelbſt nichts anderes als ein Gerippe heißt, ſondern in ſo fern, als unter Larvæ eine Art abgeſchiedener Seelen verſtanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war dieſe. Nach den Göttern glaubten ſie ein unendliches Geſchlecht erſchaffener Geiſter, die ſie Dämones nannten. Zu dieſen Dämonen rechneten ſie auch die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen, die ſie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweifache Art ſeyn konnte. Abgeſchiedene Seelen guter, abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen. Die guten wurden ruhige, ſelige Hausgötter ihrer Nachkommenſchaft, und hießen Lares. Die böſen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unſtät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchloſen ein verderbliches Schrecken, und hießen Larvæ. In der Ungewißheit, ob die abgeſchiedene Seele der erſten oder zweiten Art ſey, galt das Wort Manes. [1]

[1] Apuleius de Deo Socratis (p. 110. Edit. Bas. per Hen. Petri). Est et secundo signatu species dæmonum, animus humanus

Und ſolche Larvæ, ſage ich, ſolche abgeſchiedene Seelen böſer Menſchen wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß dieſe Anmerkung von Seiten der Kunſt neu iſt, und von keinem Antiquare zu Auslegung alter Denkmäler noch gebraucht worden. Man wird ſie alſo bewieſen zu ſehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug ſeyn, wenn ich mich deßfalls auf eine Gloſſe des Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm οι Σκελετοι durch Manes zu erklären ſind. Aber was dieſe Gloſſe nur etwa dürfte vermuthen laſſen, werden folgende Worte außer Zweifel ſetzen. Nemo tam puer est, ſagt Seneca, [1] ut Cerberum timeat, et tenebras, et Larvarum habitum nudis ossibus cohærentium. Oder, wie es unſer alter ehrlicher und wirklich deutſcher Michael Herr überſetzt: „Es iſt niemants ſo kindiſch, der den Cerberus förcht, die Finſterniß und die todten Geſpenſt, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen.“ [2] Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet deutlicher bezeichnen, als durch das nudis ossibus cohærens? Wie könnte man es

exutus et liber, stipendiis vitæ corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum curam sortitus, pacato et quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitæ merita, nullis bonis sedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, cæterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quæ cuique sortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, et honoris gratia Dei vocabulum additum est.

[1] Epist. XXIV.

[2] Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philoſophen Seneca. Straßburg 1536, in Folio. Ein ſpäterer Ueberſetzer des Seneca, Conrad Fuchs (Frankf. 1620), giebt die Worte, et Larvarum habitum nudis ossibus cohærentium, durch „und der Todten gebeinichte Companey.“ Fein zierlich und toll!

geradezu bekräftigt wünſchen, daß die Alten ihre ſpuckenden Geiſter als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt geweſen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlicheren Aufſchluß für mißverſtandene Vorſtellungen gewährt, ſo iſt es unſtreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur Ein Gerippe auf einem alten Denkmale könnte freilich der Tod ſeyn, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwieſen wäre, daß er ſo nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere ſolche Gerippe erſcheinen? Darf man ſagen, ſo wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiæ circum, variæque ex ordine Mortes:

ſo müſſe es auch dem Künſtler vergönnt ſeyn, verſchiedene Arten des Todes jede in einen beſonderen Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine ſolche Compoſition verſchiedener Gerippe keinen geſunden Sinn giebt? Ich habe oben [1] eines Steines beim Gori gedacht, auf welchem drei Gerippe zu ſehen: das eine fährt auf einer Biga, mit grimmigen Thieren beſpannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und droht ein drittes, das vorſteht, gleichfalls zu überfahren. Gori nennt dieſe Vorſtellung den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glück iſt dieſer Stein von ſchlechter Arbeit und mit einer griechiſchſcheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verſtand macht. Gori erklärt ihn alſo für das Werk eines Gnoſtikers; und es iſt von je her erlaubt geweſen, auf Rechnung dieſer Leute ſo viel Ungereimtheiten zu ſagen, als man nur immer nicht zu erweiſen Luſt hat. Anſtatt den Tod über ſich ſelbſt, oder über ein Paar neidiſche Mitbewerber um ſeine Herrſchaft da triumphiren zu ſehen, ſehe ich nichts als abgeſchiedene Seelen, als Larven,

[1] S. 311.

die noch in jenem Leben einer Beſchäftigung nachhängen, die ihnen hier ſo angenehm geweſen. Daß dieſes erfolge, war eine allgemein angenommene Meinung bei den Alten; und Virgil hat unter den Beiſpielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennſpielen nicht vergeſſen: [1]

— — — quæ gratia currûm
Armorumque ſuit vivis, quæ cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmälern und Urnen und Särgen, nichts häufiger, als Genien, die

— aliquas artes, antiquæ imitamina vitæ,

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er dieſen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichſam nur die Carrikatur heißen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, ſind auf dem Marmor Genien.

Wenn denn aber die Alten ſich die Larven, d. i. die abgeſchiedenen Seelen böſer Menſchen nicht anders als Gerippe dachten: ſo war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunſt war, den Namen Larva bekam. Larva hieß alſo auch dasjenige Gerippe, welches bei feierlichen Gaſtmahlen mit auf der Tafel erſchien, um zu einem deſto eilfertigeren Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem ſolchen Gerippe iſt bekannt; [2]

[1] Aeneid. VI. v. 653.

[2] Potantibus ergo, et accuratissimas nobis lautitias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebræque laxatæ in omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, et catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret Trimalcio adjecit:

aber der Schluß wäre ſehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil ſich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabei ſagte, unterſcheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieſer fortſchleppen! in dieſer Geſtalt wird der Tod uns abfordern! Sondern: das müſſen wir alle werden; ſolche Gerippe werden wir alle, wenn der Tod uns einmal abgefordert hat. —

Und ſo glaube ich auf alle Weiſe erwieſen zu haben, was ich zu erweiſen verſprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich nicht bloß gegen Herr Klotzen mir dieſe Mühe genommen. Nur Herr Klotzen zurechte weiſen, dürfte den meiſten Leſern eine eben ſo leichte, als unnütze Beſchäftigung ſcheinen. Ein anderes iſt es, wenn er mit der ganzen Heerde irrt. Sodann iſt es nicht das hinterſte nachbläckende Schaaf, ſondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung ſetzt.

Prüfung.

Ich werfe alſo einen Blick auf beſſere Gelehrte, die, wie geſagt, an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, und fange bei dem Manne an, der Herr Klotzen alles in allem iſt: bei ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für ſchöne Seelen, die

Heu, heu, nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.
(Edit. Mich. Hadr. p. 115.)

jeden, mit dem ſie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechſelt, ſtracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben ſo leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemälden, welche der Graf Caylus den Künſtlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balſamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe übergiebt.[1] „Es iſt nur verdrüßlich," ſagt der Graf, „daß Homer ſich nicht auf die Attribute eingelaſſen, die man zu ſeiner Zeit dem Schlafe ertheilte. Wir kennen, dieſen Gott zu bezeichnen, nur ſeine Handlung ſelbſt, und krönen ihn mit Mahn. Dieſe Ideen ſind neu, und die erſte, welche überhaupt von geringem Nutzen iſt, kann in dem gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem mir ſelbſt die Blumen ganz unſchicklich vorkommen, beſonders für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren ſoll."[2] Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geſchmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er ſeine geiſtigen Weſen mit den Attributen der Künſtler ausſtaffiren ſollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er dieſe Attribute ſelbſt gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorſtellungen beides des Schlafes und des Todes geweſen. Fürs erſte erhellet aus ſeinen Worten unwiderſprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müſſe ſchlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgeſtellt werden. Denn ſonſt würde er von dem Bilde desſelben nicht gänzlich, als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſteht, geſchwiegen haben; noch weniger würde er ſich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der

[1] Iliad. π. v. 681.

[2] Tableaux tirés de l'Iliade. etc.

Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Dieſe Beſorgniß konnte nur daher kommen, weil er ſich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen laſſen; weil er den Schlaf als einen ſanften Genius, und den Tod als ein eckles Ungeheuer ſich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben ſo ſanfter Genius ſeyn könne, ſo würde er ſeinen Künſtler deſſen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut ſey, dieſen ähnlichen Genien ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das ſchicklichſte ſeyn könne. Aber er kannte, fürs zweite, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen ſollen. Es iſt ein wenig viel Unwiſſenheit, zu ſagen, daß wir dieſen Gott, außer ſeiner Handlung, nur durch die leidigen Mahnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide dieſe Kennzeichen neu wären; aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen geweſen, ſagt er nicht bloß nicht, ſondern er läugnet auch geradezu, daß uns deren überliefert worden. Er wußte alſo nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe ſo häufig beilegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Servius und Lutatius, auch gemalt wurde! Er wußte nichts von der umgeſtürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieſer umgeſtürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden ſey, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberſchrift für den Schlaf erkläre; er hatte dieſe Figur weder beim Boiſſard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuyſen[1] gefunden, und

[1] Brouckhuyſen hat ſie, aus dem Spanheim, ſeinem Tibull einverleibt. Beger aber, welches ich oben (S. 293) mit hätte anmerken ſollen, hat das ganze Monument, von welchem dieſe einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in ſeinem Spicilegio Antiquitatis p. 106 bekannt gemacht. Beger gedenkt dabei ſo wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

überall nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man ſich das Homeriſche Gemälde, ſo wie er es haben wollte, mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutſchen Todtentänzen herumſpringt. Was iſt hier alt, was griechiſch, was homeriſch? Was iſt nicht galant, und gothiſch, und franzöſiſch? Würde ſich dieſes Gemälde des Caylus zu dem Gemälde, wie es ſich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Ueberſetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künſtlers Schuld, wenn dieſer ſo eckel und abenteuerlich modern würde, wo er ſich, in dem wahren Geiſte des Alterthums, ſo ſimpel und fruchtbar, ſo anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie ſehr müßte es ihn reizen, an zwei ſo vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genien ſind, alle ſeine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verſchieden, und das Verſchiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Miene: an Farbe und Fleiſch ſo ungleich, als es ihm der allgemeine Ton ſeines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pauſanias war der eine dieſer Zwillingsbrüder ſchwarz, der andere weiß. Ich ſage, der eine und der andere, weil es aus den Worten des Pauſanias nicht eigentlich erhellt, welches der ſchwarze, oder welches der weiße geweſen. Und ob ich es ſchon dem Künſtler jetzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem ſchwarzen machen wollte, ſo möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinſtimmung mit dem Alterthume verſichern. Nonnus wenigſtens läßt den Schlaf *μελανοχροον* nennen, wenn ſich Venus geneigt bezeigt, der weißen Paſithea ſo einen ſchwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen; [1] und es wäre leicht möglich, daß

[1] Lib. XXXIII. v. 40.

der alte Künſtler dem Tode die weiße Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht ſey.

Freilich konnte Caylus aus den bekannten Ikonologiſchen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausſchreiber heißen, ſich wenig oder gar nicht eines Beſſern unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes kannte Ripa;[1] aber wie betrüglich ſchmückt er ihn ſonſt aus? Das weiße kürzere Oberkleid über ein ſchwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben,[2] gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm kennt Ripa zwar die Stelle des Pauſanias, aber ohne zu jenes Bild den geringſten Gebrauch davon zu machen. Er ſchlägt deſſen ein dreifaches vor, und keines iſt ſo, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl iſt auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet; aber ich zweifle, ob Ripa damit ſagen wollen, daß dieſer Camillo es ſey, welcher den Tod zuerſt als ein Skelet gemalt. Ich kenne dieſen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meiſten gebraucht haben, ſind Gyraldus und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben ſie den Irrthum wegen der weißen und ſchwarzen Bekleidung des Schlafes nachgeſchrieben;[3] Gyraldus aber muß, anſtatt des Philoſtratus ſelbſt, nur einen Ueberſetzer deſſelben nachgeſehen haben. Denn es iſt nicht Ὑπνος, ſondern Ὀνειρος, von welchem Philoſtratus ſagt:[4] ἐν

[1] Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.

[2] Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.

[3] Hist. Deorum Syntag. IX. p. 311. Edit. Jo. Jensii.

[4] Iconum lib. I. 27.

ἀνειμενῳ τῳ ἐιδει γεγραπται, και ἐσθητα ἐχει λευκην ἐπι μελαινῃ, το, οἰμαι, νυκτωρ ἀυτου και μεθ᾽ ἡμεραν. Es iſt mir unbegreiflich, wie auch der neueſte Herausgeber der Philoſtratiſchen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine faſt ganz neue Ueberſetzung geliefert zu haben verſichert, bei dieſen Worten ſo äußerſt nachläſſig ſeyn können. Sie lauten bei ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, et quæ diem excipiunt. Was heißt das, et quæ diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß μεθ᾽ ἡμεραν interdiu heiße, ſo wie νυκτωρ noctu? Man wird müde, könnte man zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, die alten elenden Ueberſetzungen auszumiſten. So hätte er wenigſtens aus einer ungeprüften Ueberſetzung Niemanden entſchuldigen, und Niemanden widerlegen ſollen! Weil es aber darin weiter fort heißt: Cornu is (somnus) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat: ſo ſetzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas illas s o m n i dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aeneid. VI. v. 562.) s o m n i dictum intelligamus pro s o m n i i, ut voluit Turnebus l. IV. Advers. c. 14. Allein, wie geſagt, Philoſtratus ſelbſt redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, ſondern des Traumes, Somnii; und Ονειρος, nicht Ὑπνος, iſt es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich iſt dem Virgil noch immer nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus in ſeiner Erdichtung von jenen Pforten mit dem Homer übereinſtimmen ſoll. — Von der Geſtalt des Todes ſchweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein ſchwarzes Gewand

mit Sternen.[1] Das ſchwarze Gewand, wie wir oben geſehen,[2] iſt in dem Euripides gegründet; aber wer ihm die Sterne darauf geſetzt, weiß ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er verſichert, daß ſie Lucian auf ſeiner Inſel des Schlafes ſo umher ſchwärmen laſſen. Aber bei dem Lucian ſind es bloß ungeſtaltete Träume, ἀμορφοι, und die krummen Beine ſind von ſeiner eigenen Ausbildung. Doch würden auch dieſe krummen Beine nicht den Träumen überhaupt als allegoriſches Kennzeichen, ſondern nur gewiſſen Träumen, ſelbſt nach ihm, zukommen.

Andere mythologiſche Compilatoren nachzuſehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen ſcheinen. Aber auch Banier ſagt von der Geſtalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Geſtalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit.[3] Denn auch Er verkennt in jenem Gemälde beim Philoſtrat den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet, ob er ſchon aus der Stelle des Pauſanias ſchließen zu können glaubt, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgeſtellt worden. Er ſchreibt dabei dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den ſchon Winkelmann gerügt hat, und der ſeinem deutſchen Ueberſetzer ſonach wohl hätte bekannt ſeyn können.[4] Beide nämlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi in der Villa Borgheſe für alt aus, und eine neue Vaſe, die dort mit mehreren neben ihm ſteht, weil ſie Montfaucon auf einem Kupfer dazugeſetzt gefunden, ſoll ein Gefäß mit ſchlafmachendem Safte bedeuten. Dieſer

[1] Mythol. lib. III. cap. 13.

[2] S. 314.

[3] Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Ueberſ.

[4] Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XV.

Schlaf des Algardi ſelbſt iſt ganz wider die Einfalt und den Anſtand des Alterthums; er mag ſonſt ſo kunſtreich gearbeitet ſeyn, als man will. Denn ſeine Lage und Gebärdung iſt von der Lage und Gebärdung des ſchlafenden Fauns im Palaſte Barberino entlehnt, deſſen ich oben gedacht habe.[1]

Mir iſt überall kein Schriftſteller aus dem Fache dieſer Kenntniſſe vorgekommen, der das Bild des Todes, ſo wie es bei den Alten geweſen, entweder nicht ganz unbeſtimmt gelaſſen, oder nicht falſch angegeben hätte. Selbſt diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denſelben ähnliche, ſehr wohl kannten, haben ſich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verſchiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgeſtürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verſtorbenen vorſtellten.[2] Aber heißt dieſes, in dem Einen derſelben, den Tod ſelbſt erkennen? Hat er darum eingeſehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer andern Geſtalt gebildet worden? Von dem ſymboliſchen Zeichen eines Begriffs bis zu der feſtgeſetzten Bildung dieſes perſonifirten, als ein ſelbſtſtändiges Weſen verehrten Begriffes, iſt noch ein weiter Schritt.

Eben dieſes iſt vom Gori zu ſagen. Gori nennt zwar noch ausdrücklicher zwei dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum et Mortem referentes;[3] aber ſchon dieſes referentes ſelbſt verräth ihn. Und da gar, an einem andern Orte,[4] ihm eben dieſe Genien Mortem et Funus designantes heißen; da er, noch anderswo, in dem einen derſelben,

1 S. 289.

2 In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292

3 Inscript. ant. quæ in Etruriæ Urbibus exstant, Parte III. p. XCIII.

4 L. c. p. LXXXI.

Trotz der ihm nach dem Buonarotti zugeſtandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido ſieht; da er, wie wir geſehen, die Gerippe auf dem alten Steine für Mortes erkennt: ſo iſt wohl unſtreitig, daß er wenigſtens über alle dieſe Dinge noch ſehr uneins mit ſich ſelbſt geweſen.

Auch gilt ein gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieſer ſchon glaubte, daß auf alten Grabſteinen die zwei geflügelten Knaben mit umgeſtürzten Fackeln den Schlaf und den Tod bedeuten ſollten: ſo erklärte er dennoch einen ſolchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätenſaale zu Paris ſteht, weder für den einen, noch für den andern, ſondern für einen Genius, der durch ſeine umgeſtürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgeſtellte verblichene Perſon in ihrer ſchönſten Blüthe geſtorben ſey, und daß Amor mit ſeinem Reiche ſich über dieſen Tod betrübe.[1] Selbſt als Dom Martin ihm das erſtere Vorgeben mit vieler Bitterkeit ſtreitig gemacht hatte, und er den nämlichen Marmor in ſein Muſeum Veronenſe einſchaltete, ſagt er zu deſſen näherer Beſtätigung ſchlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139ſten Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieſer Dom Martin aber, welcher die zwei Genien mit umgeſtürzten Fackeln auf alten Grabſteinen und Urnen für den Genius des Mannes und den Genius der Gattin deſſelben oder für den doppelten Schutzgeiſt wollte gehalten wiſſen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Menſch habe, verdient kaum widerlegt zu werden. Er hätte wiſſen können und ſollen, daß wenigſtens die eine dieſer Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberſchrift, ſchlechterdings der Schlaf ſey;

[1] Explic. de divers Monuments singuliers qui on rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom ** p. 36.

und eben gerathe ich glücklicher Weiſe auf eine Stelle unſeres Winkelmanns, in der er die Unwiſſenheit dieſes Franzoſen bereits gerügt hat.

„Es fällt mir ein, ſchreibt Winkelmann,[1] daß ein anderer Franzos, Martin, ein Menſch, welcher ſich erkühnen können, zu ſagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetſcher nicht verſtanden, entſcheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genien an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem ſie in dieſer Bedeutung mit der alten Ueberſchrift des Schlafes und des Todes ſtehen, iſt öffentlich in dem Hofe des Palaſtes Albani aufgeſtellt.“ Ich hätte mich dieſer Stelle oben (S. 280.) erinnern ſollen, denn Winkelmann meint hier eben denſelben Marmor, den ich dort aus ſeinem Verſuche über die Allegorie anführe. Was dort ſo deutlich nicht ausgedrückt war, iſt es hier um ſo viel mehr: nicht bloß der eine Genius, ſondern auch der andere, werden auf dieſem Albaniſchen Monumente durch die wörtliche alte Ueberſchrift für das erklärt, was ſie ſind: für Schlaf und Tod. — Wie ſehr wünſchte ich, durch Mittheilung deſſelben das Siegel auf dieſe Unterſuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen, und ich ſchließe. Spence, der uns unter allen am poſitivſten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence iſt der Meinung, daß die Bilder, welche bei den Alten von dem Tode gewöhnlich geweſen, nicht wohl anders als ſchrecklich und gräßlich ſeyn können, weil die Alten überhaupt weit finſtrere und traurigere Begriffe von ſeiner Beſchaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen könnten.[2]

Gleichwohl iſt es gewiß, daß diejenige Religion, welche

[1] Vorrede zur Geſchichte der Kunſt, S. XVI.

[2] Polymetis p. 262.

dem Menſchen zuerſt entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde ſey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweiſe gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung ſchlechterdings in keines Menſchen Gedanken kommen, der nur ſeine Vernunft brauchte.

Von dieſer Seite wäre es alſo zwar vermuthlich unſere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Gränzen der Kunſt verdrungen hätte! Da jedoch eben dieſelbe Religion uns nicht jene ſchreckliche Wahrheit zu unſerer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch ſie uns verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne: ſo ſehe ich nicht, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes; und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.

Briefe, antiquariſchen Inhalts.

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκουειν ἠ κτημα ἐς ἀει —

Erſter Theil.

1768.

Vorbericht.

Dieſe Briefe waren Anfangs nur beſtimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibt zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beiläufige Leſung verdiene.

Aber es wurden ihrer für dieſe Beſtimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt ſelbſt wichtiger zu machen ſchien, als es bloße Zänkereien über mißverſtandene Meinungen dem Publicum zu ſeyn pflegen: ſo ward geurtheilt, daß ſie als ein eigenes Buch ſchon mit unterlaufen dürften.

Die Ausſchweifungen, welche der Verfaſſer mit ſeiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigſtens zeigen, daß er nicht erſt ſeit geſtern mit den Gegenſtänden derſelben bekannt iſt. In der Fortſetzung, welche der Titel verſpricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut ſeyn wird, daß ſie einmal gemacht worden.

Wem ſie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen ſollten, für den, dünkt ihn, iſt wohl das ganze Fach nicht, in welches ſie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er ſich über den Ton erkläre, den er in dieſen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er ſich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von ſeinen Sitten erwarten können.

Der ſchleichende, ſüße Complimentirton ſchickte ſich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfaſſer überhaupt nicht, der mehr das Lob der Beſcheidenheit, als der Höflichkeit ſucht. Die Beſcheidenheit richtet ſich genau nach dem Verdienſte, das ſie vor ſich hat; ſie giebt jedem, was jedem gebührt. Aber die ſchlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben ſo weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer iſt der wahre Grobe; er mag ſich noch ſo höflich ausdrücken.

Doch es ſey, daß jene gothiſche Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges iſt. Soll ſie darum unſere Schriften eben ſo ſchaal und falſch machen, als unſern Umgang? —

Erſter Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel iſt, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen beſtimmen, mit einer

guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen, ſo haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz ſoll mich eines unverzeihlichen Fehlers in ſeinem Buche von den alten geſchnittenen Steinen überwieſen haben. Das hat ein Recenſent dieſes Buches [1] für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann ſehr leicht ſeyn. Aber eines unverzeihlichen? das ſollte mir Leid thun. Zwar nicht ſowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte, als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler ſchließen Vorſatz und Tücke aus; und daher müſſen alle Fehler allen zu verzeihen ſeyn.

Doch, gewiſſe Recenſenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bei ihnen alles, worüber ſie ſich nicht enthalten können, die Zähne zu fletſchen.

Wenn es weiter nichts iſt! — Aber dem ungeachtet: worin beſteht er denn nun, dieſer unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz ſchreibt: „Wie hat es einem unſrer beſten Kunſtrichter (dem Verfaſſer des Laokoon) einfallen können, zu ſagen, daß man ſogar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artiſten Geſchmack geweſen zu ſeyn ſcheine, Handlungen aus dieſem Dichter zu malen? Die Homeriſchen Gedichte waren ja gleichſam das Lehrbuch der alten Künſtler, und ſie borgten ihm ihre Gegenſtände am liebſten ab. Erinnerte ſich Hr. Leſſing nicht an das große Homeriſche Gemälde des Polygnotus, welches zu unſern Tagen gleichſam wieder neu geſchaffen worden iſt? Unter denen vom Philoſtratus beſchriebenen Gemälden ſind drei Homeriſche, und die

[1] Beitrag zum Reichspoſtreuter St. 54.

vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den Herculaniſchen Gemälden iſt eines, welches den Ulyſſes vorſtellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen Werken will ich nur die merkwürdigſten anführen u. ſ. w."

Ich könnte zu dem Recenſenten ſagen: Hier ſehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung iſt, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er ſagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch der Recenſent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beſchreibt er doch als einen ſolchen; ich habe alſo dem Kinde nur ſeinen rechten Namen gegeben.

Der Recenſent hätte faſt Recht. Ich muß mich alſo nicht an ihn, ſondern an den Herrn Klotz ſelbſt wenden. Und was kann ich dieſem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verſtanden hat; daß er mich etwas ſagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, Gegenſtände malen, die Homer behandelt hat, und dieſe Gegenſtände ſo malen, wie ſie Homer behandelt hat. Es iſt meine Schuld nicht, wenn er dieſen Unterſchied nicht begreift, wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht ſich darauf.

Daß die alten Artiſten ſehr gern Perſonen und Handlungen aus der Trojaniſchen Epoche gemalt haben, das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle ſolche Gemälde Homeriſche Gemälde nennen, weil Homer die vornehmſte Quelle der Begebenheiten dieſer Epoche iſt: meinetwegen. Aber was haben die Homeriſchen Gemälde in dieſem Verſtande mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künſtlern vorgeſchlagen hat?

Die Beiſpiele, welche Herr Klotz mir vorhält, ſind mir alle ſo bekannt geweſen, daß ich mich würde geſchämt haben, ſie Herrn Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geſchämt haben, zu verſtehen zu geben, Herr Klotz habe ſie entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gut gekannt, daß ſie ihm da beifallen können, wo ſie ihm ſo nützlich geweſen wären.

Was das ſonderbarſte iſt, ich habe dieſe Beiſpiele faſt alle ſelbſt angeführt, und an dem nämlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Herr Klotz beſtreitet. Er hätte ſie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er ſie nicht ſchon gewußt hätte. Und gleichwohl — ich denke, das heißt, mit dem Sprüchworte zu reden, einen mit ſeinem eigenen Fette beträufeln wollen.

Ich ſage, daß ich ſie faſt alle ſelbſt angeführt habe, und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nämlich meine Leſer auf den Fabricius [1] verwieſen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich, habe ich dieſe Beiſpiele und noch weit mehrere ihrer Art gekannt, ſo iſt es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ungeachtet geſagt, „es ſcheine nicht der Geſchmack der alten Artiſten geweſen zu ſeyn, Handlungen aus dem Homer zu malen,“ ich ganz etwas anderes damit muß gemeint haben, als das, was dieſe Beiſpiele widerlegen.

Ich habe damit gemeint, und meine es noch, daß ſo ſehr die alten Artiſten den Homer auch genutzt, ſie ihn doch nicht auf die Weiſe genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unſere Artiſten nutzen ſollen. Caylus will, ſie ſollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, ſondern ſie ſollen ſie auch

1 Bibl. Graec. Lib. II. c. VI. p. 345.

vollkommen ſo malen, wie ſie ihnen Homer vormalt; ſie ſollen nicht ſowohl eben die Gegenſtände malen, welche Homer malt, als vielmehr das Gemälde ſelbſt nachmalen, welches Homer von dieſen Gegenſtänden macht; mit Beibehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beibehaltung aller von ihm angezeigten Localumſtände u. ſ. w.

Das, ſage ich, ſcheinen die alten Artiſten nicht gethan zu haben, ſo viel oder ſo wenig Homeriſche Gegenſtände ſie auch ſonſt mögen gemalt haben. Ihre Gemälde waren Homeriſche Gemälde, weil ſie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den ſie nach den Bedürfniſſen ihrer eignen Kunſt, nicht nach dem Beiſpiele einer fremden, behandelten; aber es waren keine Gemälde zum Homer.

Hingegen die Gemälde, welche Caylus vorſchlägt, ſind mehr Gemälde zum Homer, als Homeriſche Gemälde, als Gemälde in dem Geiſte des Homers und ſo angegeben, wie ſie Homer ſelbſt würde ausgeführt haben, wenn er anſtatt Worten, mit dem Pinſel gemalt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den iſt der Laokoon nicht geſchrieben. Wer es aber für falſch hält, deſſen Widerlegung ſoll mir willkommen ſeyn; nur, ſieht man wohl, muß ſie von einer andern Art ſeyn, als die Klotziſche.

Herr Klotz hat in ſeinem Buche mir viermal die Ehre erwieſen, mich anzuführen, um mich viermal eines Beſſern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Menſch in der Welt wäre, der ſich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel iſt gewiß, er ſtreitet alle viermal nicht mit mir, ſondern ich weiß ſelbſt nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unſrer beſten Kunſtrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine oder für das andere halten ſollte.

Zweiter Brief.

Sie meinen, es lohne ſich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Beſtreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu ſagen, weil ſie gar zu ſonderbar ſind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es ſey ſo, wie Sie meinen!

Aber ich muß bei der erſten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte ſich Leſſing nicht an das große Homeriſche Gemälde des Polygnotus?“

In der Leſche zu Delphi waren zwei große Gemälde des Polygnotus. Welches meint Herr Klotz? das im Hereintreten rechter oder linker Hand? Nach ſeinem Allegate [1] muß er das erſtere meinen, welches die Zerſtörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorſtellte. Beide Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyſſee einſtreuen können. Aber die Griechen beſaßen eine Menge andere Dichter, welche dieſe Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und dieſen, nicht dem Homer, iſt Polygnotus in ſeinem Gemälde gefolgt; einem Leſcheus, einem Steſichorus. Wie kann es alſo Herr Klotz ein Homeriſches Gemälde nennen?

Doch er mag das zweite linker Hand gemeint haben, welches den opfernden Ulyſſes im Reiche der Schatten vorſtellte. Das iſt zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyſſee; aber dennoch iſt es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieſes Gemäldes nicht ſowohl der Odyſſee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Noſti gefolgt iſt. Denn er hat weder die Homeriſche Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer

[1] Pausanias Lib. X. p. 859.

eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müßte auch dieſes kein Homeriſches Gemälde heißen; und ich könnte antworten, es wäre beſſer geweſen, Herr Klotz hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beiden Gemälden hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten, ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eigenen Erfindung mit einzumiſchen. Eine Freiheit, deren ſich auch andere alte Artiſten bedienten, wenn ſie Vorſtellungen aus der Trojaniſchen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Herr Klotz dieſe Vorſtellungen alle meinetwegen immerhin Homeriſche Vorſtellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben dieſe Gemälde, welche ihm Homeriſche zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchichte genommen ſind, aus welcher Homer die ſeinigen gewählt hatte, mit den Homeriſchen Gemälden zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlichere Dinge geſagt zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt; ich habe in Beiſpielen gezeigt, was für maleriſche Bemerkungen die alten Artiſten ſchon in dem Homer gemacht fanden, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen.[1] Ich habe mich nicht begnügt, ſie bloß darum zu loben, daß ſie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beiſpielen gewieſen, wie ſie es anfingen, in den nämlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nämlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz

[1] Laokoon S. 227—231. (Bd. VI. S. 164—166.)

verſchiedenen Wege zu gelangen;[1] auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldigt Selbſtlob. —

Dritter Brief.

Ich komme alſo zu der zweiten Beſtreitung des Herrn Klotz. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Leſſing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homeriſchen Fabeln zu malen, ſind leicht zu heben, obgleich dieſe Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch meine Feder werden würde.“

Ich glaube es ſehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein ſchwer halte. Dieſes kömmt von der Verſchiedenheit, entweder unſerer beiderſeitigen Kräfte, oder unſers beiderſeitigen Zutrauens auf uns ſelbſt. Doch das iſt hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homeriſchen Fabeln zu malen: was betreffen ſie? Die Homeriſchen Fabeln überhaupt, oder nur einige derſelben? Dieſe und jene einzeln genommen, oder alle zuſammen in ihrer unzertrennlichen Folge bei dem Dichter?

Caylus ſchlug nicht bloß den neuern Artiſten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beibehaltung der dichteriſchen Umſtände, zu entlehnen; er wünſchte den ganzen Homer ſo gemalt zu wiſſen; wünſchte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte.[2]

Das hätte er immer wünſchen können! Weil er ſich aber dabei einbildete, daß eine ſolche zuſammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden ſeyn würde;

[1] Laokoon S. 219—223. (Bd. VI. S. 158—161.)

[2] Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

daß ſich der ganze maleriſche Geiſt des Dichters darin zeigen müſſe; daß ſie, ſtatt des Probierſteins, zur Schätzung, in welchem Verhältniſſe ein epiſcher Dichter vor dem andern das maleriſche Talent beſitze, dienen könne: ſo glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Fürs erſte wendete ich ein: [1] daß Homer eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen bearbeite, ſichtbare und unſichtbare; daß aber die Malerei dieſen Unterſchied nicht angeben könne, daß bei ihr alles ſichtbar und auf einerlei Art ſichtbar ſey; daß folglich — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unſichtbaren, ohne unterſcheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmale ſich mit einander vermiſche — nothwendig ſowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden müſſe.

Was antwortet Herr Klotz auf dieſe Schwierigkeit? Wie ſchon angeführt: — daß ſie leicht zu heben ſey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, ſich einzulaſſen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch ſeine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel eben ſo meiſterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr noch unendlich meiſterhafter. Denn das geringſte wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernt, bitte ich indeß ſeine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder ſey ſo gütig, und belehre mich — (wenn ſie es ſchon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem

[1] Laokoon XII.

Gemälde anſehen kann, daß das, was man darin ſieht, nicht zu ſehen ſeyn ſollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefähr der Pinſel brauchen könnte, um gewiſſe Perſonen in einem Gemälde mit ſehenden Augen ſo blind, oder mit blinden Augen ſo ſehend zu malen, daß ſie von zwei oder mehrern Gegenſtänden, die ſie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben ſich haben, die einen zu ſehen und die andern nicht zu ſehen ſcheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe ſie unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmaleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweitens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen müßten, durch welche ſich bei dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? Und am beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führt; ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft iſt zu ſeinen Dienſten; er ſetze ſeine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beſchreibungen derſelben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können. — Indeß ſinne ich bei mir ſelbſt nach, welche Dimenſion ſeine Feder den Homeriſchen Göttern auf der Leinwand anweiſen wird; ſinne nach, welches das Verhältniß ſeyn dürfte, das ſie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttin, oder der Statur zu dieſem Steine, beſtimmen wird, damit unſer Erſtaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anſcheinende Unmöglichkeit erregt werde; ſinne nach, in welcher Größe ſie entſcheiden wird, daß der zu Boden geworfne

Mars da liegen ſoll, um die Homeriſche Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakiſch zu erſcheinen; ſinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden ſinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wende ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemälde wären; die eigentliche Malerei aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch jetzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, bloß weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemälde darzuſtellen. [1] — Seiner Feder dürfte es freilich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhniſche. — Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, ſich gegen einen ſtolzen und kahlen Entſcheider des höhniſchen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr

[1] Laokoon XV.

Klotz unmöglich dieſe Einwendungen gegen die Homeriſchen Gemälde, könne gemeint haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch dieſe — merken Sie das wohl — habe ich keineswegs gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeſchlagnen, oder in ſeinem Geiſte vorzuſchlagenden, Homeriſchen Gemälde gemacht; habe ich keineswegs in der Meinung gemacht, daß dieſe Ausführung nothwendig mißlingen müſſe.

Wenn dem Maler nicht jeder Gebrauch willkürlicher Zeichen unterſagt iſt; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewiſſe Vorausſetzungen erlauben, gewiſſe Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergeſſen: warum ſollte er nicht, wenn er ſonſt ein braver Meiſter iſt, aus jenen Entwürfen zu Homeriſchen Gemälden ſehr ſchätzbare Kunſtwerke darſtellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verſtand müßte gehabt haben, wenn ich dieſes jemals geläugnet hätte.

Meine Einwendungen ſollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einſchränken, welche Caylus aus dem Malbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider einige dieſer Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, macht.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Klotz dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beiſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieſes Beiſpiel kommen. Laſſen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beiſpiel, ſagt Herr Klotz, anzuführen: ſo verwirft Leſſing des Grafen Caylus Vorſchlag, die Bewunderung

der Trojaniſchen Greiſe über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu malen. Er nennt dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemalte Suſanna, nebſt den beiden verliebten Alten geſehen, ob ihnen dieſer Anblick eckelhaft geweſen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeugt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Geſicht zu geben? Malt der Künſtler einen ſolchen Greis verliebt, ſo ſo iſt das lächerliche Bild fertig. Aber Balthaſar Denner und Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt iſt das, was Herr Leſſing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken ſagt, eine Idee, die ſie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bei dem Griechen, und der alte Künſtler würde ſie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.“

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drei Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten: das iſt bei alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen

Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorſchlag, wenn man bloß einige zugleich mit vorgeſchlagene Mittel dieſen Vorſchlag auszuführen verwirft? Wo habe ich geſagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die trojaniſchen Greiſe machte, gar nicht gemalt werden könne oder müſſe? Ich habe bloß gemißbilligt, daß Caylus in einem ſolchen Gemälde der Helena noch ihren Schleier laſſen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die ſie betrachtenden Greiſe zeigen will. Ja auch ſo hab ich nicht geläugnet, daß ein guter Meiſter noch immer ein ſchätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück nicht der Triumph der Schönheit ſeyn würde, ſo wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück ſich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten würde; weil wir dort erſt aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieſes Beiſpiel zeigen wollen, welcher Unterſchied es ſey, in dem Geiſte des Homer malen und den Homer malen. Der Artiſt des Caylus hätte den Homer gemalt, aber Zeuxis malte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtiſch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzt, anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht bloß nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwandlung in dem höheren Verſtande Homeriſch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entſcheide, wer da will: aber er verſtehe mich nur erſt. Ich will nichts außerordentliches geſagt haben: aber er laſſe mich nur auch nichts abgeſchmacktes ſagen. — Doch weiter. —

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand genannt habe. Nicht dieſe Epiſode, ſondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus ſie gemalt wiſſen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß ſich der Artiſt beſtreben ſoll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern der kalten Greiſe empfinden zu laſſen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich geſagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, ſo gar ein eckler Gegenſtand ſey. Iſt er das nicht? Ich denke noch, daß er es iſt; Herr Klotz mag mir von einer Suſanna des Rubens ſchwatzen, was er will, die weder ich noch er geſehen haben. Aber ich habe mehr Suſannen geſehen; auch ſelbſt eine vom Rubens in der Gallerie zu Sans-Souci; und ſelten habe ich mich enthalten können, bei Erblickung der verliebten Greiſe bei mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieſer Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunſt kann dieſen Eckel mindern; ſie kann durch Nebenſchönheiten ihn faſt unmerklich machen; aber iſt ein Ingredienz deßwegen gar nicht in einer Miſchung, weil es nicht vorſchmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Geſicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenſtande; ſondern die Liebe ſelbſt. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit ſeinem Alter beſtehen können; aber man male ihn verliebt, man laſſe ihn jugendliche Begierden verrathen, und er iſt eckel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das ſage ich von den trojaniſchen Greiſen des Caylus; aber wo habe ich es von den Greiſen des Homer geſagt? Wo habe ich dieſen jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das iſt die dritte Unwahrheit, welche Hr. Klotz ſich auf meine

Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich geſagt, [1] „den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf (nämlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen, denn der Affekt, den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt; nur beſtimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht ſie ſelbſt zu ſchänden.“

Nun ſagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken ſoll? was er darunter ſuchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug iſt, unter demſelben ſich einen Strohmann aufzuſtellen, an dem er ſeine Fechterſtreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödſinnige ſeyn muß, dem er Dinge vordocirt, die das Auge von ſelbſt lernt, die zu begreifen ſchlechterdings nicht mehr Menſchenverſtand erfordert wird, als um von eins bis auf drei zu zählen? „Kann „man denn keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm dürre „Beine, einen kahlen Kopf und ein eingefallenes Geſicht zu „geben?“ Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone ſich ſelbſt beantwortet! „Aber Balthaſar „Denner und Bartholomäus van der Helſt belehren uns, daß „auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne.“ Alſo bis auf Balthaſar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helſt wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieſer Balthaſar und dieſer Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich ſo eitel und glaube, daß ich es auch ohne dieſe Meiſter wiſſen würde; ja ohne alle Meiſter in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entſchuldigen den Herrn Klotz: er habe zu ſeinem Buche ſo vieles nachſchlagen müſſen, daß es kein Wunder ſey,

[1] Laokoon S. 221. (Bd. VI. S. 159.)

wenn er nicht alles auf das genaueſte behalten; mein Laokoon ſey auch das Werk nicht, das er verbunden geweſen, ſo eigentlich zu ſtudiren; indeß zeigten ſeine Einwürfe ſelbſt, daß er es zu leſen gewürdigt; er habe es auch anderwärts mit Lobſprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern ſelbſt entſchuldigen, wenn er nicht in mehreren Stücken eine allzuausdrückliche Gefliſſenheit verriethe, ſeine Leſer wider mich einzunehmen.

In dieſem Lichte ſollen Sie ſogleich auch ſeine übrigen Beſtreitungen erblicken, die ich in dieſem Briefe zuſammen faſſen will.

An einem Orte ſchreibt Herr Klotz:[1] „Ich gebe es Herr Leſſingen gern zu, daß wenn Dichter und Künſtler die Gegenſtände, welche ſie mit einander gemein haben, nicht ſelten aus dem nämlichen Geſichtspuncte betrachten müſſen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken übereinſtimmen können, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Aber ich möchte dieſen Satz nicht allzu ſehr ausgedehnt haben.“ Bin ich's, der ihn allzu ſehr ausgedehnt hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieſes nicht zu verſtehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerſt gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht geſehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben,[2] wo Herr Klotz ſagt, daß er ſich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie dieſe Münze, ſondern bloß die Erklärung beſtritten, welche Addiſon von

1 S. 170.

2 S. 203.

einer Zeile des Juvenals aus ihr herholen wollen; und habe ſie beſtritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, ſondern lediglich das beſcheidene Non liquet auch hier wiederum in ſeine Rechte zu ſetzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönt zu ſehen. Er hat einige Steine zu ſeinem Buche in Kupfer ſtechen laſſen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz beſonders gewidmet iſt. „Dieſer Stein, ſchreibt er, iſt gleichfalls aus der Sammlung des Herrn Caſanova und auch von ihm gezeichnet. Er ſtellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beigefügt, um Herr Leſſingen zu überzeugen, daß die alten Künſtler wirklich Furien gebildet haben, welches er läugnet.“

Welches er läugnet! Als ob ich es ſo ſchlechterdings, ſo völlig ohne alle Ausnahme geläugnet hätte, daß ich durch das erſte das beſte Beiſpiel widerlegt werden könnte!

Er ſtellt eine Furie vor dieſer Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem, auffliegenden Haare zweideutigen Geſchlechts. Muß ein ſolcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie ſeyn? Der Ausdruck des Geſichts, wird Herr Klotz ſagen, macht ihn dazu. Auch dieſer Ausdruck iſt ſehr zweideutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie ſeyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geſchnittenen Steine; und die geſchnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geſchnittenen Steinen Furien und Furienköpfe ſehen wollen.

Sie können dieſes kaum glauben, mein Freund, und fragen, wie es bei dieſer Ausnahme dem ungeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geſchnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag' ich Sie! Leſen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Siebenter Brief.

Vergeſſen hatte Herr Klotz meine Einſchränkungen wohl nicht, aber er verſchwieg ſie ſeinem Leſer mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindiſch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug geweſen wäre zu ſchreiben: „Ungeachtet Leſſing, wenn er behauptet, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, die geſchnittenen Steine ausnimmt, ſo will ich ihn dennoch mit einem geſchnittenen Steine augenſcheinlich hier widerlegen.“ Lieber alſo ſchlecht weg: Leſſing läugnet gebildete Furien; hier iſt eine!

Ich weiß wohl, daß meine Aſſertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine ſcheint uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art, ſogleich zieht unſere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß ſie aus der Colliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider.

Der Mythologiſt hatte es längſt vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmälern wenig oder nichts von Abbildungen

der Furien finde. Was der Mythologiſt aber dem bloßen Zufalle zuſchrieb, glaubte ich aus einem Grundſatze der Kunſt herleiten zu dürfen. Der Artiſt ſoll nur das Schöne zu bilden wählen; folglich wird der alte Artiſt, der dem Schönen ſo vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artiſt, welcher nur das Schöne zu bilden wählen ſollte, muß alles bilden können. Wen verleitet ſein Können nicht öfters über ſein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artiſt meiſtens für andere, von denen er nicht fordern kann, daß ſie ſeiner Geſchicklichkeit ſich nur zur höchſten Beſtimmung der Kunſt bedienen ſollen, ſo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen ſie ihnen gleichfalls nützlich ſeyn kann. Und folglich? Folglich iſt es moraliſch unmöglich, daß es keinem Menſchen vor Alters ſollte eingefallen ſeyn, eine Furie zu bilden, oder ſich bilden zu laſſen. Es hat vielen einfallen können, und iſt vielen eingefallen.

Läugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlt, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken ohne Unterſchied zu geben, ſondern nur denen, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bei welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. „Macht man, ſchrieb ich,[1] keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streit liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht

[1] Laokoon S. 105. (Bd. VI. S. 81.)

habe, nämlich als Künſtler nicht, freiwillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine außer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler als Handarbeiter. Er wird alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben" u. ſ. w.

Das iſt keine jetzt erſonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben ſehe; das ſchrieb ich ſchon damals, als mir noch niemand widerſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen; aber was kümmert das Herr Klotzen und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein paar armſelige Beiſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe, ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Claſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzelnen Beiſpielen auf mich einſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beiwort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: [1] „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind." Dem ungeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit

[1] Laokoon S. 16. (Bd. VI. S. 17. Note.)

ein paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen ſchon ſelbſt; was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, ſagte ich, gehören vornehmlich zur Bilderſprache. Aber nicht allein; die geſchnittenen Steine gehören wegen ihres Gebrauchs als Siegel gleichfalls dahin.[1] Wenn wir alſo auf geſchnittenen Steinen Furien zu ſehen glauben, ſo ſind wir berechtigt, ſie mehr für eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als für freiwillige Werke der Künſtler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine; aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ei, welche Freude! So freut ſich ein Kind, das bunte Kieſel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt und ſchüttet ſie, wenn das Kind nun müde iſt, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert ſolche Steine, noch hundert ſolche Münzen, und meine Meinung bleibt, wie ſie war. Es iſt vergebens, die Einſchränkungen, die ich ihr ſelbſt geſetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz ſagt,[2] ſoll bereits dieſe meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus ſeinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verſpricht; verſpricht, indem er ſich in vielen Stücken bereits als einen ſolchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien ſtoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

[1] Laokoon S. 108. (Bd. VI. S. 82.)

[2] S. 242.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, ſondern auf ſeine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Aſſertion von den Furien an zwei Orten. An dem erſteren [1] giebt er ihr völligen Beifall. Er nimmt ſich ſogar ihrer gegen den Herrn Klotz ſelbſt an, indem er hinzuſetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunſt Furien gefunden. [2] Allein Herr Leſſing hat ſchon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, und von dieſer Art ſcheinen die Beiſpiele des Herrn Klotz zu ſeyn."

Dieſe Stelle führt Herr Klotz ſehr weislich nicht an. Er durfte ſie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr iſt, daß Hr. Riedel an der zweiten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet ſo: [3] „Hr. Leſſing behauptet, daß die alten Künſtler keine Furien gebildet, welches ich ſelbſt oben zugegeben habe. Jetzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widerſprechen, aber aus einem andern Grunde, als Hr. Klotz. Es iſt hier dem Hrn. Leſſing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann ſagt; er iſt durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Regiſter der alten Kunſtwerke, unter dem Titel Furien geſucht und nichts gefunden. Ich ſchlage nach, Eumenides; und finde, daß Scopas deren zwei und Calos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus ſelbſt nachleſen."

Ich wundere mich nicht, daß Hr. Riedeln die kleine Entdeckung, wie er ſie ſelbſt nennt, ſo glücklich geſchienen, daß er geglaubt, ſeinen Beifall zurücknehmen zu müſſen. Aber ich

[1] Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften S. 45.

[2] S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

[3] S. 136.

werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu ſagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn verſichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeſchlagen zu haben. Nicht weil in dieſes Schriftſtellers Verzeichniſſe der alten Kunſtwerke unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird, ſondern weil ich die ſchon erwähnte Bemerkung der Mythologiſten, namentlich des Bannier, [1] im Kopfe hatte, daß ſich gegenwärtig keine alte Abbildungen von dieſen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artiſten dergleichen nie gemacht, und ward in dieſem Gedanken durch die Beiſpiele ſelbſt beſtärkt, die bei dem erſten Anblicke dagegen zu ſeyn ſcheinen.

Hätte ich den Junius nachgeſchlagen, ſo hätte mir ſehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet, ſehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, iſt ja ſo gar unbekannt nicht. Und geſetzt, es wäre mir nicht begegnet; geſetzt, ich wäre auf die Furien geſtoßen, die Herr Riedel darin gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben ſo geſchwind zurückgenommen haben, als er ſeinen Beifall? Gewiß nicht.

Der ganze Zuſammenhang beim Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln ſtanden. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte; da er ſelbſt urtheilte, daß eben wegen dieſer Ausnahme die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beiſpiele in keine

[1] Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Déesses. Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bilderſprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgeſtellt waren?

Nicht genug, daß ich in einem eigenen Abſchnitte meines Laokoon ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke ſogar insbeſondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch dieſe ſtatt aller; denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen ſagte, hätte ich von den Statuen aller ſagen müſſen.

Und alſo, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Hrn. Riedel genugſam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen ſetzen, gehören zu den Kunſtwerken nicht, von welchen ich rede; es ſind Werke, wie ſie die Religion befohlen hatte, die bei den ſinnlichen Vorſtellungen, welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos,[1] die Junius Herr Riedeln bei dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert,[2] daß ſie durchaus nichts Schreckliches, *ουδεν φοβερον*, an ſich gehabt. Nun ſage mir,

[1] Bei Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citatien des Clemens p. 47 anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz nicht bloß an einem Orte, nicht bloß in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beiläufig erinnert, daß dieſer Maler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheißen.)

[2] Lib. 1. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.“ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwei Sätze iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Geſichtszuge, in Stellung und Gebärden verrathen, was ſie ſeyn ſollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieſer Art? Es waren Furien und waren auch keine; ſie ſtellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht ſo vor, wie wir ſie jetzt bei dem Namen der Furien denken.

Sie beſtärken alſo meinen Satz vielmehr, als daß ſie ihn im geringſten zweifelhaft machen ſollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienſtlichen Vorſtellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne, wenn ſie auch nicht einmal da duldeten, wenigſtens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, ſchändenden Kennzeichen des menſchlichen Affekts entſtellt und erniedrigt würden: was ſollte ihre Artiſten, die in willkürlichen Werken den Ausdruck der Schönheit ſtets unterordneten, zu ſo ſcheußlichen Fratzengeſichtern haben verleiten können? Selbſt die Hetruriſchen Künſtler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechiſchen, wenn ſie Furien bilden mußten, bildeten ſie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beim Gorius gezeigt habe, von welcher ich ſchon damals anmerkte, daß ſie den Worten, aber nicht dem Geiſte meiner Aſſertion widerſpreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz ſelbſt iſt, welcher mir die unſchrecklichen Furien zu Athen nachgewieſen.[1]

[1] Acta litt. Vol. III. Pars III. p. 289.

Sie ſchwebten mir in den Gedanken, aber im Nachſchlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie ſehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie dringen von entgegen geſetzten Seiten in mich; beide wollen mich umſtürzen; aber da ich dem einen gerade dahin fallen ſoll, wo mich der andere nicht will hinfallen laſſen, ſo heben ſich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe ſtehen. Ich dächte, ich ſchiede gänzlich aus, ſo liegen ſie einander ſelbſt in den Haaren. Doch dafür werden ſie ſich wohl hüten. Vielmehr ſehe ich ſie ſchon im voraus in ihrer Deutſchen Bibliothek ſo nahe zuſammenrücken, daß ich doch küppen muß, ich mag wollen oder nicht; geben Sie nur Acht!

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir zu viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herrn Klotz gemeint glaube, wo er mich nicht nennt; denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nämlichen Kampf kämpft.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan, obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden, wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich in ſeinem Beitrage zur Geſchichte des Geſchmacks und der

Kunſt aus Münzen [1] der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimmt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen [2] zum zweiten auf dem Plane erſcheint. „Mein Eifer," ſagt er, „für den Ruhm der Alten, denen ich große Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken." Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden, durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv außer allem Zweifel geſetzt ſey.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber ohne ein feines Gefühl dringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobei er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach iſt die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Jetzt laſſen Sie uns ſehen, was Herr Klotz von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen er ſie den Alten zuſprechen zu müſſen glaubt.

Herr Klotz erklärt die Perſpektiv, in ſo fern ſie in dem Künſtler iſt, durch „die Geſchicklichkeit, [3] die Gegenſtände auf einer Oberfläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich unſerm Auge in

[1] S. 179.

[2] S. 92.

[3] Beitrag zur Geſch. der Kunſt aus Münzen S. 178.

einem gewiſſen Abſtande zeigen.“ Dieſe Erklärung iſt von Wort zu Wort aus dem deutſchen Pernety abgeſchrieben, welches das abgeſchmackte Oberfläche beweist. Fläche iſt für die Malerei Fläche, ſie mag oben, oder unten, oder auf der Seite ſeyn.

Doch abgeſchrieben oder nicht abgeſchrieben, wenn ſie nur richtig iſt. — Richtig iſt die Erklärung allerdings; aber dabei viel zu weitläuftig, als daß ſie bei Entſcheidung der vorhabenden Streitſache im geringſten zu brauchen ſey.

Denn iſt die Perſpektiv weiter nichts als die Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſerm Auge zeigen: ſo iſt die Perſpektiv kein Theil der Zeichenkunſt, ſondern die Zeichenkunſt ſelbſt. Was thut die Zeichenkunſt anders, was thut ſie im geringſten mehr, als was nach dieſer Erklärung die Perſpektiv thut? Auch ſie ſtellt die Gegenſtände auf einer Fläche vor; auch ſie ſtellt ſie vor, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie dem Auge erſcheinen, und ihm in einem gewiſſen Abſtande erſcheinen. Folglich kann ſie nie ohne Perſpektiv ſeyn, und das geringſte, was der Zeichner vorſtellt, kann er nicht anders als perſpektiviſch vorſtellen.

Den Alten in dieſem Verſtande die Perſpektiv abſprechen, würde wahrer Unſinn ſeyn. Denn es würde ihnen nicht die Perſpektiv, ſondern die ganze Zeichenkunſt abſprechen heißen, in der ſie ſo große Meiſter waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perſpektiv ſtreitig macht, ſo geſchieht es in dem engern Verſtande, in welchem die Künſtler dieſes Wort nehmen. Die Künſtler aber verſtehen darunter die Wiſſenſchaft, mehrere Gegenſtände mit einem Theile des Raums, in welchem ſie ſich befinden, ſo vorzuſtellen, wie dieſe Gegenſtände,

auf verſchiedene Plane des Raums verſtreut, mit ſammt dem Raume dem Auge aus einem und ebendemſelben Standorte erſcheinen würden.

Dieſe Erklärung iſt mit jener im Grunde eins, nur daß jene, die mathematiſche, ſich auf einen einzelnen Gegenſtand bezieht, dieſe aber auf mehrere geht, welche zuſammen aus dem nämlichen Geſichtspunkte, jedoch in verſchiedener Entfernung von dieſem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perſpektiviſch ſeyn, ohne daß es nach dieſer das ganze Gemälde iſt, indem es ihm an der Einheit des Geſichtspunkts fehlt und die verſchiedenen Theile deſſelben verſchiedene Geſichtspunkte haben.

Herr Klotz ſcheint von dieſem Fehler gar nichts zu verſtehen. Er ſpricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren und der Verminderung der Tinten, und bildet ſich ein, daß damit in der Perſpektiv alles gethan ſey. Aber er ſollte wiſſen, daß ein Gemälde beide dieſe Stücke gut genug haben und dennoch ſehr unperſpektiviſch ſeyn kann.

Die bloße Beobachtung der optiſchen Erfahrung, ſage ich im Laokoon,[1] daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perſpektiviſch. Ich brauche alſo dieſe Beobachtung den alten Artiſten gar nicht abzuſprechen; die Natur lehrt ſie; ja, es würde mir unbegreiflich ſeyn, wenn nicht gleich die allererſten darauf gefallen wären. Ob ſie aber die mathematiſche Genauigkeit dabei angebracht, die wir bei unſern auch ſehr mittelmäßigen Malern gewohnt ſind, ob ſie ſich nicht mit einem ungefähren Augenmaße begnügt, das iſt eine andere Frage,

[1] S. 198. (Bd. VI. S. 143.)

die durch bloße Schriftſtellen zum Beſten der Alten nicht entſchieden werden kann, beſonders da ſo unzählige alte Kunſtwerke einer ſolchen Entſcheidung keineswegs günſtig ſind.

Eben ſo natürlich iſt eine etwanige Verminderung der Tinten; denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehrt, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erſcheint, lehrt uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und ſchwinden, in einander verfließen und in einander ſich verwandeln. Folglich können und müſſen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deßhalb ſeyn geprieſen worden.

Dieſes beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „Konnten die alten Schriftſteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenſchaft an einem Gemälde rühmen, die niemand ſah?“ Sie lobten was ſie ſahen; daß ſie aber etwas ſahen, was auch wir ſehr lobenswürdig finden würden, beweiſet ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beiden Stücken eben ſo vollkommen waren, als die beſten Gemälde neuerer Zeit: waren ſie darum auch eben ſo perſpektiviſch? Konnten ſie den Fehler darum nicht haben, von dem ich ſage, daß Herr Klotz nichts verſtehen muß?

Er ſieht es nicht gern,[1] daß man ſich bei dieſer Streitigkeit immer auf die Herkulaniſchen Gemälde beruft. — In ſeinem Tone zu bleiben; ob er mir ſchon freilich ſo wohl nicht laſſen wird, — ich ſehe es auch nicht gern. Aber unſer beider nicht gern Sehen hat ganz verſchiedne Urſachen. Herr Klotz ſieht es nicht gern, weil unſtreitig der blühende Zeitpunkt der Kunſt vorbei war, als die Herkulaniſchen Gemälde verfertigt

[1] S. 96.

wurden; und ich ſehe es nicht gern, weil, obſchon dieſer Zeitpunkt vorbei war, dennoch die Meiſter der Herkulaniſchen Gemälde von der Perſpektiv gar wohl mehr verſtehen konnten, als die Meiſter aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunſt der Alten ſprechen. Denn die Perſpektiv iſt keine Sache des Genies; ſie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn ſie einmal feſtgeſetzt und bekannt ſind, der Stümper eben ſo leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern ſieht, daß wir uns auf die Herkulaniſchen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen ſollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunſt iſt ſchlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müſſen alſo dieſe überhaupt aufgeben, und uns auf die Beſchreibungen einſchränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmteſten Stücke aus dieſem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu im Laokoon die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwei großen Gemälden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herr Klotzen,[1] „ſoll zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn geſchaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke, auf das er mich verweiſet, habe ich nur die erſten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich ſelbſt beſitze. Aber es ſey das eine oder das andere; wenn es in der neuen Schöpfung Perſpektiv bekommen hat, ſo iſt es ſicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus, ſondern ein Gemälde ungefähr des nämlichen Vorwurfs.

[1] S. 140.

Der Hauptfehler, welcher ſich in dieſen Gemälden des Polygnotus wider die Perſpektiv fand, iſt klar und unwiderſprechlich. Um ſich Platz für ſo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen ſehr hohen Geſichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt zu überſehen ſey. Aber dieſer Geſichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: ſo ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen, ihrer Höhe ungefähr gleichen Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerlei. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, übereinander zu ſtehen kamen (welches beim Pauſanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellt), ſo würden dieſe entfernter oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grundfläche das Anſehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren einen neuen, ihrer beſondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen, das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtünden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer, ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn, und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen; ſolche nämlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlt. Und an dieſen fehlt es dem Herrn Klotz in der Perſpektiv gänzlich, denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten," ſagt er, „iſt die von uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein." — Nicht jede Perſpektiv von oben herein iſt Militarperſpektiv. Bei dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beibehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar keine Perſpektiv, ſondern ein bloßes techniſches Hülfsmittel, gewiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie ihm bloß erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebung der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts verkleinert, verkürzt und verſchiebt, welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Herr Klotz zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er in dem ihm eigenen Tone hinzuſetzen:

„Sollten dieſe Zeugniſſe nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten wegen der Unwiſſenheit der Perſpektiv vermindern?“ Allerdings ſollten ſie nicht, ſondern Herr Klotz ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaßt.

„Die Alten,“ fährt er fort, „haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen, und wenn ſie den Augenpunkt ſehr ſcharf hätten nehmen wollen, ſo würden ſie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten ſie das Relief flach gehalten, ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.“

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Comödie, wenn er ſich für einen Maler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewieſen.“ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Façade? Oder wie? — „Wenn ſie den Augenpunkt zu ſcharf hätten nehmen wollen.“ Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So würden ſie ein allzuhohes Relief gebraucht haben.“ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll? — „Hätten ſie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdann geworden? — „ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.“ O Logik und alle Muſen! Ein Mann, der ſo ſchließen kann, unterſteht ſich von der Kunſt zu ſchreiben? Alſo

iſt eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geſchmack und gothiſch? Alſo iſt es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben ſo viel erkennen können, als in einem hohen? Alſo kann in einem flachen Relief nicht eben ſo viel, ja wohl noch mehr Kunſt ſeyn, als in einem hohen? O Logik und alle Muſen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zuſammen ſchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urſache, daß es Münzen ſind, daß es Werke ſind, die ſich ſehr abnutzen; weil man aus dieſer Urſache das flache Relief an curſirenden Münzen mißbilligt, daraus ſchließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geſchmack und gothiſch iſt? O Logik und alle Muſen!

Zehnter Brief.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne, falls ihm die Einheit des Geſichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Geſichts, die Erſcheinung der Größe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweideutig und falſch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen vielfachen

Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge, an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnt iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuſſe der weſentlichen ſtören zu laſſen. Räthſel! wird Herr Klotz rufen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten ſtattfinden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe iſt im Grunde ſo gut als keine, ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren kann in dem Gemälde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn, ſondern ungefähr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt, und urtheile, von welcher koloſſaliſchen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im Geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemälde

des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefähr Kinder befriedigen können. Der erträglichſte iſt der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abging, indem er die verſchiedenen Umzäunungen in einen ſchroffen Felſen mit eben ſo vielen Abſätzen verwandelte, und dennoch nichts Perſpektiviſches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen ſich von unten bis oben: aber perſpektiviſch? So wie ſich die in dem Gemälde des Polygnotus mögen verjüngt haben, wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre ſeines Hauſes zum Zeichen der Verſchonung aufgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn, alle Stellen und Beiſpiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf ſeiner guten Meinung von der Perſpektiv der Alten dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen ſeiner eigenen Beleſenheit beizubringen vorgiebt. Nur von einigen ein Wort.

Was für eine perſpektiviſche Anordnung kann Caylus in der Aldrovandiniſchen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchſtens keine Fehler gegen die Perſpektiv, weil ſich der Meiſter keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle ſeine Perſonen nach der Schnur neben einander geſtellt; ſie ſtehen alle auf einem und eben demſelben Grunde; wenigſtens nicht auf ſo verſchiedenen Gründen, daß die geringſte Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochſen des Pauſias ſagt, zu Perſpektiv machen, heißt mit dem Worte tändeln. Es war

Perſpektiv in dem weitläuftigen Verſtande, in welchem ſie, wie ich ſchon erinnert, kein Menſch den Alten abgeſprochen hat, noch abſprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz verſichert, „daß Lucian von der perſpektiviſchen Anordnung in einem Gemälde des Zeuxis ſo weitläuftig rede, daß dieſe Stelle bei dieſer Streitigkeit nothwendig geprüft werden müſſe!“ Er nennt ſie ungemein entſcheidend, und ſie entſcheidet ſchlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το ἐυθυτατον, was iſt es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die ἐυκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die ſchickliche Verbindung und fleißige Verſchmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον iſt die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, iſt nicht das Verhältniß der ſcheinbaren Größen, in Abſicht der Entfernung, ſondern das Verhältniß an Größe wirklich verſchiedener Körper; namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede iſt, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων[1] προς το ὁλον, die

[1] Herr Klotz muß ſich einbilden, daß er ſeinen Leſern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß ſie ihm auf ſein Wort glauben müſſen, was er will. „Einige Ausgaben, ſagt er, haben των μετρων: welche Lesart mir richtiger ſcheint, obgleich jene ſich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, ſondern die meiſten Ausgaben und Handſchriften leſen μετρων, der Verſtand aber duldet dieſes μετρων, wie Grävius erwieſen hat, ſo wenig, daß es lächerlich iſt zu ſagen, es ſcheine die richtigere Lesart zu ſeyn, wenn man ſie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handſchriften und Ausgaben iſt das einzige, was ſie für ſich hat, und ich möchte doch wiſſen, wie ſie Herr Klotz ſonſt vertheidigen wollte. Er zieht ſie bloß vor, um etwas von Menſuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältniſſe der Perſpektiv deuten könnte. — Sonſt muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in ſeinem Herodotus, wie Hr. Klotz citirt, ſondern im Zeuxis dieſes Gemälde beſchreibt; und daß, wenn Herr Klotz ſagt, „die Copie deſſelben ſey in Rom

ἁρμονια, iſt das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinſtimmung des Verſchiednen. Und nun frage ich: welches von dieſen Stücken bezieht ſich nothwendig auf die Perſpektiv? Keines; jedes derſelben iſt ohne Unterſchied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perſpektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzelnen Gegenſtandes, dem bloßen Portrait, wenn es ſchön und vollkommen ſeyn ſoll, unentbehrlich. Es ſind Eigenſchaften eines guten Gemäldes überhaupt, bei welchen das Perſpektiviſche ſeyn und nicht ſeyn kann.

Mich dünkt ſogar, es aus einem Zuge des Lucians ſelbſt beweiſen zu können, daß dieſes Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perſpektiv ſehr mangelhaft geweſen. Denn wenn er den alten Centaur beſchreiben will, ſo ſagt er: ἀνω δε της ἐικονος, ὁιον ἀπο τινος σκοπης Ἱπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und habe ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes g l e i c h ſ a m w i e v o n e i n e r W a r t e ſcheint mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehen, nicht weil ſie wirklich höher ſtehen, ſondern bloß, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpektiviſchen Behandlung fähig wären,

geweſen, da das Original, welches Sulla nach Rom ſchicken wollen, im Schiffbruch untergegangen," es das erſtemal für Rom Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

ſondern ich will nur ſagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen: ſo weiß ich nicht, welches die größere Armſeligkeit iſt, ſie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perſpektiv in ihr finden zu wollen. Philoſtratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το ἐυσκιον, die gute Schattirung; το ἐυπνουν, das Lebende, und το ἐισεχον και ἐξεχον, das Herausſpringende und Zurückweichende. Was haben dieſe Eigenſchaften mit der Perſpektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde ſeyn, wo gar keine Perſpektiv angebracht, wo ſie mit den gröbſten Fehlern angebracht iſt. Sie beziehen ſich insgeſammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterſcheiden, welcher allein es macht, daß die Figur ſich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichſam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, ſondern das Ding ſelbſt zu ſeyn ſcheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius ſagt: digiti eminere videbantur, et fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das ἐισεχον und ἐξεχον in ſo hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk ſeyn, welches Perſpektiv, und eine richtige Perſpektiv zeigte? Und dennoch darf Herr Klotz von der Stelle des Philoſtratus ſagen: „ſie kann von nichts anders handeln, als von der Kunſt des Malers, gewiſſe Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erſcheinen zu laſſen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich poſitiver kann ſich kein Menſch ausdrücken, als Herr Klotz! Sie kann von nichts

anders handeln? Und gleichwohl handelt ſie von etwas anderm. Wenn ſie aber auch wirklich davon handelte, wovon Herr Klotz ſagt; wäre dadurch die Perſpektiv der alten Gemälde erwieſen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? „Iſt aber dieſes Verſchießen," fährt Herr Klotz fort, „dieſe Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perſpektiv?" Was ſteht von alle dem in der Stelle des Philoſtratus? Kein Wort. Und wie ſchielend heißt es ſich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieſer Sache zu machen? Denn nicht die ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe iſt eine Folge der wohlbeobachteten Perſpektiv, ſondern dieſe iſt vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende iſt der eigentliche Charakter des Klotziſchen Styls, und es ſteht in keines Menſchen Macht von einer Sache, die er nicht verſteht, anders als ſchielend zu ſprechen.

Wenn er denn nur beſcheiden ſpricht, im Fall er ſich gezwungen ſieht, von einer ſolchen Sache zu ſprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefähr wie dieſer: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philoſtratus herſchreiben;" was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte und folglich von Herr Klotzen zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer genutzt; aber freilich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte Nachweiſung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Herr Klotz ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt unſtreitig Du Soul; denn als er in der

Reitziſchen Ausgabe des Lucians jene Beſchreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten bei dem σκιασαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerei, ſondern auch die nämliche Stelle des Philoſtratus dabei angeführt.[1] Nun ſchlug Herr Klotz ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Capitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſah: ſo glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn; ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Herr Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Herr Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtigt, ſo läßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bei ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht.[2]

[1] At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

[2] S. 100 deut. Ueberſ.

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Herr Klotz der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darin zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben ſie alle bloß von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen; Herr Klotz iſt der erſte, der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bei welcher Gelegenheit Herr Klotz die Ausſchweifung über die Perſpektiv der Alten in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bei der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Herr Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt: „daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wäre beobachtet worden.“

„Ueberhaupt, ſagt Herr Lippert,[1] iſt die Perſpektiv bei den Alten ſehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberei einen nicht treiben? Wenn ich die Beſchreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem Buche geleſen, worinnen von deſſen ſchöner Perſpektiv etwas geſagt worden, habe ich auch allemal lachen müſſen; denn das

[1] Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wäre, erkennen, aber wohl ſolche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmten die Dinge ſo ungefähr nach, wie ſie ſich dem Auge darſtellten, ohne die Regeln und Urſachen zu wiſſen, warum die entfernten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erſcheinen. Es iſt aber etwas ſehr gemeines, daß man von Sachen urtheilt, wovon man doch nichts verſteht."

Wie kömmt es, da Hr. Klotz ſonſt ſich die Einſichten des Hrn. Lippert ſo frei zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in dieſem Punkte gethan? Hr. Lippert ſagt nichts mehr, als was alle Künſtler ſagen. Er nicht allein, ſie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunſtwerken Perſpektiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits ſeinen Entſchluß genommen; ſeine Ehre war einmal verpfändet; er hält bei der Stange. Der Künſtler, denkt er, ſind ſo wenige; laß ſie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Anſehen lachen, das ſich auf den Beifall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht ſeinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen ſolchen Mann möchte er ſich gern dazu ausſparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieſer im Stiche läßt, denn dieſer fand in der Folge das Perſpektiviſche in den Herkulaniſchen Gemälden nicht, welches er ſich damals darin zu finden verſprach, als er nicht ſo gar unverhörter Sache die Alten deßfalls verdammt wiſſen wollte. [1]

Daß ſolches auch mehr geſchehen zu ſeyn ſchien, als wirklich geſchehen war, zeigt ſich nunmehr in den Nachrichten

[1] Bibl. der ſch. Wiſſenſch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676, verglichen mit S. 185 der Betrachtung über die Malerei.

von Künſtlern und Kunſtſachen,[1] deren Verfaſſer gewiß nicht proletariſche Kenntniſſe von beiden beſitzt. Ich hätte daher gern den Hrn. Klotz an dieſen Schriftſteller verwieſen. Aber ſeine deutſche Bibliothek iſt mir zuvor gekommen,[2] und hat dieſen Schriftſteller bereits an Hr. Klotzen verwieſen. Dieſen Schriftſteller an Hr. Klotzen! Nun das iſt wahr: die deutſche Bibliothek verſteht ſich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwiſſender Mann iſt dieſer Schriftſteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonſeca, ja gar auf den pedantiſchen Commentator eines wunderlichen Poeten wegen der Perſpectiv der Alten verweist, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus in den grundgelehrten Werken der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften, aus welchen Hr. Klotz ſeine Weisheit, wie aus der Quelle, geſchöpft, gar nicht zu kennen ſcheint!

Freilich iſt das arg; aber doch, dächte ich, ſtellt ſich die deutſche Bibliothek dieſen Schriftſteller ein wenig gar zu unwiſſend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferſtiche nach dem Michel Angelo auch ein Blatt von dem ſo genannten Petſchaftringe dieſes Meiſters bringt, ſo möchte ſie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo ſey der Verfertiger davon geweſen.“ Nein, das kann er wohl nicht geglaubt haben; denn drei Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieſer Petſchaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und ſo viel Franzöſiſch mag er doch wohl verſtehen!

[1] S. 185.

[2] Fünftes Stück S. 132

Dreizehnter Brief.

Warum ſollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geſchnittenen Steines, den Michel Angelo ſo werth hielt, der mit unter die Antiken gehört, nach welchen Michel Angelo ſtudirte, aus welchem Michel Angelo ſogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach dieſem Meiſter aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen erſten Claſſe, welche die Bildniſſe deſſelben vorſtellen, eben ſo wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß ſie eine ſo genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaſter wie F. will es nicht fühlen. Denn hier oder nirgends kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er ſich ſelbſt erſt geſtern oder ehegeſtern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftſteller, den er zu hofmeiſtern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers liefern wollen? Ich denke bloß ein Verzeichniß der Kupferſtiche von verſchiedenen Arbeiten deſſelben, und es fehlt viel, daß ſie alle geſtochen ſeyn ſollten. „Der Verfaſſer, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger deſſelben geweſen.“ Nun ja; ein Mann, der das Leben dieſes Künſtlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vaſari und Bottari ſich bekannt gemacht hat, kann freilich ſo viel nicht wiſſen, als Hr. F., der den Artikel im Füeßlin von ihm geleſen. Von ſo einem Manne kann man freilich ohne Bedenken ſchreiben: „Ueberhaupt muß er dieſes berühmte Werk der Steinſchneiderkunſt gar nicht kennen.“ Und warum denn nicht? Hören Sie doch den ſchönen Grund! Weil er hinzugeſetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchſtaben ſind ſchön und rar.“ — „Dieſes

verſteh ich nicht!" ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfaſſer von den Abdrücken der Piccart'ſchen Platte ſagt!

Und ſolches Zeug in den Tag hineinſchreiben, nennen die Herren kritiſiren. War es nicht auch eben dieſer F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftſteller, dem er doch ja von weitem erſt möchte nachdenken lernen, ehe er das geringſte an ihm ausſetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torſo ſey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftſteller zu Muthe werden muß, wenn er ſich ſo etwas gerade auf den Kopf zugeſagt findet? Nur neulich ward es mir auch ſo gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich leſe eine Recenſion von dem neueſten Werke des Hrn. Winkelmanns,[1] und auf einmal ſtoße ich auf folgende Stelle: „Beim Laokoon gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Leſſings als eines einſichtsvollen und gelehrten Schriftſtellers, bleibt aber dabei, es wahrſcheinlicher zu finden, daß die Künſtler des Laokoon in die ſchönſten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Leſſing'ſchen Grundes, der aus der Zuſammenſtellung dieſer Künſtler mit jüngern beim Plinius und aus dem ganzen Zuſammenhange genommen iſt, ſondern durch Anführung zwo neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchſtabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinſchrift, mit dem Namen des Athanodors, Ageſanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe ſelbſt iſt. Denn dieſe kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat, überein. Da hier Hr. W. ſeines Landsmannes Erwähnung thut, ſo dürfte es jemanden wundern, warum er

[1] Göttingiſche Anzeigen 22. und 23. Stück dieſes Jahres.

nicht beim Borgheſiſchen Fechter eben deſſelben Deutung dieſes Fechters auf den Chabrias angeführt hat; allein dieſe Vorbeilaſſung gereicht dem Hrn. Winkelmann zur Ehre; er hätte Hr. Leſſingen ſagen müſſen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechſelt hat, welche im Muſeum Florent. Tab. 77 unter dem Namen Miles Veles ſteht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo genu scuto.“

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du haſt nicht recht geleſen! ſagt ich mir. Ich las nochmals und nochmals; je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch jetzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieſer Stelle machen ſoll, als ein chriſtliches Präſervativ über den Anfang derſelben nicht allzu ſtolz zu werden.

Verwechſelt ſoll ich den Borgheſiſchen Fechter und mit einer Statue in Florenz verwechſelt haben? Aus Großmuth ſoll mir Hr. Winkelmann dieſe Verwechslung nicht aufgemutzt haben? Aber der Recenſent iſt ſo großmüthig nicht, er mutzt mir ſie auf. Bei allem, was mir werth iſt! ich wollte dieſem für ſeine Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch beſchämen möchte, unendlich verbundener ſeyn, als dem Hrn. Winkelmann für ſeine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beſchämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich ſchlechterdings nicht beſchämen, ohne ſich ſelbſt zu beſchämen. Denn wenn ich den Borgheſiſchen Fechter verwechſelt habe, ſo hat auch Er ihn verwechſelt. Ich habe keine andere Statue gemeint, als die Er unter dieſem Namen meint; keine andere, als die Ihm der Herr v. Stoſch für einen Diſcobulus einreden wollte; keine andere, als die Er eben ſo wenig für einen Fechter, als für einen Diſcobulus, ſondern für einen Soldaten erkennt, der ſich in einem

gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hatte. Dieſe, dieſe Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und iſt dieſe Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Winkelmann ſelbſt und zuerſt verwechſelt; ſeine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Menſch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen; aber dem ungeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien geweſen; ich habe den Fechter nicht ſelbſt geſehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das ſelbſt Sehen an? Ich ſpreche ja nicht von der Kunſt; ich nehme ja alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennt? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher bei dem Perrier (Taf. 26, 27, 28, 29) von vier Seiten, bei dem Maffei (Taf. 75, 76) von zwei Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68) gleichfalls von zwei Seiten erſcheint? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben, den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeum hingegen nicht; wie iſt es möglich, daß ich beide Figuren dem ungeachtet verwechſeln können?

Endlich, worin habe ich ſie denn verwechſelt? Man verwechſelt zwei Dinge, wenn man dem einen Eigenſchaften beilegt, die nur dem andern zukommen. Welches iſt denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſiſchen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: ſo hätte ich ſie verwechſeln können; aber muß ich ſie darum verwechſelt haben?

Ich werde die erſte Gelegenheit ergreifen, den göttingiſchen Gelehrten inſtändigſt um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes ſogenannten Fechters bisher erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anderes einwenden können, und die Wahrheit zu ſagen, nur dieſe Einwendung erwarte ich, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drücken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben ſo oft darin gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich, daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke" ein ganz nützliches Buch für den ſeyn kann, welcher von der darin abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und ſich in der Geſchwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieſer Ideen viel gelegen iſt.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beſchreiber der verſchiedenen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, ſo ſteht die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz bloß aus fremden, ſeltenen Büchern zuſammen getragen, ſo könnten wir ihm noch Dank wiſſen. Was ein Deutſcher einem Ausländer abnimmt, ſey immer gute Priſe. Aber ſollte er ſeine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die näheren Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu laſſen.

Funfzehnter Brief.

Sie ſcheinen zur Entſchuldigung des Hrn. Klotz zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zuſammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigſtens kann man als ein denkender Kopf zuſammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch ſelbſt geglaubt, daß ſich etwas mehr dabei thun laſſe, und hat ſich ſogar geſchmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, ſagt er, [1] die Anordnung der Sachen und einige eigene Bemerkungen werden dieſen Aufſatz gegen den Vorwurf der Compilation ſchützen.“

Einige eigene Bemerkungen? klingt beſcheiden genug! Aber welches dieſe eigene Bemerkungen ſind, kann man nicht eher ſagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgeſondert hat. Was übrig bleibt, iſt freilich ſein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieſer iſt es nicht bloß gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator ſollte dieſe wenigſtens verificiren. —

Und iſt es auch wahr, daß ſie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Laſſen Sie uns doch eine Seite, wie ſie mir in die Hand fällt, unterſuchen.

„Die geſchnittenen Steine, ſchreibt Hr. Klotz, [2] machten noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer ſuchte verſchiedentlich ihrem Putze dadurch einen größeren

[1] Seite 16.

[2] S. 22.

Glanz zu verſchaffen. Hierzu nahm man die erhaben geſchnittenen Steine und eine gute Vereinigung dieſer vortrefflichen Werke mit dem übrigen Schmucke mußte in den Augen der Zuſchauer eine ungemein ſchöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an. [1] Den Bartholinus! Iſt Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entſcheidendſte von den Stellen der Alten anführen ſollen, auf die ſich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geſchlecht beſetzte die Kleidung mit Steinen;“ und beruft ſich deßfalls auf den Claudian. [2] Aber dort, bei dem Claudian, iſt nicht die geringſte Spur von geſchnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Togen, von Harniſchen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen mit Edelſteinen beſetzt; es kann wohl ſeyn, daß unter dieſen auch geſchnittene waren; aber das iſt nur zu vermuthen, und von dieſer Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leiſten ſollen.

„Caligula, fügt Hr. Klotz hinzu, ahmte in dieſem Stücke der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nach.“ Und das ſoll Suetonius [3] verſichern. Aber das Zeugniß des Suetonius iſt hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls bloß von Edelſteinen, die Caligula ſogar auf ſeinen Reiſe- und Regenkleidern getragen (gemmatas indutus pænulas), und daß es geſchnittene Edelſteine geweſen, iſt der Zuſatz des Hrn. Klotz. Zweitens ſagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierin der Verſchwendung des weiblichen Geſchlechts nachgeahmt; denn er ſagt weder, daß das weibliche Geſchlecht ſich einer ſolchen Verſchwendung in geſchnittenen

[1] De Armillis veter. p. 13. et 35.

[2] De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

[3] In Calig. c. 52.

Steinen ſchuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darin nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Laſt legt, bezieht ſich nicht auf den Gebrauch der Edelſteine, ſondern anderer Kleidungsſtücke, die dem weiblichen Geſchlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun ſagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Iſt es genug, um dieſes von ſich zu verſichern, daß man den unterſten Rand des Blattes mit Namen klaſſiſcher Schriftſteller umzäunt? Oder muß man dieſe Schriftſteller auch ſelbſt nachgeſehen haben, und gewiß ſeyn, daß ſie wirklich das ſagen, was man ſie ſagen läßt?

Einige Seiten vorher ſchreibt Hr. Klotz: „um den Ring des Prometheus, von welchem man den Urſprung der in Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.“ Sehr wohl! Aber warum führt er dieſes Rings wegen den Iſidorus an? Man muß den Iſidorus oft anführen, weil er nicht ſelten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier iſt Iſidorus der wörtliche Ausſchreiber des älteren Plinius; Plinius iſt hier die Quelle,[1] und dieſen hätte Hr. Klotz anführen müſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſte Sache gerade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen, damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.

Ein anderer iſt dieſer: daß ſie, anſtatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſentlich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache nur im Vorbeigehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſche.

[1] Libr. XXXIII. Sect. 4. et. Libr. XXXVII. Sect. 1.

z. E. um zu beweiſen, „daß man in Rom ſogar die Bildſäulen mit Ringen geziert,“ würde der gute einfältige Gelehrte geradezu den Plinius anführen, [1] wo dieſer ausdrücklich von den Ringen handelt und ſich wundert, daß unter den Bildſäulen der römiſchen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht ſo Herr Klotz und ſeines gleichen; ſie führen lieber eine Stelle des Cicero an, [2] wo unter verſchiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewiſſe Statue eben ſo wohl die Statue des Scipio Africanus ſey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Herr Klotz habe es hiemit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur ſonſt ſeinen Scharfſinn weniger dabei vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweiſen, daß es wirkliche Ringe geweſen, welche dieſe Bildſäulen gehabt; es werden, allem Anſehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe geweſen ſeyn. Waren es aber nur ſolche, ſo mußte ſie Herr Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abſtehend ein einzelner Finger von den andern hätte müſſen gearbeitet ſeyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte ſtecken wollen, und erinnere ſich, daß es der alten Meiſter ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten ſo zerbrechlich auszuführen.

1 Libr. XXXIII. Sect. 4.

2 Hr. Klotz führt ſie noch dazu mit einem Fehler an; denn ſie ſteht nicht in dem erſten Briefe des vierten, ſondern des ſechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler ſind bei Hr. Klotzen ſehr häufig, ſo daß beſonders von ſeinen Anführungen der klaſſiſchen Schriftſteller unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April ſchicken.

Aber der Fehler des Herrn Klotz iſt es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläſſig voraus, daß er jeden feinern Unterſchied, mit dem man ſeine Gelehrſamkeit auf die Capelle bringt, für Sophiſterei erklären wird.

Sechzehnter Brief.

Laufen Sie geſchwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit mir durch. Es iſt am beſten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Herr Klotz ſein Buch geſchrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweiſe, wie ſchlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bei jedem Schritte aufſtoßen.

Den Eingang (von Seite 1—16) laſſen Sie uns überſchlagen. Er enthält ſehr viel gemeine, ſehr viel ſchwanke, ſehr viel falſche Gedanken, in einem ſehr pompöſen und dennoch ſehr lendenlahmen Style. Das liebe Ich herrſcht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wiſſenſchaften auf gewiſſe Dinge aufmerkſamer machen! Möchten ſie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweiſung geben! Ich will ſie gleichſam bei der Hand ergreifen, und ſie zu den Werken berühmter Künſtler des Alterthums führen! Ich will ihnen dieſe Werke zeigen ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem ſolchen Ich, zur Sache. „Ehe Ich, ſchreibt er, meine Leſer von der Vortrefflichkeit der geſchnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunſt in Stein zu ſchneiden und ihrer Geſchichte, von den berühmteſten Künſtlern, deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherlei Gebrauche der geſchnittenen Steine und ihren Abdrücken vorausſchicken.“

Sie wiſſen doch was die franzöſiſchen Taktiker Enfans

perdus nennen? Wenn es die beſten Soldaten ſind, welche der General dazu ausſucht, ſo kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Iſt es aber Geſindel, an dem nicht viel gelegen, ſo glaube ich, wird ihre Benennung auf die vorausgeſchickten Kenntniſſe des Hrn. Klotz vortrefflich paſſen. Ich verſpreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, ſoll wenigſtens nicht geſund nach Hauſe kommen.

Erſt ſpricht er von dem hohen Alter der Kunſt in Stein zu ſchneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie ſchon gehört haben, will er ſich nicht bekümmern. Was hätte er ſich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein deſſelben etwas geſchnitten geweſen? Aber ſo vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelſteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geſchnittenen Steine insbeſondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abſchreiben [1] zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudian und Sueton, ſo wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt, und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wuſt rügen.

Ich könnte z. E. Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beibringt, [2]

[1] Denn der iſt doch wirklich ein bloßer Abſchreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abſchreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18, weil er beim Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59) dieſe Stelle ſo citirt fand. Aber es iſt ein Druckfehler beim Kirchmann; das ſiebente Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

[2] S. 25.

zu Sammlungen geſchnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelſteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn ſich geſchnittene darunter fanden, ſo war deren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die kleinſte Anzahl. Denn nur die minder koſtbaren Steine wurden gewöhnlicher Weiſe geſchnitten; die eigentlichen Edelſteine aber hatten, als bloße Steine, bei den Alten viele ſo eifrige Bewunderer, daß ſie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur ſich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunſt verletzen zu laſſen. Tantum, ſagt Plinius,[1] tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte alſo Scaurus, der die allererſte Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieſer Art geweſen ſeyn? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir leſen, verſichert er, daß Scaurus, der Stiefſohn des Sylla, zuerſt in Rom ſich geſchnittene Steine geſammelt habe.“ Wo leſen wir denn das? Plinius ſagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geſchnittene Steine? Weil bei den neuen Antiquaren alte Gemmen ſo viel heißen, als alte geſchnittene Steine, und Daktyliothek ſo viel als eine Sammlung ſolcher Steine: muß Hr. Klotz darum dieſe Bedeutung in die alten Autoren übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus ſage, iſt von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch jetzt überſteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, anſehnliche Sammlungen von geſchnittenen Steinen zu haben; und weiter nichts als ſolche Sammlungen ſollten die Daktyliotheken geweſen ſeyn, welche Pompejus und Cäſar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel ſchenkten?

[1] Libro XXXVII. Sect. 1.

„Auch von Mäcen, ſagt Hr. Klotz,[1] wiſſen wir, daß er eine beſondere Neigung zu den Edelſteinen gehabt habe. Er geſteht dieſe Neigung nicht allein ſelbſt in einem Gedichte an den Horaz, ſondern man ſieht ſie auch aus einem Briefe des Auguſtus an ihn." Er geſteht ſie ſelbſt? Ich habe die Anthologie ſeines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er deßfalls verweiſet, nicht bei der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen ſeine Neigung ſelbſt geſtehen ſoll, werden ohne Zweifel die Verſe ſeyn, die uns Iſidorus aufbehalten hat, und ſich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus dieſen aber erhellet bloß die abgeſchmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges ſeine Liebhaberei an Edelſteinen. Denn ſonſt würde man auch unſere Lohenſteine und Hallmanne, die ihren Geliebten ſo gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaſter gaben, für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Koſtbarkeiten erklären müſſen. Selbſt das Fragment von dem Briefe des Auguſtus, beim Macrobius, iſt nichts als eine Verſpottung dieſer Kakozelie. Eher noch hätte ſich Hr. Klotz darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelſteinen etwas geſchrieben zu haben ſcheine, weil Plinius ihn zu ſeinem ſieben und dreißigſten Buche genützt zu haben bekennt. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch ſo großer Liebhaber von Edelſteinen geweſen ſeyn; war er es darum von geſchnittenen? Wenn er ſie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, ſo zog er ſicherlich die ungeſchnittenen vor.

[1] S. 24.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen auf geſchnittenen Steinen zu begreifen, ſagt Hr. Klotz, [1] müſſe man erwägen, daß die Alten keine den Geſchlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das ſchreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß iſt nur ſo viel davon wahr, daß dergleichen Geſchlechtsſiegel nicht ſo gewöhnlich bei ihnen waren, als ſie bei uns ſind. Wer ſie ganz und gar läugnen will, der iſt bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein ſolches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio [2] nennt? Bis auf ihn hatten die Kaiſer alle mit dem Kopfe des Auguſtus geſiegelt; aber er behielt ſein Geſchlechtsſiegel, welches ein Hund war, der ſich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann ſelbſt die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nämlichen Capitel bei, in welchem er die Geſchlechtsſiegel der Alten läugnet; aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite ſchon vergeſſen, was er auf der erſten geſchrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Hr. Klotz dieſe Materie ſchließt! [3] „Wir würden alſo, ſagt er, von der Steinſchneiderkunſt ungefähr folgende chronologiſche Geſchichte zu entwerfen haben. Sie ſcheint im Orient entſtanden zu ſeyn, wurde von den meiſten Völkern Aſiens ausgeübt, und beſonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam ſie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen." Sagen Sie mir doch, was den Hrn. Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinſchneiderkunſt beizulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich,

[1] S. 20.

[2] Libr. LI. p. 634, Edit. Reimari.

[3] S. 26.

daß ſie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilt worden? Iſt es alſo mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter geweſen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Styls in den Zeichnungen beider Völker, hiſtoriſche Beweiſe davon, und welche ſind es? Doch ich will dieſe Fragen nicht weiter fortſetzen. Hr. Klotz hat ſicherlich an keine derſelben gedacht, ſondern, allem Anſehen nach, dieſe ſeine chronologiſche Geſchichte lediglich nach der Folge der Capitel in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt abgefaßt. Wie dieſe, mit Abſicht auf die verſchiedenen Stufen der Kunſt geordnet ſind, läßt er die Kunſt ſelbſt wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Hr. Klotz hierauf von dem verſchiedenen Style der Aegyptiſchen, Hetruriſchen und Griechiſchen Künſtler beibringt, das gehört dem Hrn. Winkelmann, ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle dieſe Dinge ſich ſelbſt abſtrahirt hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Hr. Klotz die Geſchicklichkeit beſitzt, fremde Bemerkungen ſo zu verſtümmeln, daß ihre Urheber alle Luſt verlieren müſſen, ſich dieſelben wiederum zuzueignen.

„Man hat, ſagt er, [1] viele hohlgegrabene Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert ſich nicht, einen erhaben geſchnittnen Stein geſehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geſchmack an den letztern? oder hat ein

[1] S. 27.

ungefähryer Zufall ſie unſern Augen entzogen? oder was iſt ſonſt die Urſache dieſer Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte ſich keines einzigen Aegyptiſchen Cameo? Er beſaß ja ſelbſt einen, den er ſelbſt beſchrieben, und deſſen ich mich bei ihm ſehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol. [1]

Nun ſehe ich den Ort nach, wo Hr. Kloß bei dem Caylus ſo etwas will gefunden haben, und ſehe daß Caylus bloß ſagt: „Ungeachtet wir eine große Menge Aegyptiſcher Steine kennen, welche in die Tiefe geſchnitten ſind, ſo haben wir doch beinahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geſchnitten ſind, und die wir pierres camées nennen.“ — [2] Beinahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr ſagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt geweſen.

Sonſt hätte ich ſelbſt ihm ein Paar nachweiſen können. Der ſchönſte Aegyptiſche Stein, den Natter jemals geſehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechiſchen etwas nachgab, war ein Cameo. Er ſtellt den Kopf einer Iſis vor, und gehörte dem Marcheſe Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, beſaß D. Mead. [3]

Ich glaube gläſerne Paſten von beiden in der Stoſchiſchen, jeßt Königl. Preußiſchen Sammlung geſehen zu haben. Herr Winkelmann ſagt zwar, [4] daß das Original des erſtern ſich in dem Collegium des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Beſiße des Marcheſe Capponi dahin gekommen ſeyn. Wo das Original des zweiten ſey, giebt Hr. Winkelmann gar nicht an; doch der Umſtand, daß er eine ähnliche

1 Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

2 Ebendaſ. S. 26 deutſcher Ueberſ.

3 Traité de la Méthode antique etc. Préf. p. 7.

4 Déscript. des Pier. gr. p. 9. 10.

Iſis, nur etwas größer vorſtelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu ſuchen geweſen. Irre ich mich; deſto beſſer: ſo finden ſich zwei vortreffliche erhabene Aegyptiſche Steine mehr, die dem Hrn. Kloß wohl hätten bekannt ſeyn ſollen.

Die nämliche Stoſchiſche Sammlung enthält noch verſchiedene andere, ſowohl alte als neue Aegyptiſche Paſten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetten entweder verſtreut ſind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Hr. Kloß über die vermeinte gänzliche Vermiſſung erhabener Aegyptiſcher Steine ausbricht, ſind ebenfalls die verſtümmelten Fragen des Caylus. Anſtatt ihm ſo ſonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falſche Vorausſetzung des Grafen rügen ſollen. Weil die Kunſt, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entſprechende Kunſt, ſie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: ſo ſchließt Caylus, hätten ſich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müſſen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu ſiegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern, und folglich auch häufiger. Daher ſind, nicht bloß bei den Aegyptiſchen Steinen, der Cameen die wenigern: ſondern bei allen. Der Luxus allein vermehrte die Cameen, und wenn bei den Aegyptern der Cameen gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bei den Griechen und Römern: ſo kam es nur daher, weil bei jenen der Luxus niemals ſo groß geweſen, als bei dieſen. Das iſt die Auflöſung des Räthſels, die Caylus nicht erſt von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen geweſen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen

angebracht. Ich meine die ſogenannten Scarabäen, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern converen Fläche aber einen erhaben geſchnittenen Käfer zeigen. Hr. Klotz muß aus ſeinem Caylus wiſſen,[1] daß ſich unter dieſen Käfern Stücke von ſehr ſchöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber ſagt,[2] daß die Käfer, welche die Aegyptiſchen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit geweſen wären: ſo hat Aelian entweder ſich geirrt, oder es hat ſich mit dieſen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klotz meint, daß mit den andern Aegyptiſchen Steinen geſchehen. Die von erhabener Arbeit ſind nur allein übrig geblieben; ich wenigſtens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieſer Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann die Werke der Hetruriſchen Künſtler. Caylus neigt ſich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetruriſche Kunſt Aegyptiſchen Urſprungs macht; Winkelmann hingegen will davon nichts wiſſen, ſondern, wenn die Kunſt durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, ſo waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den erſten Unterricht darin bekamen. Jenem iſt es genug, daß ein Stein, den man für Hetruriſch hält, ein Scarabäus iſt, um daraus auf die Verwandtſchaft dieſes Volkes mit den Aegyptern zurückzuſchließen; dieſer erkennt zwar in dem älteſten Hetruriſchen Style die Aehnlichkeit mit dem Aegyptiſchen; aber auch der älteſte griechiſche Styl hatte dieſe Aehnlichkeit, und das iſt genug, ſie in den Hetruriſchen Werken zu erklären,

[1] Erſter Band, Taf. IX. Nr. 3.

[2] Hist. Animal. Libr. X. cap. 15. — *Εγγεγλυμμενον κανθαρον*

ohne deßwegen zu einer unmittelbaren Abſtammung von den Aegyptern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden; deſto flinker geht das Abſchreiben von Statten. Denn ſo ungefähr eine Verbindung iſt zwiſchen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, ſagt er,[1] kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künſte der Hetrurier gefloſſen: ich meine Aegypten. — Die Werke ſpäterer Zeiten zeugen von einer Bekanntſchaft mit Griechenland.“ Die Werke ſpäterer Zeiten: ſehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer ſo gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke ſpäterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er ſelbſt eben dieſen Stein, drei Zeilen vorher, wegen ſeines Alterthums rühmen und dennoch gleich darauf die Bekanntſchaft der Hetruriſchen Künſtler mit der griechiſchen Geſchichte und Fabel auf ihre Werke ſpäterer Zeit einſchränken können? Der Compilator kann ſich widerſprechen, ſo oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen ſeine chronologiſche Ordnung auf die Griechen. „Zur höchſten Vollkommenheit, ſchreibt er,[2] ward die Steinſchneiderkunſt von den Griechen gebracht, welche dieſelbe, nach der Meinung einiger Schriftſteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geiſtes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftſteller von den Aegyptern: aber nach ſeiner, und beſſern, die ſich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen dieſe gar zu große Ungereimtheit lieber nicht behaupten laſſen, ob er

[1] S. 28.
[2] S. 29.

ſie ſchon wirklich ſagt? Gut, ſie mag nichts als Mangel an Präciſion ſeyn, und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer ſind die einigen Schriftſteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinſchneiderkunſt von den Aegyptern empfangen? Herr Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben verſichert, verweist uns deßfalls auf Nattern. Natter iſt keine Quelle; aber die Quellen werden ſich bei dem Natter finden: gut. Ich ſchlage alſo Nattern nach, und finde, daß er allerdings ſagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment. Ein Stern verweist mich unter den Text, und da ſtehen wirklich einige von dieſen Gelehrten genannt: Plinius, Stoſch und Mariette. Aber Stoſch und Mariette gelten eben ſo viel als Natter und Klotz, und alles beruht folglich auf dem Plinius, deſſen Anführung buchſtäblich nachgeſchrieben ſo ausſieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Egyptis) mos erat, etc.

Ich ſage: Herr Klotz muß dieſe Anführung nicht nur nicht nachgeſchlagen, ſondern auch nicht einmal geleſen haben.

Denn wenn er ſie geleſen hätte, würde er ſich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geſchnittenen Aegyptiſchen Steinen wiſſen will. Wenigſtens würde er ſeine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geſchmack an ſolchen Steinen?" zurückbehalten haben, indem, nach den angeführten Worten des Plinius, ſie gerade mehr Geſchmack an erhaben, als an tief geſchnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis

mos erat. — Doch ich vergeſſe ſchon wiederum den Compilator, der ſich ſchlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeſchlagen hat er die Stelle wenigſtens gewiß nicht. Denn wenn er ſie nachgeſchlagen hätte, würde er ſie ſicherlich — nicht gefunden haben, wenigſtens da nicht gefunden haben, wo ſie ſtehen ſoll. Sie ſteht nicht in dem dritten Capitel des fünfunddreißigſten Buchs; ſie ſteht in dem ganzen fünfunddreißigſten Buche nicht; kurz, ſie ſteht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wiſſen, wo ſie Natter oder Herr Deschamps, deſſen Feder ſich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was ſagen Sie zu einem ſolchen Quellenbraucher, der aus der erſten der beſten Pfütze ſchöpft, ohne ſich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Abſicht auf die Kunſt, ſchwatzt Herr Klotz [1] nach dem alten, von Winkelmannen [2] genugſam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künſtler einen eigenen Styl gehabt. „Wahre Kenner, ſagt er, bemerken an den römiſchen Steinen eine trockene Zeichnung, ein ängſtliches und plumpes Weſen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geiſt noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römiſchen Styl ausmacht, ſo arbeiten alle Stümper im römiſchen Style. Aber wer heißt denn dieſe wahre Kenner, alles was ſchlecht iſt, für römiſch ausgeben? Gab es unter den griechiſchen Künſtlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Herr Klotz gegen die römiſche Kunſt ausfällt, iſt beſonders merkwürdig. Auch iſt er ganz

[1] S. 30 u. f.

[2] Geſch. der Kunſt. S. 291 und 293.

von ſeiner eigenen Erfindung, und mit einer Behendigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht abſehe, wie er zu pariren iſt. „Die Römer, verſichert er, hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinſchneider anzudeuten.“

Was eine ſo gering ſcheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche mit eins für einen Aufſchluß in die Geſchichte der Künſte geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunſt der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Baumeiſter anzudeuten.

Eben ſo wenig ſage man mir von ihrer Dichtkunſt! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen iſt aus eben dieſem Grunde klar, daß wir Deutſche ganz andere Architekten und Poeten haben müſſen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz iſt, einen ſolchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr iſt, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinſchneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber ſich Herr Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freilich nicht ſeyn; und beſonders mag es, mit Flaturarius verbunden (nicht Flatuarius, wie Herr Klotz zweimal mit großen und mit kleinen Buchſtaben drucken laſſen), wohl etwas ganz anders heißen. „Herr Walch, ſagt Herr Klotz, erklärt es richtiger durch signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator.“ Es kann ſeyn; aber warum denn eben Herr Walch? Schon in Fabers Theſauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meiſter großer Werke nicht anders darunter verſtehen, als in ſo fern ein Künſtler, der das Große zu fertigen

weiß, auch das Kleinere dieſer Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbeſondere; und der Sigilliarius, denke ich, beſchäftigte ſich allein mit den kleinen Kunſt= und Spielwerken, welche die Römer zum Beſchluſſe der Saturnalien einander ſchickten, und welche nach dem Savot und Rink größtentheils aus Medaillen beſtanden.

Aber was hat Herr Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich ſollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichſten Verſtande einen Steinſchneider bedeute.[1] Bei dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, ſo oft es allein ſteht; und wenn er eine andere Art Künſtler damit anzeigen will, ſo ſetzt er die beſondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er ſagt: scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa; er ſagt: adamantis crustæ expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur; hingegen ſagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt in alten Inſchriften und Gloſſen das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinſchneider bedeutet, und von den neuern Griechen ſogar in ihre Sprache übergenommen worden.[2]

Zwanzigſter Brief.

Nun kömmt Herr Klotz auf die berühmteſten Steinſchneider neuer und alter Zeit.[3] Mit jenen thut er, als ob er noch ſo bekannt ſey; er läßt, die er für die vorzüglichſten hält, die Muſterung paſſiren, und jeden mit einer kleinen Cenſur

[1] Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

[2] Salmasius l. c.

[3] S. 33—80.

laufen. Seine Cenſuren aber ſind lauter Scharwenzel, die man verſetzen und vertauſchen kann, wie man will, indem ſie auf den einen eben ſo gut, wie auf den andern paſſen: „er hat ſich mit Ruhm gezeigt; er erwarb ſich allgemeine Hochachtung; er iſt keinem Freunde der Kunſt unbekannt.“ Was lernt man aus ſolchen Lobſprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Herr Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren; er ſchreibt alſo ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falſch ſeyn. „Philipp Chriſtoph Beckern, ſagt er, und Marcus Tuſchern will ich das Lob des Fleißes nicht ſtreitig machen.“ Marcus Tuſchern, das Lob des Fleißes! das will ihm Herr Klotz nicht ſtreitig machen! Herr Klotz kennt alſo wohl recht viel geſchnittene Steine von Marcus Tuſchern? O! das wird ihm Marcus Tuſcher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuſcher wollte gar zu gern ein Edelſteinſchneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Herr Klotz macht ihn zu einem der fleißigſten? — Der Ausſchreiber müßte ſich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu ſetzen! Herr Klotz fand Tuſchern beim Mariette als Steinſchneider angeführt, ob wohl nicht als einen fleißigen; der Fleiß iſt ſein Zuſatz; und durch dieſen Zuſatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Leſen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, ſagt Natter in ſeiner Vorrede,[1] se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le faible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, et puis

[1] Préf. XXXI.

en pâte de différentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a rétouché les cheveux, et poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.

Von den alten Meiſtern hat Herr Kloß ſo etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften genannt findet, vergißt er den Cronius, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt, und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bei, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweiten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſeiner von Winkelmann beſchriebenen Daktyliothek anzutreffen, und daß ſogar von einigen ſehr ſchöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuſchers Zeichnung geſtochen, gewiſſen Exemplaren des Winkelmanniſchen Werkes einverleibt ſind. Er hätte ſonſt den Phrygillus anführen müſſen, deſſen auf der Erde ſitzender Cupido, mit einer offenen Muſchel neben ſich, unter allen bekannten griechiſchen Steinen einer der ſchätzbarſten iſt, ſowohl in Anſehung der Kunſt und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchſtaben in dem Namen des Künſtlers zu urtheilen, kein einziger von den beſchriebenen Steinen beikömmt.[1] Er hätte ſonſt unter den Werken des Solons die Bacchantin auf einer alten Paſte nicht vergeſſen müſſen, die uns eine weit größere Idee von dieſem Künſtler macht,

[1] Winkelmann, Descript. des pier. gr. p. 137.

als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. [1]

Der hiſtoriſchen Nachrichten von den alten Künſtlern ſind freilich wenige. Dieſes hindert aber nicht, daß nicht über verſchiedene dem ungeachtet vielerlei anzumerken ſeyn ſollte. Ueber den Dioscorides z. E., oder wie wir ihn eigentlich ſchreiben ſollten, Dioscurides; denn ſo hat er ſich auf ſeinen Steinen ſelbſt geſchrieben; ſo hat ihn Torrentius in verſchiedenen Handſchriften des Sueton geſchrieben gefunden. Von den Steinen, die ſeinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeſchoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht abſprechen kann, werden verſchiedene ganz falſch gedeutet. Die zwei Köpfe des Auguſtus beim Stoſch können keine Köpfe des Auguſtus ſeyn; der ſogenannte Diomedes mit dem Palladio ſtellt vielleicht ganz etwas anders vor, u. ſ. w.

Doch mit den Unterlaſſungsſünden des Herrn Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Einundzwanzigſter Brief.

Laſſen Sie ſehen, was Herr Klotz von der Materie, in welche dieſe Künſtler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künſtler, ſchreibt er, [2] gruben in alle Arten von koſtbaren Steinen. Mariette ſagt, daß er ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen geſehen habe, in welche der Steinſchneider Figuren geſchnitten. Aber dieſes ſcheint mir ſeltener geſchehen zu ſeyn, am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und großem Werthe. Selten ſind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigſten brauchten ſie zu hohlgegrabenen

[1] Ibid. p. 251.

[2] S. 40.

Werken den Carneol und Agath, von einer Farbe, ſo wie ſie ſich bei erhabenen Werken der verſchiedenen Agathonyche und Sardonyche bedienten.“

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedrückt werden, ehe es von einem Manne geſchrieben zu ſeyn ſcheinen könnte, der in dieſen Dingen kein Fremdling iſt.

Es ſey, daß die alten Künſtler ſo gut wie die neuern in alle Arten von Edelſteinen ſchneiden können; es ſey, daß ſie wirklich in alle geſchnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelſteine waren darum doch eben ſo ſelten, als dergleichen zu unſerer Zeit ſind, und es iſt bloße Declamation, wenn Herr Klotz an einem andern Orte [1] ſchreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geſchnittenen Steinen einen beſſern Geſchmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man bloß geſchliffene Steine, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hochſchätzt, und mit ungeheuren Summen bezahlt.“ — Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich ſchon erinnert habe, für viel zu gut, ſie von der Kunſt verletzen zu laſſen. Auch ſchon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von beſſerem Geſchmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; [2] und nur denen von geringerem Werthe ließ man durch die Kunſt einen höheren Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich ſo gehört es ſich auch! Denn wenn die Kunſt

[1] S. 21.

[2] Alias deinde gemmas luxuria violari neſas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

nicht ausdrücklich, zur leichteren und glücklicheren Behandlung, die koſtbarere Materie erfordert: ſo iſt es albern, und zeigt gerade von keinem Geſchmacke, und zeigt von nichts, als einer barbariſchen Verſchwendung, dieſe koſtbarere Materie dem ungeachtet, vorzüglich vor der weniger koſtbaren, aber zur Behandlung mehr geſchickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch ſchlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geſchnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als ſolche Steine geſchnitten: ſo würde dieſes doch auf keine Weiſe ein Vorzug für unſere Künſtler ſeyn, geſetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen ſo gut, als die Arbeit der alten Künſtler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenſchaften, welche den Werth eines Steines erhöhen, und derjenige Künſtler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu überſteigen, als der, welcher einen geſchmeidigeren unter Händen hat. Aber die überſtiegene Schwierigkeit machte bei den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künſtlern kam es nie ein, ſich muthwillig Schwierigkeiten zu ſchaffen, um ſie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu ſchneiden, als in einen andern orientaliſchen Stein,[1] warum ſoll Natter ſeiner Zeit und ſeiner Ehre ſo feind ſeyn, und für zwölf Kunſtwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, daß dieſes eine von Diamant iſt? Der Diamant hat nicht gemacht, daß ſeiner Kunſt ein einziger Schwung ſanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen; aber die Kunſt hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von ſeiner Maſſe, hat von ſeinem Feuer verloren, und warum? wozu? Eben die Kunſt, die uns dieſen Verluſt kaum

1 Préf. XVI.

kann vergeſſen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und ſo wollte ich ſicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftſtellern eines beſonders koſtbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verſtehen ſey. Von dem, zu deſſen freiwilligem Verluſte ſich Polykrates entſchloß, um die neidiſche Gottheit zu verſöhnen, die ſein ununterbrochenes Glück leicht beleidigen dürfte, ſagt es Plinius ausdrücklich; ja, ſeine Worte [1] ſcheinen ſogar anzudeuten, daß dieſer Stein nicht einmal geſchliffen, ſondern völlig ſo geweſen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachſagte, [2] daß der geringſte von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koſte, dieſer Vorwurf der Verſchwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche ſie ungeſchnitten in ihren Ringen trugen, oder geſchnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den ſie dem Künſtler für den Schnitt entrichteten.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Allerdings iſt es ganz ohne Grund, wenn Herr Klotz in dem Ringe, welcher die Feindſchaft zwiſchen dem Cäpio und Druſus veranlaßte, ſo wie in dem Opal, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geſchnittene Steine finden will. [3] Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben ſeyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pauſanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich

[1] Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

[2] Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

[3] S. 21.

ſagen, daß der Stein deſſelben ein geſchnittener Stein geweſen, ſondern auch den Meiſter nennen, der ihn geſchnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deßwegen, weil Plinius ſagt, daß dieſer Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx geweſen, noch bei ſeiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er ſich alſo mit ſeinen eigenen Augen belehren können; denn er ſelbſt ſagt das, weil er es ſagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt;[1] ſondern ich gründe mich auf etwas anderes. Auf den Künſtler nämlich, der ihn geſchnitten haben ſoll.

Theodorus von Samos wird als dieſer genannt. Nun aber ſagt das ganze Alterthum, daß dieſer Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeiſter geweſen. Wäre es faſt nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede iſt, ſein Werk ſeyn könnte, wenn er auch kein Steinſchneider geweſen wäre? wenn er ihn nämlich bloß gefaßt hätte? Ohne

[1] Sardonychem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieſes giebt unſer deutſcher Ueberſetzer: „und man zeigt ihn, wo wir's glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geſchenk der Kaiſerin in ein goldenes Horn eingeſchloſſen iſt, und da ihm ſo viele vorgezogen ſind, faſt den letzten Ort behauptet.“ Ich zweifle, ob man daraus verſteht, was Plinius ſagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeint, in welchem ſich dieſer Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgeſtellt wird. Dieſes war mit Edelſteinen beſetzt, unter welchen ſich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber faſt ganz unten, wo er ſo vielen andern nachſtehen mußte, zum Beweiſe, wie ſehr der Luxus in dieſen Koſtbarkeiten, ſeit den Zeiten des Polykrates, geſtiegen.

Zweifel paßt dieſes zu ſeiner anderweitigen Kunſt beſſer; und Herodotus ſcheint in der That auch nichts anders ſagen zu wollen: ἦν ὁι σφρηγις την ἐφορεε χρυσοδετος — ἦν δε ἐργον Θεοδωρου του Τηλεκλεος Σαμιου. „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodorus war.“ Ich verſtehe, in ſo fern er gefaßt war, nicht aber, in ſo fern er irgend eine eingeſchnittene Figur enthielt. Denn es iſt falſch, was Kuhnius [1] und andere ſagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geſchnittenen Steine bedeute; es kann eben ſo wohl einen Ring mit einem bloßen ungeſchnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux ſagt ausdrücklich: [2] οὕτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σημαντρα, ἢ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας; und beim Teophraſt heißen σφραγιδια durchgängig alle Edelſteine überhaupt, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Abſicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß iſt es auch nicht zu läugnen, daß σφραγις öfters im engern Verſtande das ἐκμαγειον das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geſchnitten iſt und ſich in dem Wachſe abdrückt. Ja, eben dieſe Zweideutigkeit ſcheint mir die Urſache zu ſeyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinſchneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter ſehen ſollen. Was bei dem Herodotus σφρηγις σμαραγδου λιθου ἐουσα heißt, heißt bei dem Pauſanias: [3] ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγις; und man muß ſonach erſt dieſes wiederum in jenes überſetzen, wenn man ſich nicht eine ganz falſche Vorſtellung davon machen will.

[1] Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quædam habebant insculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hist. var.

[2] Lib. V. segm. 100.

[3] Libr VIII. p. 629. Edit. Kuh.

Ich halte mich bei dieſer Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigſtens bekannter gewordenen Kunſt in Stein zu ſchneiden, zwiſchen die Zeiten des Polykrates und Iſmenias wollen vermuthen laſſen.[1] Er ſagt: Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniæ ætate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelſtein des Polykrates war völlig unverletzt, und erſt zu den Zeiten des Iſmenias, viele Jahre nachher, zeigt es ſich, daß man auch in Smaragd geſchnitten.“ Ein geſchnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates war dem Plinius alſo nicht vorgekommen; und der Smaragd des Iſmenias war der erſte geſchnittene Stein, deſſen er erwähnt gefunden.

Dieſes Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelſteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen, wenn er das Zeitalter dieſes Künſtlers nur nicht überhaupt ſo ſehr unrichtig beſtimmt hätte. „In Erz,“[2] ſagt er, „müßte man in Italien weit eher als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pauſanias folgen wollte. Dieſer macht die erſten Künſtler in dieſer Art Bildhauerei, einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieſer letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates geſchnitten, welcher zur Zeit des Cröſus, alſo etwa um die ſechzigſte Olympias, Herr von der Inſel Samos war. Die Scribenten der römiſchen Geſchichte aber berichten, daß bereits Romulus ſeine Statue, von dem Siege gekrönt,

1 Lib. XXXVII. Sect. 4.

2 Geſchichte der Kunſt S. 16.

auf einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erz, ſetzen laſſen u. ſ. w."

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geſchnitten, weil er die große Vaſe von Silber gearbeitet hatte, welche Crösus in den Tempel zu Delphi ſchenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus geweſen. Crösus und Polykrates konnten im Beſitze dieſer Kunſtwerke ſeyn, ohne ſie dem Meiſter ſelbſt aufgegeben zu haben. Dieſer konnte längſt vor ihnen gelebt haben, und muß auch. Denn Plinius ſagt ausdrücklich: Plasticen invenisse Rhœcum et Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Dieſe Vertreibung der Bacchiaden geſchah durch den Cypſelus um die dreißigſte Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher, ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Perſonen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer geſiegelt,[1] und Junius vermuthet, daß dieſe eben das Sinnbild geweſen, welches Theodorus auf jenen Stein geſchnitten. Aber wir wiſſen, daß man in den älteſten Zeiten auch mit Ringen von bloßem Metall ſiegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren; und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falſch iſt. Denn in dieſer iſt nicht von bloßen Siegelringen, ſondern von Siegelringen mit geſchnittenen Steinen die Rede; und es iſt der Natur der Sache gemäß, daß jene längſt im Gebrauche geweſen, ehe dieſe aufgekommen.

[1] Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Zum Beweiſe, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verſchwendung und Wolluſt äußerſt ergebenes Volk bekannt geweſen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringſte von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὃς τις ἀυτων ἐυτελεςατος σφραγιδας ἐιχε δεκα μνων; und ſetzt hinzu: παρην δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Urſache, die, welche die Ringe geſtochen hatten, zu bewundern.“

Aber hier muß man den Zuſatz des Aelian von dem Zeugniß des Eupolis unterſcheiden. Es iſt bloß die Auslegung des Aelian, daß dieſe Ringe wegen der Arbeit des Steinſchneiders ſo koſtbar geweſen. Denn σφραγιδες, wie ſchon erinnert, heißen nicht eben nothwendig Ringe mit geſchnittenen Steinen; und wenn ſie es auch hier hießen, ſo iſt darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein oder die Arbeit in dem Steine das mehrſte gekoſtet.

Ich weiß wohl, auch Chriſt [1] hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunſt des Steinſchneidens geſchätzt, und wie gut ſich die Meiſter derſelben bezahlen laſſen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und ſechs und ſechzig Thaler jetzigen Geldes, und meint, daß dieſes der ganz gewöhnliche Preis eines geſchnittenen Steines geweſen. Aber ich finde, daß die geſchnittenen Steine zu eben

[1] Comment. Lips. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Chriſt die Worte des Aelians daſelbſt anführt, ſo ſagt er: Hæc autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis bloß ἐν τῳ Μαρικᾳ; und Marikas war der Titel eines ſeiner Luſtſpiele, in welchem er der Verſchwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeigehen gedachte. Wie hat Chriſt aus dieſem Luſtſpiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Iſmenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone geſtochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern ſechſe dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Chriſt angenommen, nicht viel mehr als ſechzehn Thaler. Nun iſt der Unterſchied von ſechzehn auf hundert und ſechs und ſechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er bloß von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entſtehen ſollen; und die Ringe der Cyrenäer müſſen nicht bloß beſſer geſchnittene, ſondern auch an und für ſich ſelbſt ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Iſmenias erzählt, iſt von Harduin und andern ſehr falſch verſtanden worden, ſo deutlich auch die Worte des Plinius ſind. Erlauben Sie mir, ſie her zu ſetzen![1] Nec deinde alia, quæ tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: præterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmæ dignitati. Iſmenias erfährt, daß in Cypern ein geſchnittener Smaragd für ſechs güldene Denare zu verkaufen ſey; geſchwind ſchickt er einen hin, der ſolchen um dieſen Preis für ihn kaufen ſoll. Der Beſitzer läßt ſich handeln; Iſmenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwei Denare wieder zurück. Anſtatt aber, daß er hierüber vergnügt ſeyn ſollte, iſt er vielmehr ärgerlich. Der Stein, ſagt er zu dem Unterhändler, iſt nun das nicht mehr, was

[1] Lib. XXXVII. sect. 3.

er geweſen; um ſo viel wohlfeiler du ihn bekommen, um ſo viel ſchlechter haſt du ihn gemacht. Die Worte, et cum duo relati essent, beziehen ſich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es ſo, als ob bei duo zu verſtehen wäre Smaragdi, und glaubt, Iſmenias hätte für ſeine ſechs Denare zwei Smaragde ſtatt einem bekommen. Mercatorem, ſagt er, puduit tanti æstimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben ſo hat auch unſer deutſcher Ueberſetzer den Plinius verſtanden. „Es ſey in Cyprus ein Smaragd für ſechs goldene Denare feil geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, und er habe das Geld dafür bezahlen laſſen; als man ihm nachher zwei dafür brachte, habe er geſagt, u. ſ. w." Relati kann nur auf etwas gehen, was Iſmenias wieder bekam, was er erſt gegeben hatte; und das waren die zwei Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, ſtatt einem ſolchen Steine, gleich zwei geben können, da es kein bloßer, ſondern ein geſchnittener Smaragd war? Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt.

Iſmenias war ein Zeitverwandter des Antiſthenes, [1]

[1] Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geſchicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche ſie beſitzen, hoch zu ſchätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, deſſen Meiſter wir verachten. Antiſthenes habe daher ſehr wohl geſagt, als er gehört, daß Iſmenias ein ſehr geſchickter Flötenſpieler ſey: „doch muß er ein ſchlechter Menſch ſeyn, ſonſt wäre er kein ſo guter Flötenſpieler." Antiſthenes liebte die Muſik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weiſe keinen Geſchmack haben müſſe. Als einſt bei einem Gaſtmahle jemand zu ihm ſagte: Singe! ſo antwortete er ihm: Und du, blaſe mir. *Ειποντος αυτῳ τινος παρα ποτον, ᾀσον, Συ μοι, φησιν, αυλησον.* Die Antwort ſagt gar nichts, wenn ſie nicht eben das ſagt, was wir bei den deutſchen Worten verſtehen würden! Ganz gewiß eine ſehr unfläthige Grobheit; die ſich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haſſe des Antiſthenes gegen die Muſik, auch nicht von

welcher den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigſte Olympiade geblüht. Ungefähr in eben

der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unabläſſige Uebung eine nichtswürdige Geſchicklichkeit auf den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabei dennoch ein guter rechtſchaffener Mann zu ſeyn; ich betrachte jetzt nur das Urtheil des Antiſthenes als einen Beweis, daß Iſmenias ein Zeitverwandter dieſes Philoſophen geweſen. Nun hatte Antiſthenes ſelbſt ſchon Schüler, als er ſich zum Sokrates in die Schule begab, und kann dieſen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Iſmenias, welcher bei Lebzeiten des Antiſthenes ſchon ein vollkommner Meiſter war, nicht viel älter geworden ſeyn als dieſer. Sokrates ſtarb gegen den Anfang der 95. Olympias; man laſſe den Antiſthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Iſmenias zwanzig Jahre länger als den Antiſthenes gelebt haben; ſo iſt Iſmenias doch in der 105ten Olympias ſchon todt geweſen. Gleichwohl leſen wir bei dem Plutarch (*Αποφϑ. Βασ. και Στρ.* **Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304**) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: *Ισμηνιαν, τον ἀριϛον ἀυλητην, λαβων, ἀιχμαλωτον, ἐκελευσεν ἀυλησαι. ϑαυμαζοντων δε των ἀλλων, ἀυτος ὠμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοντος.* „Atheas, oder wie ihn Plutarch ſchreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenſpieler Iſmenias gefangen bekommen, und ihn vor ſich blaſen laſſen. Als ihn nun die andern ſehr bewundert, habe Atheas geſchworen, das Wiehern eines Pferdes ſey ihm weit angenehmer.“ Dieſer Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieſer Krieg fällt in die 110te Olympiade. Wie iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Iſmenias unſer Iſmenias geweſen ſey? Wenn er auch damals noch leben können, ſo wird ein Mann von ſeinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen ſeyn. Er lebte und lehrte zu Athen; wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, und der Flötenſpieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Iſmenias geweſen ſeyn, oder dieſer Name iſt ſelbſt bei dem Plutarch verſchrieben. Ich glaube das letztere. Denn obſchon Plutarch das nämliche Hiſtörchen noch an zwei andern Orten ſeiner Schriften wiederholt hat; (nämlich einmal in der Abhandlung *Οτι οὐδε ζην ἐϛιν ἡδεως κατ᾽ Επικουρον* **p. m. 2010** und das anderemal in der zweiten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης ἢ ἀρετης* **p. m. 595**) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, ſo wie in den denkwürdigen Reden, *Ισμηνιας* geleſen wird: ſo iſt doch gewiß,

dieſe Zeit muß die Comödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian ſein obiges Zeugniß von der Verſchwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wiſſen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter ſeinem Marikas den Hyperbolus verſtanden habe, welcher in der zwei und neunzigſten Olympiade zu Samos umgebracht wurde.[1]

Dieſer Synchronismus leitet zu verſchiednen Schlüſſen in der Geſchichte der älteſten Kunſt.

Als in Griechenland die geſchnittenen und ungeſchnittenen Steine nur erſt ein eitler aber faſt unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenſpieler waren; als ein Iſmenias von Athen bis nach Cypern ſchickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für ſich kaufen zu laſſen: waren ſie in Ländern von Afrika ſchon ſo gemein, daß der geringſte Cyrenäer keinen ſchlechtern als für zehn Minen zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunſt ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunſt aus dieſem ihrem Geburtslande gegen Afrika wiſſen wir ſonſt wenig oder nichts.

Der ſechsjährige Krieg, welchen die Athenienſer, in der acht und neunundſiebzigſten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künſten der Aegypter bekannter, als ſie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinſchaft des Handels,

daß nicht alle Ausgaben ſo leſen, folglich nicht alle Handſchriften ſo geleſen haben, und man in verſchiedenen *Αμεινιας* anſtatt *Ισμηνιας* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2) will zwar jenes in dieſes verwandelt wiſſen, allein aus den von mir angeführten Gründen hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen ſollen. Auch Xylander ſchreibt in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung der Denkſprüche Ameinias anſtatt Ismenias; und Aminias iſt endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

[1] Thucyd. lib. VIII. §. 13.

und durch Reiſen einzelner Perſonen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides,[1] daß, als damals die Athenienſer endlich von den Perſern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Reſt von ihnen ſich durch Lybien nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es dieſe, welche von der Pracht und Verſchwendung der Cyrenäer ſo viel Aufhebens machten, daß die Comödienſchreiber noch verſchiedene Jahre nachher darauf anſpielten.

Aus der Anmerkung des Plinius,[2] daß die Eitelkeit, ſich mit vielen glänzenden Steinen zu ſchmücken, bei den Griechen Anfangs den Flötenſpielern eigen geweſen, glaube ich eine Stelle des Ariſtophanes[3] beſſer zu verſtehen, als ſie von alten und neuen Auslegern verſtanden worden. Wenn nämlich Sokrates den Strepſiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht er ihm eine Menge Perſonen namhaft, die alle durch ſie lebten, Sophiſten, Wahrſager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομητας u. ſ. w. Dieſes Wort bedeutet, nach ſeiner Zuſammenſetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weißen Nägel mit Steinringen beſtecken, und man hat nichts als ἀσωτους, Weichlinge darunter verſtanden; wie es denn auch die Dacier bloß durch Effeminés überſetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten ſteht, welche irgend eine windigte, betrügeriſche, eitle Kunſt treiben, und ſich erinnert, was Plinius, in Rückſicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: ſo iſt wohl

[1] Libr. I. §. 110.

[2] Hic (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicæ artis hac quoque ostentatione censerentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adversus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, ut palam sit eos tibicinum gloria tumere l. c.

[3] Nub. v. 331.

kein Zweifel, daß Ariſtophanes mit dieſer komiſchen Benennung die Flötenſpieler anſtechen wollen.

Auch davon, daß erſt in den Zeiten des Peloponneſiſchen Krieges ſich die Griechen der geſchnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Ariſtophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in ſeinen Theſmophoriazuſen[1] dem Euripides zur Laſt legen läßt, iſt auch dieſes, daß er die Männer gelehrt habe:

— θριπηδεϛ᾽ ἐχειν σφραγιδια
Εξαψαμενους. —

Vordem hätten die Männer ſich nur ganzer ſchlechter Schlüſſel und Ringe bedient, wenn ſie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten ſich, für ein ſehr weniges, dergleichen können nachmachen laſſen;

Προτου μεν οὖν ἦν αλλ᾽ ὑποιξαι την θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολου —

aber der verwünſchte Euripides ſey es, der ihnen die Laconiſchen Schlüſſel mit drei Zacken, und die σφραγιδια θριπηδεϛα bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefreſſenes Holz, dergleichen man ſich in den allererſten Zeiten zu Siegeln ſoll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verſtehen ſeyn. Es müſſen alſo entweder Steine verſtanden werden, die nach Art eines ſolchen Holzes geſchnitten waren; oder das θριπηδεϛα iſt bloß figürlich von der ſo beſondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß ſie eher von Würmern hinein genagt, als von Menſchen hinein gearbeitet ſcheinen ſollten. In beiden Fällen erhellt ſo viel, daß der Gebrauch mit geſchnittenen Steinen zu ſiegeln unter den Griechen damals noch ſehr neu geweſen, weil ihn ſonſt die

[1] v. 435. 36.

Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vierundzwanzigſter Brief.

Wir haben über die Nachſuchung, zu welcher Zeit die Kunſt in Stein zu ſchneiden bei den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Geſichte verloren. — Ich wollte Sie von ſeiner Kennntniß der Edelſteine als Edelſteine unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß ſich ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinſchneider ihre Kunſt gezeigt, ſo ſetzt er, wie Sie geſehen, hinzu: „aber dieſes ſcheint mir ſelten geſchehen zu ſeyn, am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und großem Werthe.“

Die erſte Hälfte dieſes Zuſatzes verſteht ſich von ſelbſt; zwar bei Hr. Klotzen ſollte ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geſchnittenen Steinen ſo ſehr übertrieben, und ſo ſehr wider den vermeinten neuern Geſchmack an bloßen Steinen gepredigt hatte, „die ungeheure Summen koſten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte.“ Denn bei einem ſolchen Eifer für das Schöne der Kunſt, als er den Alten beilegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu koſtbar, und dem Künſtler keiner zu hart ſeyn müſſen. Doch in dieſe Inconſequenz mußte Hr. Klotz fallen; alſo nichts weiter davon!

Nur hätte er ſich die Ungereimtheit der andern Hälfte ſeines Zuſatzes erſparen können: „am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und großem Werthe.“ Denn das

heiſst, die Zeiten gewaltig verwechſeln; das heiſst, ſich einbilden, daſs eben der Rang, daſs eben die Schätzung, die wir jetzt den Edelſteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heiſst, ſchlechterdings nicht wiſſen, was jeder wiſſen kann, der ſeinen Plinius fleiſsiger geleſen, als Hr. Klotz.

Wenn nämlich gleich jetziger Zeit der Rubin die nächſte Stelle nach dem Diamante behauptet: ſo hat er ſie doch nicht immer behauptet, ſondern das Alterthum ertheilte ſie dem Smaragde. Tertia auctoritas, ſagt Plinius, nachdem er die erſte Würde dem Diamante, und die zweite der Perle, nach dem einſtimmigen Urtheile ſeines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis. [1] Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und ſagen müſſen, daſs, wenn die Alten nur ſelten in Rubin und Smaragd geſchnitten, ſie es am aller ſeltenſten in den letztern, und nicht in den erſtern, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, ſondern den Smaragd ſetzten ſie, unter andern Urſachen auch wegen ſeiner Härte, gleich nach dem Diamanten. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, ſagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, ſcheinen ihm nur wenig bekannt geweſen zu ſeyn, und weder die Griechen wiſſen von ihrem Ανθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu ſagen, was dem Smaragde im geringſten den Vorzug ſtreitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieſes: der Smaragd war bei den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, ſondern es war auch ſogar verboten, ihn zu ſchneiden, wegen ſeiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieſes

[1] XXXVII. sect. 16.

lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. [1]

Ich weiß zwar wohl, was Goguet [2] gegen dieſes Vorgeben erinnert: „Man begreift nicht, ſagt er, worauf ſich Plinius gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt geweſen, in Smaragd zu ſchneiden. Die alte Geſchichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fiſches wieder gefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein berühmter Künſtler des Alterthums, geſchnitten hatte. Desgleichen meldet Theophraſt, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um ſich durch ihren Anblick das Geſicht zu ſtärken. Ja, Plinius ſelbſt hatte verſchiedene Beiſpiele von dergleichen geſchnittenen Steinen vor ſich."

Doch, dieſen Einwürfen iſt zu begegnen. Fürs erſte glaube ich nicht, daß Plinius ſagen wollen, es ſey ein poſitives, wirklich niedergeſchriebenes und unter einer gewiſſen feſtgeſetzten Strafe promulgirtes Verbot, in Smaragd zu ſchneiden, vorhanden geweſen. Dergleichen läßt ſich kaum denken; und wo wäre es geweſen? Es hätte doch nur in einzelnen Ländern von Kraft ſeyn können, und in allen übrigen würden ſich Künſtler und Liebhaber darüber weggeſetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) ſcheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Menſchen, durch welches ſich die Sache ſelbſt verbot. Denn, da man den Smaragd nur ſeines lieblichen Anblicks wegen ſuchte, ſeiner Farbe wegen, welche das Auge ſo angenehm füllt, ohne es zu ſättigen: ſo

[1] l. c.

[2] De l'Origine des Loix, des Arts etc. Tom. I. Part. II. p. 238.

konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn ſeyn, ſein Convolut durch die Kunſt zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen ſeiner Beſtandtheile, und alles was dieſe verminderte, mußte nothwendig auch ſeinen Werth vermindern. Wer hätte alſo Luſt haben können, ihn zu ſchneiden, da er ungeſchnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch ſo künſtlich geſchnitten?

Sollte indeß, was auf dieſe Weiſe unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben ſeyn? Wer kann ſich das vorſtellen? Vielmehr haben deren aus eben der Urſache, welche das allgemeine Geſetz veranlaßte, von dem ſie die Ausnahmen ſind, entſpringen können und müſſen. Die Urſache, warum man den Smaragd nicht ſchnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künſtler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er ſahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen ſey: wird er ihn nicht eben darum geſchnitten haben, warum er ihn ohne dieſen Fehler nicht hätte ſchneiden müſſen?

Und dieſes wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzelnen Beiſpiele von geſchnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen ſetzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführt, läßt ſich bei jedem noch etwas insbeſondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd geweſen, iſt ſo ausgemacht nicht. Herodotus zwar ſagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd geweſen, ſo habe ich ſchon gezeigt, wie wenig es erwieſen, daß es ein geſchnittener geweſen.

Das Zeugniß des Theophraſt [1] beweiſet vollends nichts.

[1] Seite 62 der Engliſchgriechiſchen Ausgabe von Hill.

Denn Theophraſt, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut ſey, ſagt blos: διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ ἀυτης, ὥςε βλεπειν; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geſchnittenen Smaragde anbelangt, die bei dem Plinius ſelbſt vorkommen ſollen, ſo erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Iſmenias in Cypern kaufen ließ. Dieſer beweiſe, ſagt Plinius, daß damals scalpi etiam smaragdos solitos. „Man ſchnitt damals auch ſogar Smaragde.“ Das etiam iſt deutlich mit Beziehung auf das ſtreitige Verbot geſagt. Freilich wird man, zu Anfange der Kunſt die erſten die beſten Steine geſchnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verbot, oder die ſtillſchweigende Uebereinſtimmung der Menſchen, die Smaragde nicht zu ſchneiden, kann nicht mit der Kunſt zugleich entſtanden ſeyn. Dabei mußten Erfahrungen vorausgeſetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich ſey; und ſonach widerſpricht ſich Plinius auch hier ſo wenig, daß er ſich vielmehr beſtätigt.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Was ich aber zu ſo vielen geſchnittenen Smaragden ſage, die ſich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde ſind; daß es Steine von einer geringern Gattung ſind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beikommen.

Die meiſten dürften vielleicht das ſeyn, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, ſagt Hr. Winkelmann, [1] iſt die Mutter oder die äußere Rinde des

[1] Anmerk. zu der Geſch. der K. S. 18.

Smaragds. Ich will ihm das hier nicht ſtreitig machen; aber erlauben Sie mir eine etymologiſche Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde ſich ſehr irren, wenn man es für das Griechiſche πλασμα halten wollte. Es iſt weiter nichts, als das ſanfter ausgeſprochene Prasma; denn Zanetti,[1] und andere, ſchreiben allezeit Prasma, anſtatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwei verſchiedenen Steinen.[2] Er iſt auch ganz falſch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich geſprengten Hornſtein verſtünden. Weder einen Hornſtein, noch weniger einen gräulich geſprengten! Vielleicht zwar, daß das letztere bloß bei Hr. Lipperten verdruckt iſt, und es anſtatt gräulich, grünlich heißen ſoll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein ſeyn, den er anderwärts Prasma nennt, und an einem dritten Orte, Pras.[3] Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras iſt alles eins.

Aber wie das? Alle drei ſind nichts als der Prasius, oder die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwiſcht, in ward für m geleſen, und ſo entſtand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutſche jetzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präſem[4] aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer ſcheinen, unter Praſius oder Praſites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben, indem das Wort ſelbſt weiter nichts als eine ſolche Farbe andeutet. Da es aber unter dieſen nothwendig einige geben mußte, welche dem ſchönen Grün des Smaragds näher

[1] Dactyl. Zanett. p. 17.

[2] Dactyl. Erſtes Tauſend Nr. 178 und zweites Tauſend Nr. 391.

[3] Ebend. ſ. Erſtes Tauſend, Nr. 270.

[4] Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll. p. 203.

kamen: ſo machten die neuern Steinkenner für ſie den zuſammengeſetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräſem, welches im lateiniſchen Smaragdoprasius heißen muß, und keinesweges vom Gori [1] durch Prasma Smaragdinea hätte überſetzt werden ſollen. Denn das heißt Verſtümmlungen der Unwiſſenheit autoriſiren, und die Benennungen unnöthiger Weiſe häufen.

Die Alten kannten ſo vielerlei Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre beſondere Namen hatten! Der alte geſchnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird alſo ſicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd ſeyn. Denn da es Plinius ausdrücklich ſagt, daß dieſer nicht geſchnitten worden, ſo kann man es glauben und muß es glauben. Wie hätte ſich Plinius ſo etwas können in den Kopf ſetzen laſſen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Er ſollte uns eine falſche Nachricht hinterlaſſen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umſtand bei ihm, der dieſes Vorgeben beſtätiget. Dieſen nämlich, daß die Smaragde meiſtens hohl geſchliffen wurden: [2] iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, eine Form, welche ſie zum Schneiden ganz ungeſchickt machte. — Doch von dieſer concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem beſondern Briefe, wo es ſich zeigen wird, daß die Meinung des Salmaſius, [3] welcher das Verbot die Smaragde zu ſchneiden, nur auf die concav geſchliffenen einſchränken will, nicht Statt haben kann.

[1] Dactyl. Zanett. l. c.

[2] Lib. XXXVII. sect. 16.

[3] Ad Solinum p. 196.

Sechsundzwanzigſter Brief.

„Selten, ſetzt Hr. Klotz hinzu, ſind auch ihre Werke in Sapphir.“

Was für einen Sapphir meint er? Den Sapphir der Alten, oder unſern? Denn er wird wiſſen, daß dieſes zwei ganz verſchiedene Steine ſind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturæ, intervenientibus crystallinis centris. [1] Ueber dieſen aber wird noch geſtritten, ob er den Alten überhaupt bekannt geweſen. Und kannten ſie ihn ja, ſo kannten ſie ihn doch nur als eine Art des Amethyſts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bei uns hat; und wenn ſie ihn ſchnitten, ſo geſchah es mehr von ungefähr, als in der Meinung, einen koſtbarern Stein zu ſchneiden.

„Am häufigſten, fährt Hr. Klotz fort, brauchten ſie zu hohl gegrabenen Werken den Carneol oder Agat von einer Farbe, ſo wie ſie ſich bei erhobenen Werken der verſchiedenen Agatonyche und Sardonyche bedienten.“

Hier möchte ich erſt eine orthographiſche Kleinigkeit fragen? Warum ſchreibt Hr. Klotz beſtändig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechiſchen ein χ; und nur die Franzoſen müſſen wegen ihrer ſchiſchenden Ausſprache des ch, dieſes χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, iſt alſo ein Beweis, mit welcher Oſcitanz er ſeinen franzöſiſchen Währmännern nachſchreibt. Aus eben dieſer Oſcitanz ſchreibt er Berill und Amethiſt, anſtatt daß er Beryll und Amethyſt ſchreiben ſollte.

Sodann möchte ich wiſſen, ob ſich Hr. Klotz in dieſer

[1] Libr. XXXVII. sect. 39.

Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkündiger, mehr in der Sprache der alten oder der neueren Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß iſt es, daß er ſich nur nach einer und eben derſelben hätte ausdrücken, und nicht in der nämlichen Periode bald dieſe bald jene führen müſſen.

Hat er mit den alten Steinkennern ſprechen wollen, ſo hätte er ſich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten ſprechen müſſen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

Πολλα μεν οὐν ῥεα γ᾽ ἐςιν ἀχατου χρωματ᾽ ἰδεσθαι.[1] Nur nach der unter dieſen verſchiedenen Farben am meiſten hervorſtechenden, zum Grunde liegenden, herrſchenden Farbe bekam er verſchiedene Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. ſ. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt,[2] quæ unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, ſie unüberwindlich mache. Aber Salmaſius hat ſehr richtig angemerkt,[3] daß man anſtatt unius coloris, minii coloris leſen müſſe; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieſer Grund iſt darum doch nichts minder wahr. Was bei den Alten Achat heißen ſollte, mußte Streife oder Puncte von anderer Farbe haben, als die übrige Maſſe des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenſchaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neueren Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Claſſen mehr nach den Beſtandtheilen zu ordnen geſucht, ſind es, welche den Namen Achat zu einem Geſchlechtsnamen gemacht haben, unter welchem ſie alle durchſichtigere Hornſteine

[1] Orpheus de Lapidibus. v. 103.
[2] Lib. c. sect. 54.
[3] Ad Solinum p. 135.

begreifen, ſie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber ſich mit dieſen ausdrücken wollen, ſo hätte er bedenken müſſen, daß ſonach der Carneol ſelbſt mit zu den Achaten gehört. Er hätte nicht ſagen müſſen, daß die Alten zu hohlgegrabenen Werken am häufigſten den „Carneol und Achat von einer Farbe" gebraucht; denn wer wird erſt eine einzelne Art nennen, und dann das Geſchlecht? Sondern er hätte ſagen müſſen, daß ſie gemeiniglich Achate von einer Farbe und unter dieſen am häufigſten den Carneol dazu gebraucht haben, in ſo fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verſtehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz iſt eine ſehr ungelehrte Kenntniß. Sie iſt lediglich aus den Namenverzeichniſſen der verſchiedenen Daktyliotheken und beſonders der Lippert'ſchen zuſammengeſtoppelt. Was wird uns aber in dieſen Verzeichniſſen nicht oft aufgeheftet! Was für Monſtra von Namen kommen nicht da zum Vorſchein!

Ein ſolches Monſtrum iſt der Achatonyx, deſſen ſich nach Hr. Klotzen die Alten zu erhobenen Werken verſchiedentlich ſollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht dieſen Namen ſehr häufig. Aber er iſt bei den Alten ganz unerhört, und ſelbſt die ſpäteren Schriftſteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Geſner, und wie ſie alle heißen, kennen ihn nicht, ſo daß er aus einer ganz neuen Hecke ſeyn muß. Aber was ſollen wir uns dabei denken? Es läßt ſich ſchlechterdings nichts dabei denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt ſich eine Zwittergattung aus dem Geſchlechte und der Art zuſammen ſetzen? Bloß die reguläre Lage der farbigen Streife macht den Achat zum Onyx; und ich verſtehe nicht, wie dieſe Streife zugleich regulär und auch nicht regulär ſeyn können. Ganz anders iſt es mit dem

Sardonyx: hier iſt Art und Art zuſammengeſetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, deſſen Streife von der Farbe des Sarders ſind, durch dieſen Zwitternamen auszuzeichnen.

O des glücklichen Gelehrten, der ſo zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachſchreibt, und ſich alle pedantiſche Diſcuſſionen erſpart! Was ſchadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beibringt, der in einen Diamant geſchnitten ſeyn ſoll:[1] „ſo haben wir, nach dem Hrn. Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf bloße Muthmaßungen zu verlaſſen, daß die Alten in Diamant gegraben haben.“[2] Durch dieſen einzigen Diamant iſt Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillſchweigen gebracht. Er befindet ſich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieſer Diamant! Was für eine Koſtbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre ſehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernſthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher ſie es ſo gewiß wiſſen, daß dieſer Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant iſt? Welche Verſuche ſind damit angeſtellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyſt, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientaliſche Gattungen, wenn ſie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, ſo viel von dem wahren Glanze und Waſſer des Diamants haben, daß der erfahrenſte Juwelier damit betrogen werden kann?[3] Hätte kein Antiquar dieſen Betrug verſuchen können? Wäre es aber

[1] Zweites Tauſend. Nr. 387.

[2] S. 42.

[3] S. Hills Anmerkungen über den Theophraſt, S. 83.

auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künſtlers ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß ſie es nicht iſt?

Hier müſſen Beweiſe aus Büchern mehr gelten, als der Augenſchein. Wenn die Bücher der Alten keiner geſchnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umſtände hingegen in ihnen vorkommen, die es ſchwer zu begreifen machen, daß ſie deren gehabt, die es ſogar zweifelhaft machen, ob ſie auch nur geſchliffene Diamante gehabt: ſo wäre es eine große Einfalt, jemanden in der Welt, er ſey, wer er wolle, auf ſein bloßes Wort zu glauben, daß ſich da oder dort ein ſolcher alter Diamant wirklich befinde.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Aber Hr. Klotz hat ſich eine zu gute Entſchuldigung ausgeſpart, warum er ſo kahle und verwirrte Kenntniſſe von Edelſteinen zeigt, als daß ich mich länger bei dieſer Materie verweilen darf.

Er ſagt nämlich, [1] „daß in Anſehung der Benennungen, welche die alten Schriftſteller den Edelſteinen beigelegt haben, eine große Dunkelheit herrſche. Die Neueren hätten zwar die alten Namen beibehalten; allein ſie hätten ganz andere Steine damit beſchenkt, als die Alten.“

Das iſt nun zwar ſehr ſelten geſchehen, und es iſt in dieſem Theile der natürlichen Geſchichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entſtanden, daß man anſtatt der alten Namen ganz neue eingeführt (wie z. E. die Namen des Rubins mit ſeinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell), als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen ſie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bei dem

1 S. 41.

allem, es mag ſo ſeyn; wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wiſſen ſoll, als er verſichert, daß man wiſſen kann.

Und ſo gingen wir weiter, und kämen auf die mechaniſche Ausübung der Kunſt, von der er nur wenig ſagen zu können ſagt. Aber er ſagt gar nichts davon, und das iſt freilich ſehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen ſeinen Leſern verſtändlich zu ſeyn.

Hr. Klotz ſchreibt: [1] „die neue Entdeckung von dem Steinſchneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Chriſt glaubte gemacht zu haben. Er überredete ſich, daß die Alten mit Diamant allein geſchnitten hätten, ohne ſich des Rades dabei zu bedienen.“ —

Alles, was Hr. Klotz wider dieſe Meinung ſagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieſer gerechter gegen Chriſten iſt. Hr. Lippert ſchreibt bloß, Chriſt (den er, wie ich ſehe, gar nicht einmal nennt), [2] habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geſchnitten habe.“ Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Klotz läßt dieſes Auch aus, und ſtellt uns folglich Chriſten als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinſchneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Chriſt weint entfernt.

Chriſt behauptete bloß, daß ſich die alten Steinſchneider des Rades ſeltener bedient, als die neueren; [3] daß ſie mehr

[1] S. 45.

[2] Vorrede zur Daktyl. S. XXX.

[3] Ego vero non dubito, quin Græci præsertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. v. Comment. Lips. Litterarii T. I. sect. 3. p. 334.

mit der Diamantſpitze gearbeitet, als die neueren;[1] und daß beſonders die ſehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, ſondern lediglich mit dieſer von ihnen gefertigt werden können.[2] Dabei läugnete er keineswegs, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen ſich eben ſo wohl die Spuren des Rades, als der Diamantſpitze zeigen.[3] Vielmehr geſtand er ſelbſt, daß auf einigen älteren, und beſonders ägyptiſchen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben ſcheine, und ſich durchaus keine Spur der Diamantſpitze äußere.[4]

Das war Chriſts Meinung, und dieſe Meinung nennt Hr. Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es iſt ihm nicht möglich, ihr einen gelinderen Namen zu geben?

„Wer dieſes glaubt, fährt er fort, muß niemals in Stein haben ſchneiden ſehen, muß auch die Natur und Geſtalte der Diamante gar nicht kennen. Wie ſtellt er ſich wohl vor, daß der Diamant gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer ſo großen Spitze, als hierzu erfordert wird, verſehen können? Was muß er für Begriffe von der

[1] Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius ſubtiliusque præſtaret, adhibuiſſe eos puto cruſtas adamantis in acutiſſimum faſtigiatas mucronem etc. ibid.

[2] Nam primum in minimis quibusdam gemulis potior ſoli mucroni adamantis et cruſtis acutiſſimis locus fuerat, non fere orbiculo terebræ ac rotarum. ibid. p. 336.

[3] — tanquam ſi in omni annulo ſculpendo opus utrumque, terebræ ac mucronis adamantini adhibitum fuiſſet. In quibusdam ſic veteres egiſſe, quomodo contendunt illi, dabimus; et conſpectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re præſenti, iſtud fere probat. ibid.

[4] Deinde veteres aliquæ gemmæ, præſertim Aegyptiæ, arroſæ tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti veſtigio. ibid.

Größe und Koſtbarkeit der Diamante haben, wenn er ſich einbildet, daß man große Diamante ſo ſpitzig zuſchleifen könne, als dieſe Arbeit erfordert? Kurz, die ganze Sache iſt unmöglich, und wenn Chriſt oder andere ſich in den Werkſtätten umgeſehen hätten, ſo würden ſie niemals dieſe Meinung behauptet haben."

Im Vorbeigehen: Chriſt hatte ſich ſicherlich in den Werkſtätten mehr umgeſehen, als Herr Klotz. Ich habe Chriſten gekannt, und Chriſten gehört, und ihn über dieſe Sachen ſelbſt gehört.

Ich habe ſchon geſagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Chriſts Meinung macht, ſind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt ſie nach ſeiner Art aus, das iſt, er miſcht ein wenig Nonſens mit unter. — Er fragt z. E., „wie glaubte Chriſt, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer ſo großen Spitze, als hierzu erfordert wird, verſehen könne?" Freilich müßte Chriſt ein ſehr lächerlicher Mann geweſen ſeyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit großen Spitzen verſehen könne. Lippert hat ſo ſeltſam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Herr Lipperten beſorgt, daß ihn ſein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unſinn, der aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwiſſenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu dieſer Kunſt gehören, entſtanden iſt!" Denn dieſen Unſinn dichtet ſich Hr. Lippert zum größten Theil ſelbſt. Chriſt verſtand unter dem mucrone adamantino eben ſo wenig Diamantkörner, als größere ſpitzig zugeſchliffene Diamante, ſondern ſpitze Splitter von zerſchlagenen Diamanten. Die Möglichkeit ſolcher Splitter giebt Hr. Lippert ſelbſt zu, und er iſt nur verlegen, wie ſie gehörig zu faſſen. —

Doch man wird ſagen: iſt einem Künſtler nicht in ſeiner Kunſt zu glauben? Thut Hr. Klotz alſo nicht beſſer, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Chriſten halten will?

Nein; es iſt nicht Chriſt, an den ich mich halte; auch bei mir gilt der Künſtler in ſeiner Kunſt alles. Aber Ein Künſtler macht nicht alle aus, und wenn die Künſtler ſelbſt uneinig ſind, muß es dem Gelehrten frei ſtehen, ſich auf die Seite des einen oder des andern zu ſtellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwiſſend, oder gar unſinnig ſchelten werde.

Kurz, Natter iſt es, der mich kühn genug macht, an den Ausſprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgeſuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweiſen, daß auch die alten Künſtler das Rad gebraucht hätten, und folglich bei ihrer Arbeit überhaupt ungefähr eben ſo verfahren wären, als unſere Künſtler. Für Chriſten durfte er eigentlich dieſes nicht beweiſen, denn Chriſt, wie ich ſchon geſagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgeſprochen. Er mag es aber bewieſen haben, für wen er will; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er es bewieſen, weil er uns dadurch vor mancherlei chimäriſchen Begriffen verwahrt hat, die wir uns ſonſt von dem Verfahren der alten Artiſten machen könnten.

Aber, dieſes den Alten vindicirten Rades ungeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantſpitze ſo weit herabgeſetzt, als ihn Hr. Klotz herabſetzt? „Allerdings, ſagt Hr. Klotz, braucht man die Diamantſpitze, aber alsdann erſt, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet iſt. Nämlich: man kann mit dieſer eingefaßten Diamantſpitze, wovon das Werkzeug beim Mariette abgebildet iſt, die vom Rade noch

übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien ſanfter und verlaufend machen."

Wer hat dem Hrn. Klotz das geſagt? In wie vielen Werkſtätten hat er es geſehen, daß man die Diamantſpitze nur dazu brauche? — Ich will ihm ſeine Widerlegung beim Natter faſt auf allen Blättern zeigen.

Urtheilt nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruriſchen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantſpitze ausgegraben zu ſeyn ſcheinen? [1]

Schließt nicht Natter, daß verſchiedenes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht ſo leicht und kühn zu machen geweſen? [2] — Nicht ſo leicht, nicht ſo kühn: aber doch zu machen.

Erkennt nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, ſo wie an dem einen alles mit dem Rade geſchnitten ſey, ſo ſey an dem andern das meiſte mit der Diamantſpitze gefertigt? [3] Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in dieſem Gebrauche der Diamantſpitze die eigene Manier beſtanden, welche der Meiſter des zweiten gehabt?

Aeußert ſich nicht Natter von ſeinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem ſo eingeſchränkten Raume, er nothwendig glauben müſſe, der Artiſt habe ſich meiſtens der

[1] Ces ſortes de gravures ſont ordinairement en fort bas relief; le contour, et les muſcles ſont trop creuſés et paroiſſent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

[2] Il paroit auſſi viſiblement que le bouclier eſt fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'éxécuter avec autant de hardieſſe, ni auſſi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

[3] Car celui-ci a réglé ſon deſſein ſur ſa manière particulière de graver, c'eſt-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

Diamantſpitze dabei bedient? [1] Und was iſt das viel anders, als was Chriſt von dergleichen kleinen Steinen überhaupt ſagt? [2]

Alles das endlich zuſammengenommen: iſt es nicht unwiderſprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantſpitze an den alten Werken erkennt, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denſelben daran erkennt, welchen Chriſt behauptet, wenn er von den alten Künſtlern ſagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam? [3]

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterſchen Werke, die unſtreitig unter allen neuern Werken den beſten Griechiſchen mit am nächſten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzuſetzen, daß Natter dieſen ausgebreiteten Gebrauch der Diamantſpitze, den er an den alten Werken erkannte, ſich ohne Zweifel ſelbſt werde eigen gemacht haben, ohne ſich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulaſſen. Denn es iſt bekannt, daß Natter mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es ſey mit dieſer Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Chriſts Meinung ſeyn mußte, und es Chriſt alſo nicht verdient hat, daß ihm Herr Klotz desfalls ſo verächtlich begegnet.

[1] Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du deſsein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'œil nud, quelque bon qu'il soit, et que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage et les cheveux; car il est plus facile d'y réuſsir de cette façon-la qu'au Touret. Ibid. p. 36.

[2] Siehe oben S. 436 Note 2.

[3] l. c. p. 339.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, ſich gegen dieſen Mann zu meſſen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Chriſten leſen, was ich will, ich lerne immer etwas. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das auch von denen ſagen könnte, die jetzt ſo verächtlich auf ihn zurückſchielen. Wie viel lieber wollte ich ſeine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geſchrieben, als zehn ſolche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittnen Steine, zuſammen geleſen haben.

Achtundzwanzigſter Brief.

Nachdem ich mich Chriſts angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu ſprechen.

Hr. Klotz weiß ſich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinſchneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius ſey von dieſer Kunſt nicht unterrichtet geweſen, er habe aus Unwiſſenheit, wie die Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, ſo und ſo geſchrieben.

„Freilich, fügt Hr. Klotz hinzu, [1] wird dieſe Kühnheit diejenigen beleidigen müſſen, welche in den alten Schriftſtellern keine Fehler finden wollen, und ehe ſie dieſe zugeben, lieber auf Unkoſten ihrer eigenen Ehre die ſeltſamſten Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unparteiiſche Kunſtrichter, welche ſich überzeugt halten, daß man an jemand Fehler finden, und ſeine Einſichten und Verdienſte doch zugleich hochſchätzen könne, werden wider dieſe Muthmaßung deſto weniger aufgebracht werden, je mehr ſie Bewegungsgründe, ein ſolches Urtheil zu fällen, und Entſchuldigungen für den, welcher es ausſpricht, auch bei dem Plinius, deſſen große Gelehrſamkeit ſie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben.“

[1] S. 51.

Geſchwätz, das nur abzielen kann, nähern Unterſuchungen vorzubauen! Die alten Schriftſteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß ſie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als die bloße Möglichkeit. Beſonders wenn der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen geweſen. Bei der unzähligen Menge von Steinen, bei dem Ueberfluſſe an Künſtlern dieſer Art, die ſich bei den Römern, zu Folge jener Menge, finden müſſen: ſollte Plinius in der Unwiſſenheit von dem eigentlichen Verfahren derſelben geblieben ſeyn?

Aber wenn es ſeine eigenen Worte beweiſen? — Das ſagt Hr. Klotz, und ich läugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie ſich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunſt des Steinſchneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt bloß, bei Gelegenheit der Steine, bei Gelegenheit der Mittel, ſie zu bewältigen, etwas von dieſer Kunſt; und man muß dergleichen Stellen ſorgfältig alle zuſammen nehmen, ehe man entſcheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieſes auch alsdann noch nicht entſcheiden könnte, weil er, wie geſagt, nur gewandtsweiſe von der Sache ſpricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenſcheinliche Ungereimtheiten ſagt, ſo iſt es billig, daß wir das Beſte, nicht das Schlimmſte von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bei der an, die den meiſten Streit veranlaßt.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte deſſelben, von dem ſonderbaren Mittel über dieſe Härte dennoch zu ſiegen, und fügt hinzu: [1] cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni

[1] Libr. XXXVII. sect. 15.

vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Dieſe Stelle, ſagt Hr. Klotz, habe Chriſten auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinſchneider nur mit der Diamantſpitze gearbeitet. Ich habe erwieſen, daß Chriſt dieſe lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Chriſt ſchloß aus dieſer Stelle, daß die Alten mit der Diamantſpitze gearbeitet; aber keineswegen, daß ſie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantſpitze die Rede ſey; ſondern von dem Diamantpulver, welches anſtatt des Smirgels an das Rad geſtrichen worden. Dieſes Rad werde vorne ein wenig ausgedreht, damit der Smirgel oder das Diamantpulver beſſer hafte, und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn ſich auch ſchon das Wort includuntur ſo auslegen läßt, ſo braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieſer Erklärung durchaus widerſpricht. Plinius ſagt: cum feliciter rumpere contigit. Herr Lippert merke auf das feliciter. Dieſes zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und paßt keineswegs auf ſeine eiſerne Büchſe, oder auf jede andere Weiſe der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bei dieſer iſt weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bei einer ſolchen Sprengung des Diamants, die eine gewiſſe Art von Splittern gewähren ſoll.

Auch Hr. Klotz iſt über dieſes feliciter hingehuſcht. Aber er hält ſich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß ſich dieſes Wort von dem bloßen Beſtreichen verſtehen laſſe; was thut er? Er entſcheidet, daß Plinius von einer Sache geſprochen, die er nicht verſtanden.

Das iſt nun freilich der kürzeſte Weg, ſich aus den

Schwierigkeiten, die man bei den alten Schriftſtellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künſtler wollte den Plinius retten; der ſtolze Gelehrte verweist ihn in die Schule, in die Werkſtätte, da erſt zu lernen, wovon er ſchreiben wollen.

Herr Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubt, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er ſchreibe?

Sagt nicht Solinus das nämliche? Und Iſidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird ſagen, das ſind Ausſchreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausſchreiber hätten leicht ſo etwas beſſer wiſſen können, wenn Plinius wirklich ſo unwiſſend geweſen wäre, als er ihn machen will.

Und warum ſoll es, warum kann es denn nicht bei dem Verſtande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum ſoll denn nun mit Gewalt alle Erwähnung der Diamantſpitze aus dieſer Stelle verdrängt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinſchneider die Diamantſpitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß ſie ſie nur dazu brauchten, wozu er ſagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künſtler gleichfalls ſie nicht weiter gebraucht hätten: würde ſie dem ungeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinſchneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein ſolches Werkzeug nennen? Er ſpricht ja nicht von der Kunſt überhaupt; er ſagt ja nicht, daß dieſes Werkzeug das einzige ſey, welches die Kunſt brauche; er merkt ja nur an, daß gewiſſe glückliche Splitter von zerſchlagenen Diamanten von den Steinſchneidern ſehr geſucht würden, daß ſie ihnen ſehr zu Statten

kämen, weil ſie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie geſagt, wenn die Diamantſpitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum ſollte Plinius dieſen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat ſie gar einen noch größern, den Natter ſelbſt, wie ich gezeigt habe, eingeſteht, ſo begreiſe ich vollends nicht, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bei dem Plinius zu finden.

Neunundzwanzigſter Brief.

Ich habe geſagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantſpitze als eines einzelnen Werkzeuges, nicht aber als des einzigen; denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehrt, wie falſche Edelſteine zu erkennen, kömmt er auf die verſchiedene Härte der wahren, und ſagt: [1] tanta differentia est, ut aliæ ſerro scalpi non possint, aliæ non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Dieſe Stelle hat Hr. Klotz ſelbſt angeführt; aber, wie es ſcheint, bloß, um den kindiſchen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher ſich einbildete, daß die bohrenden Inſtrumente der Steinſchneider erſt warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat ſehr Recht, daß unter dem fervor der geſchwinde Umlauf des Rades zu verſtehen.

Alſo erkennt er doch hier das Rad? Alſo hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinſchneider bloß mit der Diamantſpitze gearbeitet?

Und gleichwohl ſoll Plinius, wie Hr. Klotz ſagt, die Sache nur halb verſtanden haben?

[1] Libr. XXXVII. sect. 76.

Warum denn nur halb? Hier halb und dort halb; zwei Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantſpitze, hier des Rades; was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz ſey, der die Sache nur halb verſtehe. Denn ſonſt hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten geſagt, worin ſich Plinius auch hier geirrt habe. „Auch hier,“ ſagt er, „vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinſchneiderkunſt.“ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm dieſe Stelle nicht richtig, nicht genau genug ſcheint, ſo kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einſieht, was Plinius ſagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Beſonders muß er gar nicht wiſſen, was Plinius unter dem ſtumpfen Eiſen, ferro retuso, verſteht, welches über gewiſſe Edelſteine mehr Gewalt habe, als das ſcharfe Eiſen.

Denn wenn er es wüßte, würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher geſehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinſchneider in dieſer Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube ſogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinſchneider gar nichts wiſſen.

Doch ich will mich nicht verleiten laſſen, mit dieſer Meinung eher hervor zu treten, als bis ich ſie durch Verſuche beſtätigen kann.

Sie iſt genau mit einer eigenen Betrachtung über die Torneutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern ſie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich ſo auszudrücken, ein gewiſſes ἀντιςϱοφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich

zu machen, deren Bewirkung Salmaſius ihr ſchlechterdings abſpricht, und nur der Toreutik zuerkennen will.

Dreißigſter Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle vorausſetzen, wo Plinius von den verſchiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor- und Edelſteine geſägt und geſchnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors ſagt:[1] arena hoc fit, et ferro videtur fieri, serra in prætenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Inſtrumenten des Rades.

Verſtehen wir uns auch über das Wort Rad? Bei der Beſchreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verſtehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutſchen Künſtler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zweiunddreißigſten Seite ſeines Vorberichts, neben der Büchſe, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es iſt, ſo viel ich ſehen kann, die Bonterolle: nicht alſo das Rad, ſondern nur eines von den Inſtrumenten, welche in das Rad geſetzt werden. Was ich das Rad nenne, ſcheint er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das ſind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verſtehen.

Genug, ich begreife unter dem Rade alle und jede eiſerne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die ſie hervorbringen ſollen, in das Rad geſetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von dieſen Werkzeugen iſt es unſtreitig, daß ſie, eben wie die Marmorſäge, eigentlich ſelbſt nicht ſchneiden, ſondern nur zu ſchneiden ſcheinen, indem ſie den Smirgel, oder was man ſonſt für eine feinere Sandart

[1] Lib. XXXVI. sect. 9.

dazu braucht, dem Steine einreiben: arena hoc fit, et ferro videtur fieri. Wie aber dieſes ohne Maſchine zu bewerkſtelligen geweſen, iſt nicht abzuſehen. Folglich muß man eine Maſchine, ein Rad überall vorausſetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelſteine die Rede iſt, und dieſe Wirkung nicht das bloße Poliren ſeyn ſoll.

Nun leſen ſie die Stelle des Plinius:[1] Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam scalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitæ. Vicere postea ex Armenia vectæ.

Naxium hieß alſo das Pulver, welches die alten Steinſchneider Anfangs anſtatt unſers Smirgels brauchten, und ward aus Cypriſchem Schleifſteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armeniſchem Schleifſteine verfertigt wurde.

Salmaſius macht über dieſe Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte,[2] wo er die verſchiednen Arten der Diamante erzählt, auch eines Cypriſchen Diamants gedenkt: ſo ſoll jener Cypriſche Diamant und dieſer Cypriſche Schleifſtein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins ſeyn. Er meint, Plinius habe irgendwo den Cypriſchen Schleifſtein wegen ſeiner Härte adamas genannt gefunden, ſo wie ſelbſt das Eiſen aus eben der Urſache dieſen Namen führe. Dadurch ſey Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifſtein nenne. Hæc tam varie, ſetzt er hinzu,[5] quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quæ

1 Lib. XXXVI. sect. 10.
2 Lib. XXXVII. sect. 15.
3 Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris.

apud diverſos auctores invenerat, ac diſſimilia ſecernendi. Kurz; Salmaſius will von keinem Cypriſchen Diamante wiſſen; ſein Solinus muß es dasmal beſſer verſtanden haben, als Plinius; was Plinius de insula Cypro meint, das ſoll de ære cyprio zu meinen ſeyn;[1] der Diamant, von dem Plinius ſagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cypriſchen Diamant genannt, das ſey nichts als der Cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieſelbe Inſel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloße Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch jetzt ſind die Cypriſchen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weiß wohl, daß die Kenner dieſe Diamante nicht ſo recht für echte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nämlichen gemeint habe. Denn auch die Cypriſchen Diamante des Plinius ſind ihm von der ſchlechteren Gattung, weder ſo hart noch ſo klar, als die Aethiopiſchen, Arabiſchen und Macedoniſchen.

Einunddreißigſter Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere

[1] ibid. 1094.

Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meurſius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht ſo bald fertig werden. Er ſagt, das Naxium ſey nicht von Cypriſchen, ſondern von Cretiſchen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern ſchreiben wollen; denn nicht auf Cypern, ſondern auf Creta liege ein Naxus.[1] Und es iſt allerdings wahr, daß bei andern Schriftſtellern Naxiſcher Stein durch Schleifſtein aus Creta erklärt wird.[2]

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen,[3] daß dieſer Naxiſche Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zurechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er ſeinen Beinamen erhalten.

Doch dieſer Einfall empfiehlt ſich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf ſeinen Schriftſteller durchaus keinen Fehler kommen zu laſſen. Ehe wir den Alten einen ſo unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verurſachen, dächte ich doch, wir ließen den Plinius ſich lieber verſchrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius ſeyn, und ſind wirklich darin, obſchon gewiß die wenigſten von ihm ſelbſt herkommen mögen. Ganz anders iſt es mit Fehlern, wie ſie ihm Herr Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwiſſenheit, der er ſo leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cypriſchen Schiefer nicht gleich

[1] Cypri lib. II. cap. 5.
[2] Id. Cretæ lib. I. cap. 12.
[3] Ad Plinii l. c.

in Cypern in die Form der Schleifſteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinſchneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man ſie erſt deßwegen nach Naxus auf Creta bringen müſſen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxiſchen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unſern Steinſchneidern eben ſo wenig als den Armeniſchen ſtatt des Smirgels empfehlen; ich habe eine ganz andere Abſicht, warum ich ſeiner gedenke.

Genug, es war ein pulveriſirter Schleifſtein, deſſen ſich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifſtein, wiederhole ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen ſo allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anſtatt des Naxium, anſtatt des Armeniſchen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigſtens ſcheint ſich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinſchneidern eben ſo gewöhnlich geweſen, als den unſrigen der Smirgel: [1] denn er entſchuldigt dieſe, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Koſtbarkeit der Diamante; daher die wenigſten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführt werden könnten, und alſo, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn ſie mit jenem ſchneiden ſollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden, indem das Rad, mit Diamantpulver beſtrichen, weit geſchwinder und ſchärfer ſchneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Erſparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künſtlern machen will, [2] ihnen ſo nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur

[1] Vorb. der Dakt. S. 34.

[2] Vorb. der Dakt. S. 33.

des Schiefers, weder geſchwinder noch ſchärfer geſchnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; ſo daß es ihnen einen großen Theil der Polirung erſparte.

Kurz; wenn ich ſchon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht: ſo darf ich doch kühnlich läugnen, daß ſie es zur Ausſchleifung geringerer Edelſteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der jetzigen Koſtbarkeit der Diamante ſagen, was er will: ſo waren ſie bei den Alten doch noch ungleich koſtbarer, denn ſie waren ungleich ſeltener. Die Alten wußten von keinen Braſiliſchen Diamanten, die ſo neuerlich Europa überſchwemmt haben. Unſere Künſtler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, alſo weit eher machen können, als ihn die alten Künſtler machen konnten.

Und wer ſagt es denn, daß dieſe ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Inſtrumente des Rades in den Stein wirken, ſehen wir ja, daß er das Narium, daß er das Armeniſche Schieferpulver nennt. Konnten die Künſtler ſeiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuſchreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denſelben zuſchreibt? Wo anderwärts? —

Zweiunddreißigſter Brief.

„Die Alten, ſagt Hr. Klotz, [1] kannten die Kraft des Diamantſtaubes, die feinen Steine anzugreifen, und ſie bedienten ſich, welches unläugbar iſt, deſſelben.“

Welches unläugbar iſt! Warum wär es denn unläugbar?

[1] S. 42.

Weil es Hr. Klotz bei dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus?[1] „Weil es Plinius ausdrücklich ſagt; und weil, wenn Plinius auch nichts ſagte, die Meiſterſtücke der alten Steinſchneiderkunſt, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden.“

Aber dieſe Meiſterſtücke können das nicht zeigen: denn niemand läugnet, daß ſie nicht auch mit Hülfe des Smirgels, des Naxiums, des Armeniſchen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientaliſchen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant) eben ſo gut, obſchon nicht eben ſo geſchwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugniſſe des Plinius; in welcher Abſicht ſich Goguet auf zwei Stellen deſſelben beruft.

Die erſte iſt die nämliche, welche ich in dem acht und zwanzigſten Briefe bereits unterſucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerſchlagnen Diamants redet, deren ſich die Steinſchneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwieſen, daß unter dieſen crustis kein Staub, kein Pulver verſtanden werden kann, ſondern ſpitze ſchneidende Splitter zu verſtehen ſind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiſet noch weniger, wo es nur überhaupt heißt, daß ſich alle feine Steine ohne Unterſchied mit dem Diamante graben ließen: verum omnes adamante scalpi possunt.[2] Denn können hier nicht eben ſo wohl jene

[1] Il est constant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement, et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'œuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoître.

[2] Lib. XXXVII. sect. 76.

parvæ crustæ des Diamants, jene kleine ſchneidende Splitter verſtanden werden, als Diamantſtaub?

Beſonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der erſtern Stelle liegen ſoll, gänzlich Verzicht thun, indem er ſelbſt bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verſtehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß ange= ſtrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, ſondern Diamantſplitter, von welchen es ſich Plinius bloß habe weiß machen laſſen, daß man ſie zum Steinſchneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bei Griechen oder Römern ſonſt eine Stelle zu zeigen, die zu dieſem Behufe angeführt werden könnte.

Und nun laſſen Sie mich es gerade herausſagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwei einzigen Stellen, wo man deſſen Erwähnung finden wollen, ſeiner nicht erwähnen; daß dieſe Stellen nicht von dem Diamantpulver, ſondern von Diamantſplittern reden: ich getraue mir, die eine ſogar zu einem klaren Beweiſe g e g e n das Diamantpulver zu machen.

Plinius ſagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe ſchon angemerkt, daß man auf das feliciter hier ſehr ſchlecht geachtet. Man hat es ſo verſtanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit ſagen wollen, „wenn es ſich glücklicher Weiſe trifft, daß man den Diamant zerſchlägt.“ So hat es auch Goguet verſtanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le

rompre. Aber das iſt falſch, das kann Plinius nicht haben ſagen wollen, denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn ſich der Diamant in Stücken ſchlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein ſicheres Mittel, daß er in Stücken ſpringen mußte, ob ſchon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte ſagen: „wenn es ſich trifft, daß er glücklich ſpringt,“ nämlich daß er in ſolche kleine ſchneidende Splitter ſpringt, wie ſie die Steinſchneider ſuchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zerſprang; es war ein Glück, wenn er ſo und ſo zerſprang.

Iſt aber das: nun ſo iſt es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu ſchleifen verſtanden haben, daß ſie nicht gewußt haben, der Diamant laſſe ſich durch ſeinen eigenen Staub ſchleifen. Denn hätten ſie das gewußt, ſo hätte der Diamant mögen ſpringen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art ſeyn, von welcher es ſey: ſie hätten ihnen immer nachhelfen, ſie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künſtler daran ſuchte. Aber das konnten ſie nicht; und nur weil ſie es nicht konnten, mußten ſie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen laſſen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin verſichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieſer meiner Auslegung am erſten beitreten. Denn nur durch ſie fällt ein Einwurf wider ſeine Meinung, daß die Kunſt, die Diamante zu ſchleifen und zu brillantiren, dem Alterthume gänzlich unbekannt geweſen ſey, weg, den er zwar ſelbſt berührt, auf den er aber nur ſehr obenhin antwortet. Wenn nämlich die Alten das Diamantpulver gekannt und

gebraucht haben, wie Goguet zugeſtehen zu müſſen glaubt: wie kam es, daß ſie es nicht an dem Diamante ſelbſt verſuchten? „Dieſes ſcheint," antwortet Goguet, „allerdings ſchwer zu begreifen; gleichwohl iſt es nun nicht anders. Auch finden ſich mehr ſolche Beiſpiele von Schranken, die ſich der menſchliche Geiſt gleichſam ſelbſt zu ſetzen pflegt. Auf einmal bleibt er ſtehen, wenn er eben dem Ziele am nächſten gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt fehlt, um es völlig zu erreichen."

Es iſt wahr, dieſe wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch ſo ſelten als möglich darauf berufen; eben weil ſie ſo wunderbar iſt. Wenn wir ohne ſie fertig werden können, deſto beſſer. Und hier können wir es: die Alten verſäumten das Diamantpulver an dem Diamante ſelbſt zu verſuchen, weil ſie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.

Dreiunddreißigſter Brief.

Wenn ich geſagt, daß die alten Künſtler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit ſeltner, weit koſtbarer geweſen, als ſie jetziger Zeit ſind: ſo würde man dieſen Grund freilich um ſo viel mehr auch gegen die Diamantſplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten ſie oft zerſchlagen müſſen, ehe ſich einer, wie ſie ihn brauchten, fand!

Plinius ſcheint ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus ſelbſt anzudeuten. Sie waren ſo gemein nicht, daß ſie jeder Artiſt leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche ſich ohne ſie behelfen mußten.

Aber was thaten dieſe? Mußten ſie folglich alles durch

das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermangelung des Diamants fand ſich ein anderer Stein, deſſen Splitter das nämliche verrichteten. Er ſagt von dem Oſtracitis:[1] duriori tanta inest vis, ut aliæ gemmæ scalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu ſagen, was dieſes für ein Stein geweſen, wie er jetzt heiße, wo er zu finden; aber wird deßwegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falſch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta; und dieſes Wort kann eben ſo wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nämliche alſo, mit ſo ähnlichen Worten, von zwei verſchiedenen aber zu einerlei Zwecke dienlichen Dingen behauptet, zeigt, daß Plinius ſeiner Sache hierin ſehr gewiß geweſen.

Er hat ſich in das Mechaniſche keiner einzigen Kunſt tiefer eingelaſſen; und, alles zuſammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinſchneiderkunſt, die er am wenigſten ſoll verſtanden haben, gerade die meiſten und poſitivſten Data angegeben hat. Er gedenkt der verſchiedenen Inſtrumente, nach Verſchiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantſpitze; er gedenkt anderer ſcharfen Steinſplitter, welche bei gewiſſen Steinen die Stelle der Diamantſpitze vertreten können; er gedenkt verſchiedener Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bei dem Ausſchleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr ſagen können, der von dieſer Kunſt nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beiläufig ihrer erwähnt, indem er auf die Materialien kömmt, deren ſie ſich bedient?

[1] Lib. XXXVII. sect. 65.

Und dennoch ſoll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will; mich hat er zu ſcheu gemacht, ihm irgend etwas auf ſein bloßes Wort zu glauben. — Von ungefähr ſehe ich eben jetzt ein Wort bei ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht ſchreibe. Ich ſagte, er ſchreibe Agat, anſtatt Achat, nach dem Franzoſen oder Engländer, welcher ſeine Urſachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er ſchreibt nicht bloß Agat, ſondern gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben ſeine Kenntniß der griechiſchen Sprache ſo vortrefflich zu Statten kam! Als er bei dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: ſo fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzoſe mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloßes t verwandele, und dieſes brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von dieſem Wörtlein alſo leitete er die Benennung des Steins ab, und ſchrieb Agath, mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, dieſe Ableitung einmal gegen den Theophraſt und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieſes iſt: ſo will ich dem Herrn Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen, den Andreas Baccius nämlich, welcher, wie ich vermuthe, auf eben dieſe Weiſe ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, verſichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anſtatt Achates, Agathes zu ſchreiben, und dieſe wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vierunddreißigſter Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern geſagt, daß er mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen geheim geweſen?

Nicht bloß auf das Werkzeug Parallellinien zu ſchneiden, das er zwar dem Herrn Guay mittheilte, aber dem ungeachtet in ſeinem Werke weder mit ſtechen ließ, noch ſonſt beſchrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt ſey.

Nicht bloß darauf: ſondern noch auf einen ganz andern Umſtand. Aber gedulden Sie ſich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben verſprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künſtlers wird; wenn es keine bloße Zuſammenſtoppelung topiſcher und chroniſcher Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß ſeiner hinterlaſſenen Werke wird: ſo wird Hr. Klotz dieſen Umſtand nicht bloß berühren, er wird ſich weitläuftig darüber auslaſſen. Da werden wir ſehen, wie bekannt er in den Werkſtätten iſt; wie offenherzig die Künſtler gegen ihn geweſen!

Und Natter hatte nicht bloß ſeine Geheimniſſe. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden dieſen Punkten ſagen wird! —

Zweiter Theil.

1769.

Fünfunddreißigſter Brief.

Ich darf es wiederholen: „Was gegen meine Deutung des ſogenannten Borgheſiſchen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit.“

Was beſonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des

Nepos, obnixo genu scuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und scuto beſonders zu leſen. Hierwider ſagt Herr Klotz, ich weiß ſelbſt nicht was. Er räumt mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich ſage, daß es hier gebraucht ſey, und räumt es auch wieder nicht ein. Er führt ſelbſt noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch ſoll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er geſteht zwar, daß man ſagen könne: obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche ſich die Bruſt oder die Stirne ſtemmt; aber er verſichert, daß man nicht ſagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Urſache behält er für ſich: ich muß mich mit einem pro autoritate geſprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch ſchon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu ſprechen, als ich. Das mag ſeyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr Bischen Latein verſtanden haben. Denn ich bin nicht der erſte, der obnixo genu von scuto trennt. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius:[1] Chabrias, Atheniensium dux rei bellicæ peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.

Aber Herr Klotz weiß nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod

[1] Ad Cap. 16. Lib. II.

obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt, ſo muß ſich das gute Latein zuweilen von dem geſunden Menſchenverſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeigt unſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drängen zu laſſen, den er einmal einnimmt. Es kömmt alſo mehr dem Körper ſelbſt, als einer Veränderlichkeit deſſelben zu; und man würde berechtigt ſeyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn ſicherlich iſt es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen geſtemmt wird. Ich habe keine Autoren mit Erythräiſchen Regiſtern zur Hand; aber dem ungeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelſtelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus iſt das noch lange nicht.

Auch die Handſchriften des Nepos glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, ſagt er, getrennt werden ſollte, ſo müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meiſten Handſchriften aber leſen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. ſ. w. — Die meiſten! Hat ſie Herr Klotz gezählt? Es ſey: aber die meiſten ſind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte, ſo wäre auch dieſe einzige für mich ſchon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen ſich bloß und allein auf eine einzige Handſchrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handſchriften beſtimmen wollen, in welchen ſie ſich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu ſey, und folglich überhaupt nichts Gewiſſes

von ihm geſagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, ſo würde es nicht viel zu bedeuten haben; die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deſſelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freilich ſchon mehr. Doch auch ſo iſt aus der Lage des Achſelbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers für den fehlenden Arm noch immer genug zu ſchließen.

Aber leſen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bei dem Herrn Klotz ſelbſt.[1] Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn Sie mir mehr Bindiges darin zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechsunddreißigſter Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Klotz

[1] Acta Litt. Vol. III. pt. 3. p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego το obnixus hoc sensu occurrere, et potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, daß ich ſie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur obnixoque genu scuto projectaque hasta i. e. h. d. Verbum que non posset deesse, si το scuto conjungi deberet cum τῷ hasta. Denique dextra manus statuæ, quæ projectam hastam tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Götting'ſchen Anzeigen gefunden.[1]

Ei, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freundſchaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur jetzt erſt, da ich dieſe Freundſchaft nicht erwiedern will, ſondern mich unterſtanden habe, Fehler in ſeinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun ſagen, wenn er hört, daß der Götting'ſche Gelehrte ſeinen Vorwurf zurücknimmt, und bekennt, daß er weiter nichts damit ſagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen, er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ungeachtet aber bin ich bei weitem nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es in meinem Laokoon geweſen zu ſeyn ſcheine. Ein Tag lehrt den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umſtand gerieth, der mich in dem Vergnügen über meine vermeinte Entdeckung ſehr ſtörte.

Zudem fand ich mich von Herrn Winkelmann ſelbſt gewiſſermaßen irre gemacht. Denn es hat ſich in die Beſchreibung, welche er uns von dem Borgheſiſchen Fechter giebt, ein Fehler eingeſchlichen, der ganz ſonderbar iſt. Herr Winkelmann ſagt:[2] „die ganze Figur iſt vorwärts geworfen, und ruhet auf dem

[1] Hamburger Correſp. Numer 154 d. v. J. (24. Sept. 1768.)

[2] Geſchichte der Kunſt S. 395.

linken Schenkel, und das rechte Bein iſt hinterwärts auf das äußerſte ausgeſtreckt.“ Das aber iſt nicht ſo: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein iſt hinterwärts ausgeſtreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhafteſten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht ſeyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und beſtärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmann'ſchen Beſchreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmann ſelbſt veranlaßt haben. Wahr iſt's, der erſte Blick, den ich auch in einem ſolchen Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von dieſem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke ſeyn, wenn er auch ſchon im Kupfer als der rechte erſcheint; und der Fuß, dieſem Arme gegenüber, muß der rechte ſeyn, wenn er ſchon in dem Kupfer der linke iſt. Aber ich muß nur immer auf dieſen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu ſicher mißleiten laſſen.

Doch kömmt denn ſo viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß iſt, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius ſagt:[1] Sciendum præterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quæ plagam possit inferre.

[1] De re milit. lib. I. c. 20.

So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeußerungen der Kraft verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bei dem Wurfe muß der linke vor ſtehen; deßgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß müſſen nachſtoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führt, ſo nahe zu ſeyn als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts geſtreckt, dachte: ſo konnte es gar wohl die Lage ſeyn, welche Chabrias ſeine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn ſie ſollten in einer feſten Stellung, hinter ihren Schilden, mit geſenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten; die Schildſeite und der Fuß dieſer Seite mußte alſo vorſtehen; der Körper mußte auf dieſem Fuße ruhen, damit ſich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachſtoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf dieſem ruhend, lebhaft genug gedacht, ſo glaube ich nicht, — wenigſtens glaube ich es jetzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias ſo leicht dabei würde eingefallen ſeyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwiderſprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen iſt, daß ſie einem nahen Feinde einen Hieb verſetzen, nicht aber einen anrückenden von ſich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden ſollen, und ſo würde es noch geſchienen haben, als ob er der Mann wäre, der ſich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl iſt auch dieſes der Umſtand nicht, von dem ich bekenne, daß er ſchlechterdings meine Muthmaßung mit eins vernichtet. Gegen dieſen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte, aber nicht gegen den andern.

Siebenunddreißigſter Brief.

Sie ſollen ihn bald erfahren, den einzigen Umſtand, gegen den ich es umſonſt verſucht habe, mich in dem ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechslung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz ich mir in dem dreizehnten dieſer Briefe die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beiliegendes Blatt.[1]

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten der Winkelmann'ſchen Monumenti inediti in unſern Anzeigen unzufrieden, daß er ihm Schuld giebt, als habe er den Borgheſiſchen Fechter mit dem ſogenannten Miles Veles im Muſeum Florentinum verwechſelt. Herr Leſſing hat Recht; der Recenſent hätte allerdings dieſes wenigſtens durch ein *es ſcheinet* ausdrücken ſollen. Herr Leſſing lehnt auch wirklich einen ſolchen Verdacht auf eine nachdrückliche Weiſe von ſich ab. Hierzu kömmt in der That noch dieſes, daß der Miles Veles den Schild eben ſo wenig vor ſich an das Knie geſtemmt hält, und daß alſo das obnixo genu scuto eben ſo wenig ſtatt findet, obgleich ſonſt die Stellung eines Kriegers, *der ſeinen Feind erwartet*, und inſonderheit das gebogene Knie, auf die beſchriebene Stellung des Chabrias eher zu paſſen ſchien;

[1] Götting'ſche Anzeigen St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

in ſo fern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmt, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt haben. Eben dieſe Vorſtellung hatte dem Recenſenten Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freilich Herr Leſſing mit Grund von ſich abweist, und abweiſen kann. Jene Stellung läßt ſich vielleicht auch eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ —

Das iſt alles, was ich verlangen, das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffenen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber ſobald er ſieht, daß dieſes unrechte Wort, daß dieſe unrechte Wendung einen Eindruck machen, den ſie nicht machen ſollen, daß kleine hämiſche Kläffer dahinter her bellen, und die unwiſſende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausſchreit: ſo ſteht er keinen Augenblick an, das Mißverſtändniß zu heben, die Sache mag noch ſo geringſchätzig ſcheinen.

Was wäre es denn nun, zwei Statuen verwechſelt zu haben? — Freilich wäre es für die Welt weniger als nichts, aber für den, der ſich einer ſolchen Nachläſſigkeit ſchuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen ſchreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen ſeiner Leſer nicht dadurch zu verſcherzen.

Jch will mich erklären, in wie fern ich auf dieſes Zutrauen ſehr eiferſüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir ſelbſt, wenn ich auch von dem aller eingeſchränkteſten unfähigſten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings bloß darum anzunehmen, weil es

mein Urtheil, weil es meine Meinung iſt. Und wie könnte ich ſo ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es ſelbſt gegen keinen Menſchen in der Welt habe? Es iſt ein weit anſtändigeres, worauf ich Anſpruch mache. Nämlich: ſo oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil Zeugniſſe und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich dieſe Zeugniſſe auch wohl ſelbſt möchte nachgeſehen, ob ich dieſe Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geſchöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden, aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und ſicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müſſen ſo viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber, ob auch die Schlüſſe, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da ſehe jeder ſelbſt zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht ſeyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirrt, indem ich die Wahrheit ſuchte; und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Götting'ſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Klotz hat unſtreitig aus eigener Erfahrung einen ſolchen Plunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat bloß ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer

auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheint er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte; und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen räumen laſſe, als der knieende des Miles Veles. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt bloß umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Leſſing vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Chabrias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recenſent damals freilich nicht beibringen konnte. Nepos beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias, ſo daß ſie einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Der natürliche Verſtand der Worte ſcheint der zu ſeyn, daß die Soldaten das Knie an den Schild anſtemmen, und ſo den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind nicht einbrechen konnte. Dieſe Erklärung wird durch die beiden Parallelſtellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage der Sache mit den übrigen Umſtänden ſelbſt, beſtätigt; denn der Angriff der Lacedemonier geſchah gegen die

auf einer Anhöhe geſtellten Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) Hiermit ſcheint der Borgheſiſche Fechter nicht wohl überein zu kommen, deſſen Stellung dieſe iſt, daß er nicht ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt; daß er den Kopf und die Augen nicht vor= oder herabwärts, ſondern aufwärts richtet, und ſich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, zu verwahren ſcheint; wie nicht nur das Kupfer zeigt, ſondern auch Hr. Leſſing im Laokoon ſelbſt die Beſchreibung mit Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der dieſe Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, ſchlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunction der Stellung des Borgheſiſchen Fechters näher zu bringen. Dem ſey alſo: aber auch dann wiſſen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium damit zu vereinigen. Doch alles dieſes muß Hr. L. nicht als Widerlegung, ſondern als Schwierigkeiten anſehen, die er in der Folge ſeiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn ſonſt würden wir noch anführen, daß der ganze Körper des Borgheſiſchen Fechters in unſern Augen den ganzen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines Fechters, aber gar nicht das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt ſich ſo etwas nicht beurtheilen, und hiebei könnte die Vorſtellungskraft ſehr verſchieden ſeyn. Noch müſſen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in Hrn. Prof. Sachſens zu Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II. tab. 26. n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache ſpricht, der Gründe

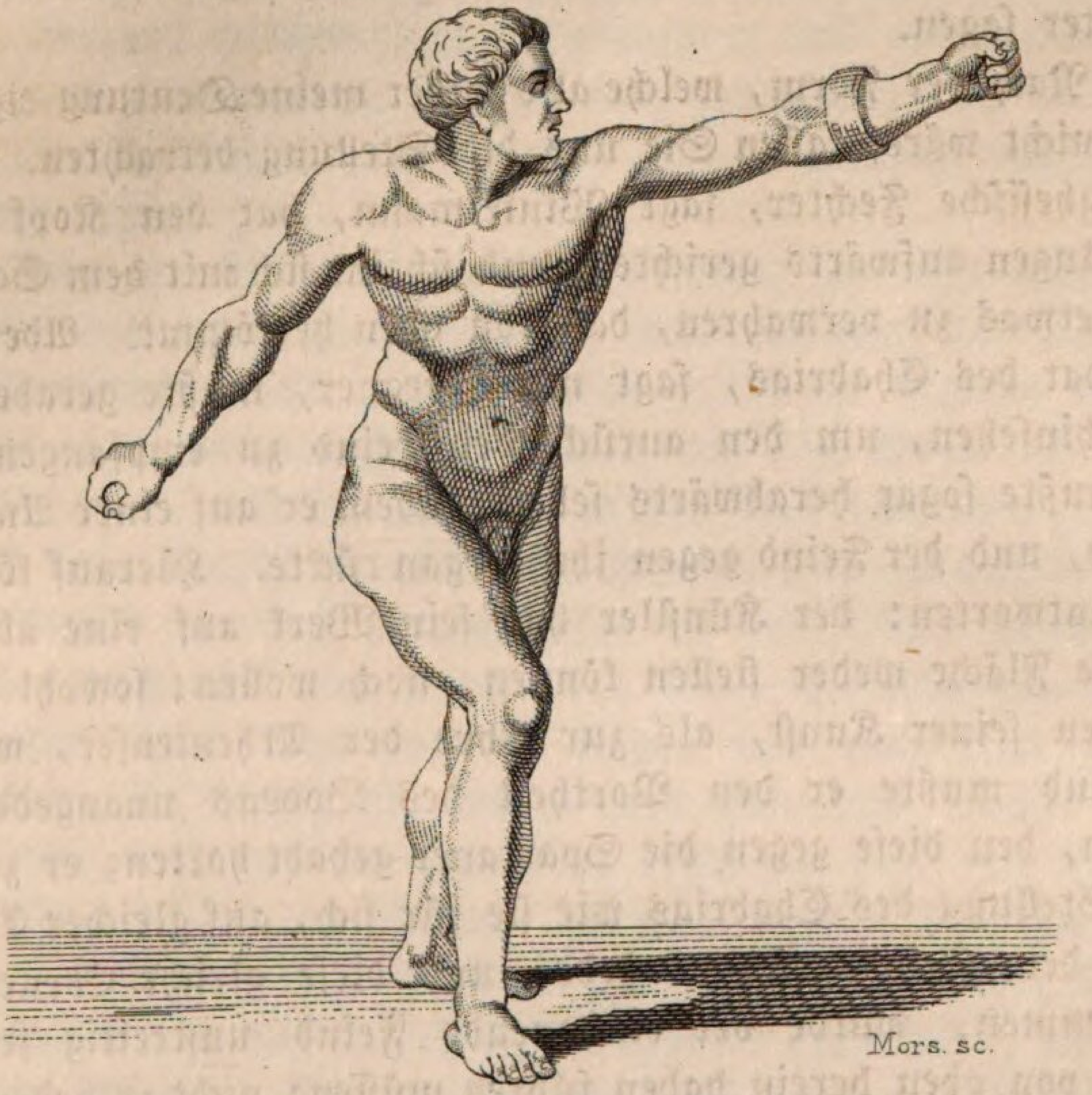
und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger ſchließend, und was ich für völlig entſcheidend darin halte.

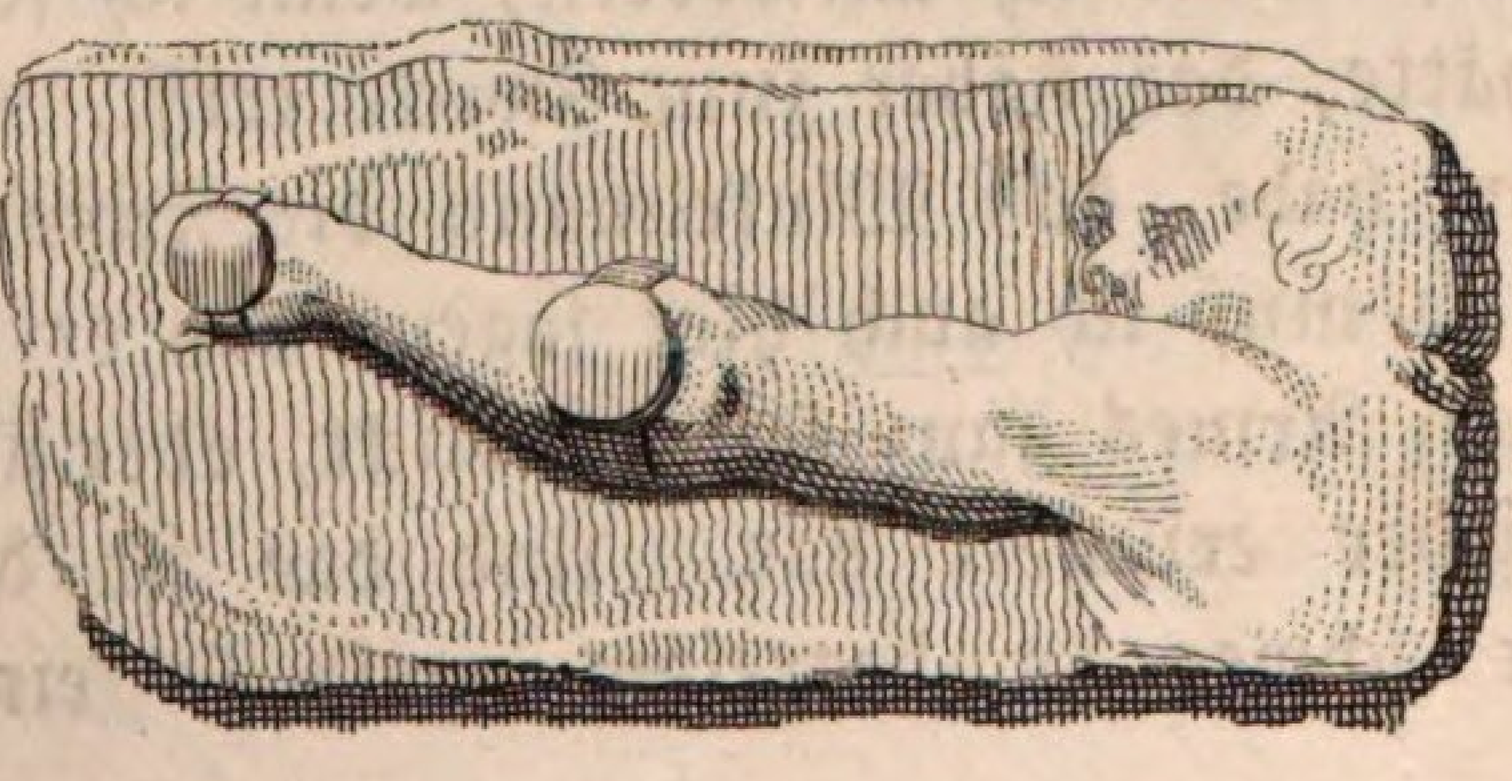
Der Götting'ſche Gelehrte erkennt in der Borgheſiſchen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat ſie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann ſchon erinnert, „daß den Fechtern in Schauſpielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals widerfahren ſey, und daß dieſes Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu ſeyn ſcheine.“ Auf dieſes würde ich antworten, daß die Statue ikoniſch ſey. Es war eine größere Ehre bei den Griechen, eine ikoniſche Statue zu erhalten, als eine bloß idealiſche,[1] und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzelnen Falle genommen, in welchem ſich Chabrias ſelbſt zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er ſich als den denkenden Feldherrn erwieſen hatte. Wenn Winkelmann die erhabenern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrſcheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führt: ſo iſt ihm unſer Fechter wie die Geſchichte, in welcher nur die Wahrheit, aber mit den ausgeſuchteſten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er ſieht in ſeiner Bildung einen Menſchen, welcher nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſteht, ſondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darin, welches beſtändig beſchäftigt geweſen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das

[1] Laokoon S. 13. (Bd. VI. S. 15.)

läßt ſich eher von einem Krieger überhaupt, es ſey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter ſagen.

Nach der Form, welche alſo wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, laſſen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, ſagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und ſcheint ſich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, ſagt mein Gegner, mußte gerade vor ſich hinſehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte ſogar herabwärts ſehen, indem er auf einer Anhöhe ſtand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künſtler hat ſein Werk auf eine abhängende Fläche weder ſtellen können, noch wollen; ſowohl zum Beſten ſeiner Kunſt, als zur Ehre der Athenienſer, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet laſſen, den dieſe gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie ſie für ſich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, ſeyn würde; und dieſe gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind unſtreitig ſeinen Hieb von oben herein haben führen müſſen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich ſagt, zum Theil auch aus Reiterei beſtand, und der Soldat des Chabrias ſich um ſo mehr von obenher zu decken hatte. Dieſes, ſage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich ſonſt nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich ſchon erinnert habe, daß Winkelmann die Füße des Fechters verwechſelt, ſo muß ich auch hier ſagen, daß er die Lage des ſchildtragenden Armes ganz falſch erblickt, oder ſich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das iſt der Umſtand! Es iſt mir ſchwer zu begreifen, wie ſo ein Mann in


Mors. sc.



Beſchreibung eines Kunſtwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, ſich ſo mannichfaltig habe irren können; gleichwohl iſt es geſchehen, und ich kann weiter nichts als es bedauern, daß ich ſeinen Angaben, die ich nach dem eigenen Augenſcheine ertheilt zu ſeyn glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt bin.

Nein, der Borgheſiſche Fechter ſcheint ſich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; ſchlechterdings nicht. Denn wenn er dieſes ſcheinen ſollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme faſt horizontal liegen, und die Knöchelſeite der Hand nach oben gekehrt ſeyn? Aber das iſt ſie nicht; die Knöchel ſind auswärts, und das Schild hat faſt perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polſter des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen ſind auch nicht höher gerichtet, als nöthig iſt, hinter und über dem Schilde weg zu ſehen, und aus der geſtreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meiſten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Geſichtspunkte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand ſollte mit der Stirne faſt in gerader Linie liegen, deſſen mich nicht nur verſchiedene Abgüſſe überzeugen, ſondern auch Herr Anton Tiſchbein verſichert, welcher in Rom dieſe Statue ſtudirt, und ſie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verſchiedenen Geſichtspuncten gezeichnet hat. Ich habe mir unter ſeinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Abſicht hier für die bequemſte halte, ausſuchen dürfen, und lege ſie Ihnen bei.[1] In der Sammlung des Maffei iſt es ſchon aus der Vergleichung beider Tafeln, die ſich daſelbſt von dem Fechter befinden,

[1] S. Taf. VIII.

augenſcheinlich, wie falſch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derſelben gezeichnet iſt.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeſchrieben, daß ſich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren ſcheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bei dieſem von oben her weiter nichts gedacht, als in ſo fern es ſich von jedem Hiebe ſagen läßt, der von oben herein, höchſtens von einem Pferde herab, geführt wird. Winkelmann aber ſcheint einen aus der Luft ſtürzenden Pfeil oder Stein dabei gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anſtatt daß er, in ſeiner Geſchichte der Kunſt, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennt, der ſich in einem dergleichen Stande beſonders hervorgethan habe, glaubt er in ſeinem neueſten Werke [1] ſogar den Vorfall beſtimmen zu können, bei welchem dieſes geſchehen ſey, nämlich bei einer Belagerung.

Wenigſtens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müſſen, wenn man in ihn gedrungen wäre, ſich umſtändlicher, auch nach der übrigen Lage der ſtreitigen Vorſtellung, zu erklären. Denn nur bei dieſer kann der Belagerer mit dem Feinde zugleich aus der Ferne und in der Nähe zu ſtreiten haben; nur bei dieſer kann er genöthigt ſeyn, ſich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworfen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden iſt. Handgemein aber iſt dieſe Figur, die wir den Fechter nennen; das iſt offenbar. Sie iſt nicht in dem bloßen unthätigen Stande der Vertheidigung; ſie greift zugleich ſelbſt an, und iſt bereit,

[1] **Monumenti antichi et inediti**, Tratt. prel. p. 94 et Ind. IV. Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu verſetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeſchlagen, und wendet ſich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Laſt des Körpers liegt, gegen die geſchützte Seite, um da dem Feinde in ſeine Blöße zu fallen.

Bis hieher iſt alſo von den Einwendungen des Götting'ſchen Gelehrten, dieſes die ſchließendere! „Der Soldat des Chabrias ſollte den anprellenden Feind bloß abhalten; die Stellung des Borgheſiſchen Fechters aber iſt ſo, daß er nicht ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt; folglich kann dieſer nicht jener, jener nicht dieſer ſeyn." Sehr richtig; hierauf iſt wenig oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch ſchon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur ſo ſchwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nämlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigſtens beſtärkt hat.

Achtunddreißigſter Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich ſeyn wollte. —

Der bildende Künſtler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch ſein Werk ſoll kein bloßes Denkmal einer hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn; beide dürfen von dem Einzelnen, ſo wie es exiſtirt hat, abweichen, ſobald ihnen dieſe Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunſt gewährt.

Wenn alſo der Agaſias, dem es die Athenienſer aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieſer Feldherr ſeinen Soldaten gebot, nicht die vortheilhafteſte Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung ſeyn würde: was hätte

ihn abhalten können, einen ſpätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müſſen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, ſondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht ſodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden ſeyn müſſen? Und hätten ſie es ungefähr nicht eben ſo ſeyn können, wie ſie es in der ſtreitigen Statue ſind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie ſagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſey. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beſchuldigen Sie mich alſo nur keiner Sophiſterei, daß, indem ich mein Unrecht ſchon erkenne, ich mich dennoch gegen ſchwächere Beweiſe verhärte. —

Das Weſentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie ſehr iſt nicht ſchon über die Zweideutigkeit der lateiniſchen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben ſowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören; das eine macht einen eben ſo guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieſes oder für jenes entſcheiden; alle hermeneutiſche Mittel, die uns die Stelle ſelbſt anbietet, ſind vergebens. Ich durfte alſo unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher

nachforſchen ſollen, ob Nepos der einzige Schriftſteller ſey, der dieſes Vorfalles gedenkt. Da es eine griechiſche Begebenheit iſt, ſo hätte mir einfallen ſollen, daß, wenn auch ein Grieche ſie erzählte, er ſchwerlich in ſeiner Sprache an dem nämlichen Orte die nämliche Zweideutigkeit haben werde, die uns bei dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto ſo ſchwankend andeutet, von einem durch τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας, und von dem andern durch τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους ausgedrücket werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſeyn? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bei dem Diodor, [1] und das andere bei dem Polyän. [2] Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und geht dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bei dem Lateiner ſeyn.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein, obgleich der Götting'ſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Velites als Triarier zu ordnen ſcheint. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen."

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter

[1] Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Wessel. T. II. p. 27.

[2] Strat. lib. II. cap. 1. 2.

mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrifft, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tiefgelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neununddreißigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa ſagen ſollen, daß Diodor und Polyän ſpätere Schriftſteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht ſie, wohl aber ſie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch ſie von der Zweideutigkeit des lateiniſchen Ausdrucks verführt worden? Ei nun ja, das wäre wahrſcheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterei. Die Henne ward über ihr Ei ſo laut; und es war noch dazu ein Windei!

Freilich! Indeß, wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu ſchämen habe, weil ich ihn ſelbſt zurücknehmen müſſen: ſo denken Sie es wenigſtens nicht mit mir. — In dem antiquariſchen Studium iſt es öfters mehr Ehre, das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bei Ausbildung des erſtern war unſere ganze Seele geſchäftig: bei Erkennung des andern kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch jetzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darin iſt, geſehen habe, als daß ich endlich beim Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weiß.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht

wenigſtens eine nähere Diſcuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können; wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Götting'ſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts geſtreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorſetzt. So muß ſie nicht weniger Herr Prof. Sachſe annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr auf einem geſchnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu ſehen meint, welche das linke Schienbein vorſetzend, auf dem rechten Knie liegt, und ſich den Pfeil nächſt dem Knöchel dieſes Fußes herauszieht. Kurz, ſie müſſen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild geſtemmt ſeyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben ſie hieran wohl Recht? — Wo iſt ein Wort beim Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieſer knieenden Lage machen könne? Wo bei dem Diodor? Wo bei dem Polyän? Bei allen dreien befiehlt Chabrias ſeinen Soldaten weiter nichts, als 1) geſchloſſen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — *τη ταξει μενοντας* — *μη προδραμειν, αλλα μενειν ἥσυχη*; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — *ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν* — *τα δορατα ὀρθα προτειναμενους*; 3) die Schilder gegen das Knie zu ſenken, oder an das Knie zu ſchließen — obnixo genu scuto *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας* — *τας ἀσπιδας ἐς γονυ προ*

ερεισαμενους. Da iſt nichts vom Niederfallen; da iſt nichts, was das Niederfallen im geringſten erfordern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeſchickt ſogar die knieende Lage zu der Wirkung geweſen wäre, die ſich Chabrias verſprach. Kann der Körper im Knieen wohl ſeine ganzen Kräfte anſtrengen? Kann er den Spieß ſo gerade, ſo mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal geſenkt worden. Sie ſollten dem Feinde gerade wider die Bruſt gehen; und im Knieen würden ſie ihm gerade gegen die Beine gegangen ſeyn. Noch weniger würde ſich das Knieen zu einem Umſtande ſchicken, der dem Diodor bei Beſchreibung dieſer Evolution eigen iſt. Er ſagt, Chabrias habe ſeinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe ſich wirklich durch dieſe καταφρονησιν abſchrecken laſſen. Die knieende Lage aber hat von dieſem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; ſie verräth gerade mehr Furchtſames, als Verächtliches; man ſieht ſeinen Gegner darin ſchon halb zu ſeinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch jetzt das erſte Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterei auf dem Knie empfängt. Dieſer Fall iſt ganz etwas anders. Das erſte Glied befindet ſich bei Ertheilung der letzten Salve ſchon in dieſer Lage; der Feind iſt ihm ſchon zu nahe, ſich erſt wieder aufzurichten. Zudem iſt wirklich die ſchiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde geſteiften Bajonets dem anſprengenden Pferde gefährlicher; es ſpießt ſich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit geſenktem Bajonete auf ſich anrücken ſieht, bleibt das erſte Glied gewiß nicht auf den Knieen, ſondern richtet ſich auf, und empfängt ſeinen Feind ſtehend.

Eben das hatten die Triarier bei den Römern. So lange die vordern Treffen ſtritten und ſtanden, lagen ſie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſteckt, und deckten ſich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius ſagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein ſie blieben nicht auf den Knieen, wenn die vordern Treffen geſchmiſſen waren, und der Streit nunmehr an ſie kam. Sondern ſodann richteten ſie ſich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht alſo ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der ſie noch keinen Feind vor ſich hatten, und ſich bloß gegen das Geſchoß aus der Ferne, ſo wie es über die vordern Treffen flog, deckten: nicht die, ſondern ihre aufgerichtete acies ſelbſt, quæ hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß dieſe den Feind bloß feſten Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das iſt unwiderſprechlich, ſollt ich meinen; und ich habe ſonach die Stelle des Nepos, da ich einen ſtehenden Krieger darin erkannte, doch immer noch richtiger eingeſehen, als alle die, welche ſich einen knieenden einfallen laſſen. Ja es iſt ſo wenig wahr, daß Herrn Sachſens verwundeter Achilles, in Betracht ſeiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias ſeyn könne, als der Borgheſiſche Fechter, wie der Götting'ſche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken iſt, wenn man unter den alten Kunſtwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufſuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann ſchlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe ſich gegen den Miles Veles nicht noch beſonders erinnern! Er hat im geringſten nicht das Anſehen eines Kriegers, welcher ſeinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nämliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch ſchon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmet, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt hätten:“ ſo müßte doch dieſes eine gebogene Knie das linke geweſen ſeyn, das rechte hätte es unmöglich ſeyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch iſt der rechte Arm deſſelben gar nicht ſo, wie er ſeyn müßte, wenn er mit demſelben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten ſollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römiſch iſt, ob ſie gleich keinen Römer vorſtellt, und noch weniger einen Griechen vorſtellen kann. Ich habe das Muſeum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umſtändlichen Beweis hierüber einlaſſen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieſer vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten, welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginenſern und andern afrikaniſchen Völkern eigenthümlich. [1]

Doch was halte ich mich bei einem Werke auf, das mich ſo wenig angeht? Mein Gegner ſelbſt geſteht, „daß ſich die Stellung des Chabrias vielleicht eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken laſſe, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.“ Und was iſt das anders, als ſeine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias ſey, mehr als um

[1] V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

die Hälfte zurücknehmen? Ich ſchmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er ſie auch wohl ganz zurücknimmt, und ſich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias ſich nicht bloß auch oder beſſer im Stehen denken laſſe, ſondern daß ſie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, dieſe ſtehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müſſen wir uns die Haltung des Schildes ſelbſt vorſtellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προερειδεσθαι des Polyänus davon ſagen zu können?

Ich denke ſo! — Sie wiſſen, ohne es erſt von Hr. Klotzen aus geſchnittenen Steinen gelernt zu haben,[1] daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwei Riemen gab, die zur Befeſtigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke geſteckt, und in den unterſten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, ſo wie er überhaupt ſtark iſt, ſich von allen Dingen auf das eigentlichſte und beſtimmteſte auszudrücken, beide dieſe Riemen Handhaben, und ſagt, daß die Soldaten den Arm durch beide geſteckt.[2] Die Griechen haben ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laſſen will), πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann.[3] An dem

[1] S. 103.

[2] „Linguett hätte die Steine betrachten ſollen, auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich ſieht, durch den die Soldaten den Arm ſteckten. Auf andern iſt nur eine dergleichen Handhabe zu ſehen. l. c.

[3] Lipſius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII.) hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeigt ſelbſt die Stelle

ὄχανα blieb das Schild beſtändig feſt, den *πορπαξ* aber konnte der Soldat fahren laſſen, und ließ ihn fahren, ſo oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheint Lipſius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarier geführt, ſchließen will, daß ihre Spieße nicht

beim Suidas, oder dem Scholiaſten des Ariſtophanes, in der es ungewiß gelaſſen wird, ob *πορπαξ* den Armriemen oder die Handhabe bedeute. *Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ῷ κρατει την ἀσπιδα ὁ ςρατιωτης.* Ich ſage alſo auch nicht, daß *ὄχανον* und *πορπαξ* nie verwechſelt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verſtanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieſer Wörter, wenn ſie ſo ſtehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeint ſeyn kann. Alsdann, ſage ich, heißt *ὄχανον* der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehrt, wo er ſagt, daß die *ὄχανα* der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man ſie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und ſo die linke Seite damit geſchützt habe. Denn *πορπακες*, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals ſchon ſeyn, um ſie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden bloß, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. *Οχανον* und *πορπαξ* mußten in der Weite des Ellenbogens bis zur geballten Hand aus einander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und ſich die Deckung deſto weiter erſtrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag; dieſer aber war öfters von Eiſen, und ging durch das Schild durch. Dem *πορπαξ* entſpricht das lateiniſche ansa, und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bei Gelegenheit einer Stelle des Ammianus ſagt: Unam ansam nominat; atqui duæ plerumque fuere in scuto grandiore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheißen. — Wenn man auf alten Denkmälern Schilde bloß mit Einem Tragriemen, das iſt, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: ſo können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde ſeyn, die nicht anders als mit abgebrochenen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit ſich ihrer niemand in der Geſchwindigkeit bedienen könne.

allzu lang könnten geweſen ſeyn, weil ſie dieſelben nur mit einer Hand führen müſſen.[1] Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen ſie wirklich dazu, wenn ſie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu faſſen, und das Schild nur bloß an dem Armriemen hangen blieb, in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befeſtigt war, ſo konnte der übrige Theil nicht anders als herabſinken, gegen den vorgeſetzten linken Fuß herabſinken, und wenn es lang genug war, das Knie deſſelben bedecken. Das Knie konnte ſich ſodann an das Schild ſtemmen, und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias ſeinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern ſtehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu laſſen, wodurch die Schilde auf das Knie herab ſanken, *τας ασπιδας προς το γονυ κλινοντας*; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und ſo, *εν ορθῳ τῳ δορατι μενειν*, mit gefällten Spießen den Feind zu erwarten. Das iſt die ungezwungenſte Umſchreibung der Worte des Diodor, und kann es eben ſo wohl von den Worten des Nepos und des Polyänus ſeyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen laſſen, um die linke Hand mit zu Führung des Spießes zu brauchen: ſo werfen Sie

[1] De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, hastæ istæ non nimis longæ, nec ut Macedonum sarissæ. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

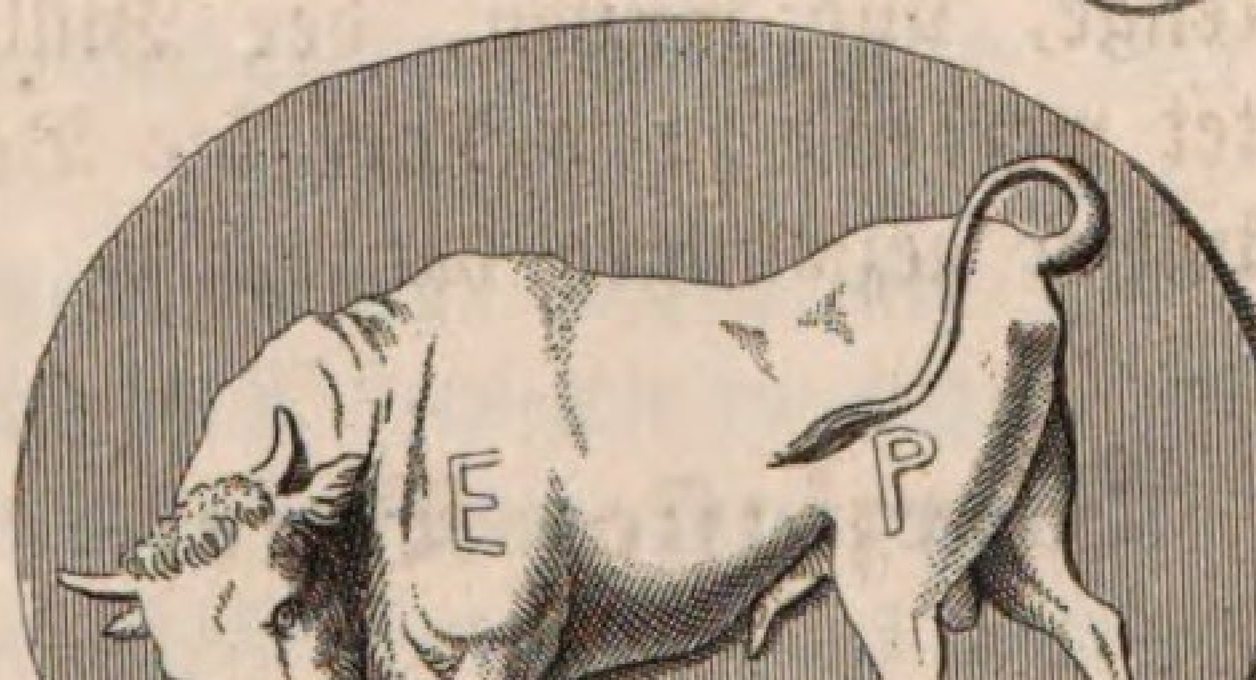
einen Blick auf einen Stein beim Natter. Er iſt, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte ſchneiden laſſen, und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beizulegen. [1] Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des ſtehenden Soldaten, der ſeinen verwundeten Gefährten vertheidigt, an dem bloßen Armriemen, und hängt ſo tief herab, daß es völlig das vorgeſetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht ſo hoch, ſondern mehr geradeaus geführt würde. Wundern Sie ſich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künſtler wollte ſich die Ausführung des linken Armes erſparen, und verſteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen ſollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und ſo den Arm herauszuholen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgeholt iſt. Dergleichen Unrichtigkeiten finden ſich auf alten geſchnittenen Steinen die Menge, und müſſen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beſchaffenheit des Steines den Künſtler gezwungen hat.

Vierzigſter Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegium wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig; aber dem ungeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er ſagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bei der Art, wie die alten Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben ſoll. Daß Hr. Klotz nichts davon

[1] S. Taf. IX. Beim Natter iſt es auch die neunte Tafel.



magnitudo Gemmæ

weiß, haben wir geſehen. Doch will er noch „zwei Anmerkungen beifügen, die beide das Mechaniſche der Kunſt betreffen.“ [1]

Die erſte dieſer Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künſtler,“ ſagt Hr. Kloß, „pflegten gern ihre Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleifen.“ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künſtler? Sie ſelbſt? Das heißt, ihnen auch ſehr viel zumuthen. So weit, ſollte ich meinen, hätten ſich die alten Künſtler die Steine wohl können in die Hand arbeiten laſſen. Es ſind ja jetzt drei ganz verſchiedene Leute, die ſich in die Verarbeitung der Edelſteine getheilt haben: der Steinſchleifer, le Lapidaire; der Steinſchneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en œuvre.

Warum ſollte das nicht auch bei den Alten geweſen ſeyn? Und es iſt allerdings geweſen. Sie hatten ihre Politores, ſie hatten ihre Scalptores, ſie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinſchleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verſtande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; ſondern es heißt auch zuſchleifen. So ſagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; ſie werden alle ſechseckig geſchliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieſer Leute Sache. Sie verſtanden ſich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunſtgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch ſo ſchlecht ſey, dennoch ſehr feine

[1] S. 52.

und lautere Steine wären; er ſchloß alſo, daß einige alte Künſtler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, ſie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man jetzt unter tauſenden kaum einen finde, der das nämliche Feuer habe. Es ſtreiten, ſagt er, für dieſe Muthmaßung noch andere ſtärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leſer indeß zu errathen überlaſſe, bis ich ſie ihm bei einer andern Gelegenheit ſelbſt mittheilen kann.[1] Natter hat ſehr richtig gemuthmaßt, wenn es anders bloße Muthmaßung bei ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugniſſen beſtätigt, der uns ſogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, deſſen ſich die Steinſchleifer zu dieſer Abſicht bedienten. Omnes gemmæ, ſagt er,[2] mellis decoctu nitescunt, præcipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeint ſeyn; dieſer decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Maſſe des Steines wirken. Die Schärfe des Corſiſchen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geſchickt machte, obgleich ſonſt die Edelſteine ſcharfe Säfte nicht wohl vertragen können, ſchreibt Plinius an einem andern Orte[3] der Blüthe des Buxbaumes zu, welcher in Corſica ſehr häufig wachſe. Ich merke dieſes an, um in Ermangelung des Corſiſchen Honigs, unſer gemeines Honig mit zerquetſchten

[1] Zum Schluſſe ſeiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en touve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer.

[2] Lib. XXXVII. Sect. 74.

[3] Lib. XVI. Sect. 18.

Buxbaumblättern oder Blüthen abzureiben, falls man einen Verſuch damit machen wollte, für deſſen Erfolg ich jedoch nicht ſtehen mag.

Aus den Händen dieſer Politorum gemmarum empfingen alſo die Scalptores die Steine, in welchen ſie ihre Kunſt zeigen wollten. Sie von ihnen ſelbſt zuſchleifen laſſen, heißt den Bildhauer in die Kluft ſchicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch ſelbſt brechen ſoll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geſchliffenen oder geſchnittenen Steine faßten, und ſo, wie ſie ſich nach ihren Farben am beſten zuſammen ſchickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derſelben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch ſo leicht nicht zuſammen bringen konnten, als es uns bei der ungleich größeren Menge von Steinen jeder Art möglich iſt: ſo kam ſehr viel darauf an, die Steine von verſchiedenen Farben ſo zu verbinden, daß keiner den andern ſchändete, und ſie alle zuſammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieſer Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet:[1] Opali smaragdis tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum et maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weiß nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus ſeinen Manuſcripten folgender Geſtalt zu leſen befahl: atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das iſt, wie er es in einer Note ſelbſt erklärt, weil er ohne Zweifel vorausſah, daß dieſe Lesart

[1] Libr. XXXVII. cap. 6.

hinwiederum andern nicht ſehr deutlich ſeyn dürfte: et cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es iſt wahr, nun verſteh' ich es recht wohl, was Harduin will; aber eine ſolche unausſprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch ſehr ſeltſam vor. Eine unausſprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu ſetzen, was keinen beſtimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geſchmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag alſo Harduins Verbeſſerung gefallen, wem ſie will; ich bleibe bei der alten Lesart, die doch wohl auch Manuſcripte muß für ſich gehabt haben, und auf alle Weiſe dem Zuſammenhange gemäßer und des Plinius würdiger iſt. Nur weil Harduin, wie es ſcheint, nicht wußte, welche Idee er ſich eigentlich von den hier erwähnten Künſtlern machen ſollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete ſich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum ſo viel als mangones, adulteratores gemmarum ſeyn ſollten; und ſie waren das, was ich geſagt habe. Sie faßten und ſetzten; und bei dieſer Arbeit erfuhren ſie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines ſeltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nämlich in Anſehung ſeiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine beſtimmte Farbe hat, ſondern mehr als eine zeigt, ſo wie man ihn wendet und die Lichtſtrahlen ſich durch ihn brechen: ſo muß ihm ſein Platz bei andern farbigen Steinen ſehr ſchwer anzuweiſen ſeyn, die ſich unmöglich nach allen ſeinen Veränderungen einmal ſo gut wie das andere zu ihm ſchicken können. — In Abſicht der Fertigkeit und des guten Geſchmacks in Verbindung der verträglichſten Farben, vergleicht

Paſchalius [1] die Compositores gemmarum ſehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze (Στεφανοπλοκοις), dergleichen Glycera war, mit welcher Pauſias wetteiferte.

Einundvierzigſter Brief.

Alſo ſchliffen ſie eben nicht gern, die alten Künſtler, ihre Steine hoch und ſchildförmig, ſondern ſie bedienten ſich nur gern ſo geſchliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch, ſagt er, befreiten ſie ſich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und ſie konnten die äußern und vom Leibe abſtehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geſchickt herausbringen. Die alten Steinſchneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte ſie antreiben, ſie zu bilden. Man hat aber doch Beiſpiele.“

Ich bitte Sie, mein Freund, leſen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, ſo obenhin geleſen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es iſt nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings iſt es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer iſt, als der Raum einer ganz ebenen, in der nämlichen Peripherie eingeſchloſſen. Aber wie dieſer größere Raum dem Steinſchneider könne zu Statten kommen, das iſt über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einſchneidet, wird ja nicht concav, ſondern es muß ſo gleich oder ſo ungleich erhaben ſeyn, als es die Form dieſer Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennt man noch ſeine Convexität. Der Künſtler kann alſo ſchlechterdings weder größere noch mehrere Gegenſtände auf eine

[1] Coronarum lib. II. cap. 12.

ſchildförmige Fläche bringen, als ſich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen laſſen. Ganz anders iſt es, wenn man auf eine ſolche ſchildförmige oder ſphäriſche Fläche zeichnet oder malt; auf der Fläche eines Hemiſphärii z. E. laſſen ſich freilich mehrere Objecte, oder die nämlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemiſphärium wenden, oder uns um daſſelbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück deſſelben applaniren. Sollte aber dieſes Hemiſphärium aus dem Punkte ſeiner höchſten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal überſehen werden, wie eine geſchnittene Gemme: ſo würde für den Maler auch nicht mehr Raum darauf ſeyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in dieſem Falle wäre es ſo wenig wahr, daß ihm das Sphäriſche ſeiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile ſeines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines ſo gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anſtatt eines ſphäriſchen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemalt zu ſehen.

Das alles ſind bekannte Dinge! Können ſie aber wohl Herrn Klotzen bekannt ſeyn, wenn er uns weiß machen will, daß ſich die alten Künſtler durch das Schildförmige von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß ſie das Räumlichere der ſchildförmigen Fläche dazu genutzt, um die vom Leibe abſtehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch dieſe Theile müſſen im Abdrucke ſo heraustreten, als ob ſie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und ſie würden ſehr krüpplig erſcheinen, wenn man ihnen im geringſten anmerkte,

daß ſie ſich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die ſich der Steinſchneider auf der ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſo wohl auf der platten erſparen; der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie kann ihm dazu nichts helfen.

Herr Klotz fährt fort: „Jene ſchildförmig geſchliffenen Steine waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieſer Art, die wir nicht genug bewundern können.“

Das ſoll doch wohl ein zweiter Nutzen ſeyn, den Herr Klotz den geſchnittenen Steinen beilegt? Als dieſer hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlaſſen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus ſeiner verworrenen Schreibart heraus zu ſitzen.

Alſo fand der alte Künſtler auf dem ſchildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, ſondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem!“ Nur der ſchildförmige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen? Oder ſoll bequem hier nur ſo viel heißen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Herr Klotz weiß nicht, was er will; ſeine Fehler, die nur ſeine Fehler ſind, ſind ſo armſelige Fehler, daß ſie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen.

Um ſie in ihr Licht zu ſtellen, muß man faſt eben ſo trivial und langweilig werden, als er ſelbſt iſt.

Zweiundvierzigſter Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorſichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Herrn Klotzen tadle, hat nicht Herr Klotz, ſondern Herr Lippert geſagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Herrn Lipperts zuſtand, dieſen bloß ausgeſchrieben.

Das hat er freilich. Aber gleichwohl iſt es falſch, daß ich in dem Ausſchreiber den Ausgeſchriebenen getadelt habe. Als Herr Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippert'ſche Worte und Redensarten; der Sinn darin war ihm zu ſchwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das ſoll ſich gleich zeigen. Laſſen Sie uns nur Herrn Lipperten ſelbſt hören, wie er ſich über den Nutzen der ſchildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptſtelle iſt in ſeinem Vorberichte, [1] wo er von dem gänzlichen Mangel der Perſpektiv auf alten Kunſtwerken redet, dabei aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabener Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieſer beſteht, wie bekannt, darin, „daß die voranſtehenden Figuren ſtärker und erhabner, oder bei geſchnittenen Steinen tiefer herausgeholt, die hinteren aber flächer gearbeitet ſind, ſo wie ſie mehr oder weniger entfernt ſcheinen ſollen.“ Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bei geſchnittenen Steinen noch mehr; ſie nahmen einen hohen und ſchildförmig geſchliffenen

[1] S. XIX.

Stein, in welchen ſie auf oberzählte Art die Figuren einſchnitten; die Fläche, welche nun im Abdruck hohl erſchien, machte, daß die Nebenfiguren wie von der Seite oder herumgeſtellt und von der Hauptfigur entfernt ausſahen, da dieſe, wie geſagt, ſtärker ausgedruckt war."

Die Anmerkung iſt richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verſchiedener Entfernung von unſerm Auge liegen; da ſich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden, ſo iſt es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunſt hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das iſt: es können und müſſen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perſpektiv behandelt zu ſeyn, mehr oder weniger entfernt ſcheinen, — wenn ſie wirklich mehr oder weniger entfernt ſind. Da aber der Künſtler zu ſeiner Täuſchung nur den Schein und nie die Wahrheit ſelbſt brauchen ſoll; da die Vermiſchung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidigt; da das, was die eingemiſchte Wahrheit leiſtet, noch weit von dem entfernt ſeyn kann, was nach den Geſetzen des Scheines geleiſtet werden ſollte; da ſogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich iſt, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: ſo iſt es wohl unſtreitig, daß dieſer angegebene Vortheil der ſchildförmigen Steine nur ſehr zufällig, nur ſehr mißlich, nur ſehr gering ſeyn kann. Herr Lippert geſteht es ſelbſt; denn er ſetzt hinzu: „Die Höhlung macht freilich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite des Raumes, wodurch beim erſten Anblick der Verſtand betrogen wird. Er wird aber auch bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt, den man ohne

Begriffe von Kunſtregeln nicht ſogleich heben wird, und von der Schönheit des Werks gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwiſſender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und nach der Kunſt zugleich urtheilt.“

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich Herr Lippert hier nicht ein wenig beſtimmter hätte ausdrücken können. Aber ſo verlegen man auch in dem Style eines Künſtlers um die Wortfügung ſeyn mag: ſo leuchtet doch immer der Sinn hindurch, beſonders für den, der nur einigermaßen im Stande iſt, mit dem Künſtler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künſtler ungefähr habe ſagen können, und was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſchlechterdings nicht habe ſagen können.

Kurz, es iſt lediglich ein perſpektiviſcher Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perſpektiv erhalten kann, ohne die geringſte Perſpektiv zu haben, den Herr Lippert der ſchildförmigen Fläche deſſelben beilegt. Und nun ſagen Sie mir, was Sie von dieſem Vortheile bei Herrn Klotz finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er dieſen Vortheil in einen andern umgeſchaffen, von dem ſich weder Lippert noch ein Menſch in der Welt träumen laſſen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreiung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künſtler anlegt. Kann man ſich etwas lächerlicheres und ſinnloſeres denken!

Indeß begreife ich wohl, wie es mit dieſer poſſierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß ſie vorſetzlich ſeyn ſollte; daß Herr Klotz dem Lippert’ſchen Nutzen, den er etwa für falſch erkannte, einen andern von ſeiner eigenen Bemerkung ſollte ſubſtituirt haben: das müſſen Sie ſich auch gar nicht einfallen laſſen. Sein Fehler iſt nicht, daß er unrichtig,

ſondern daß er ſchlechterdings gar nicht gedacht hat, als ſich Lippert'ſche Worte in Klotziſche Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Herr Lippert in dem Werke ſelbſt den bemerkten Vortheil der ſchildförmigen Fläche an einzelnen Beiſpielen zeigen will! So ſagt er z. E. bei einem Jupiter Ammon auf einem Jaſpis:[1] „Der Stein iſt erhaben und ſchildförmig geſchliffen. Dieſen Vortheil, die Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleifen, brauchten die Alten, wie ich ſchon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen flach zu ſchneiden, und doch auch die vom Leibe abſtehenden Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, geſchickt heraus zu bringen." Nun leſen Sie noch einmal, was Herr Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreiten ſich die alten Künſtler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte; und ſie konnten die äußeren vom Leibe abſtehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geſchickt herausbringen." Kann man wörtlicher und doch zugleich ungetreuer abſchreiben! Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort ſagt bei ihm etwas anderes, als es bei Herrn Lippert ſagt.

Herrn Lipperts Meinung iſt die! Da auf einer ſchildförmigen Fläche gewiſſe Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: ſo kann der Künſtler ſeine darauf zu ſchneidende Figur ſo ſtellen, daß gewiſſe Glieder derſelben uns näher oder weiter ſcheinen, ohne daß ſie darum viel tiefer oder viel flacher geſchnitten ſind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geſchnitten ſeyn, und dennoch kann durch den Vortheil der ſchildförmigen Fläche dieſes Glied mehr vorzutreten und ein anderes mehr zurück zu weichen ſcheinen. Nämlich was zurückweichen ſoll, bringt der Künſtler

[1] Erſtes Tauſend, Nr. 6.

der Mitte der ſchildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, ſo nahe als möglich; und was vortreten ſoll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufſteigenden Theile der Fläche.

An einem Beiſpiele läßt ſich das am deutlichſten einſehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobei das Profil gezeichnet iſt; die Jägerin Diana, auf der einunddreißigſten Tafel. — Wie glücklich kommt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die ſich die Figur oben an dem Spieße heben will, iſt mit ihrem Arme nur ſehr flach geſchnitten: gleichwohl tritt ſie noch über das Geſicht hinaus. Wie könnte dieſes aber möglich ſeyn, wenn ſich die Fläche ſelbſt, an der ſie ruht, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künſtler arbeiten müſſen, um ſie ſo aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frei ſtehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches ſo weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung deſſelben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachſe von ſelbſt zurückbleibt): ſo hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eigenen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müſſen.

Und dieſe Verkürzung iſt es, welche die ſchildförmige Fläche dem Künſtler erſparte. Sie erſparte ſie ihm aber nicht, weil ſie geräumlicher als die platte Fläche iſt, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht

Raum haben würde: deßwegen gar nicht; das iſt die ſchüler-hafteſte Idee, die man haben kann. Sondern ſie erſpart ſie ihm dadurch, weil ſie ihm die Wirkung des Vortretens gewährt, die er ſonſt nicht anders als vermittelſt einer gewaltſamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Herr Lippert meinen, wenn er ſagt, „daß ſich auf einem ſchildförmigen Steine die von dem Leibe abſtehenden Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, ohne ſie merklich tiefer zu ſchneiden, geſchickt herausbringen ließen." Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zweiundzwanzigſten Tafel beim Natter. Beide Arme deſſelben ſind ohne alle Verkürzung; beſonders ſcheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt iſt, ſo weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur unmöglich ſo ſeyn könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu ſeyn. Gleichwohl müßte ſo wohl ſeine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich ſchildförmiger wäre, als er vielleicht ſeyn mag, vorzutreten ſcheinen, ohne deßwegen viel tiefer geſchnitten oder auf den verkürzten Arm geſtützt zu ſeyn, bloß weil dieſe Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unſerm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte dieſen optiſchen Vortheil der converen Steine vor Lipperten ſchon bemerkt. Leſen Sie nur nach, was er, bei der ſechzehnten Tafel von den ſpitzen Ohren des Sirius, [1] und bei der ſiebzehnten von dem Schwanze des Löwen ſagt. [2] Aber Natter war zu vorſichtig, dieſes ſehr zufälligen

[1] Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

[2] La queuë du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'éléve presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plâte.

Vortheils wegen die convexen Steine überhaupt anzupreiſen. Denn Herr Lippert mag auch noch ſo viel Beiſpiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht noch weit mehrere anführen laſſen, wo eben dieſe Convexität die Erſcheinungen gerade falſcher macht. Und geſteht er es nicht ſelbſt, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuſchung des Auges zuträglich iſt, dennoch „der Verſtand bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt werde?"

Dreiundvierzigſter Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippert'ſche Werk ſeyn: was hätte der Commentator hier thun müſſen?

Er hätte müſſen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß ſie dieſes Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß dieſe Convexität eben ſo oft nachtheilig ſeyn könne; und daß es lediglich auf die zu ſchneidende Figur ankomme, ob der Künſtler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Dieſe letzte Erinnerung hat auch ſchon Natter gegeben, [1] und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer beſtimmt, als

[1] Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tête sur la même ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, et par conséquent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela dépend du génie de l'artiste.

man wohl ſagen möchte, daß es von Herrn Lipperten geſchehen ſey.

Anſtatt deſſen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieſer ſtolze Scribent, der ſich zutrauen durfte, ſowohl dem Gelehrten, der die Künſte kennt, als dem Künſtler, der die Literatur liebt, nützlich zu werden?[1] was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äußert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt; er hat dieſe Anmerkung nicht nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Herrn Klotz, „daß ſich die alten Künſtler durch die ſchildförmige Fläche von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte,“ ſind gewiſſermaßen Worte des Herrn Lippert. Wenigſtens bis auf das e n g e. Aber eben dieſes einzige Wort, e n g e, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweist auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nämlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bei Nr. 139 des erſten Tauſend, faſt noch umſtändlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, noch einen zweiten beibringt, den Herr Klotz gar nicht

[1] S. 15.

mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert,[1] ſchon längſt etwas von den hohen Steinen ſagen ſollen, die ſich zu unſerer heutigen Art zu ſiegeln nun nicht mehr ſchicken, da wir uns, anſtatt des bei den Alten gewöhnlichen Wachſes, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Urſache angeben, warum den Alten ein hoher und ſchildförmig geſchliffener Stein gefiel. Erſtlich um die äußern Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit ſie ſich ohnedieß nicht gern abgaben, geſchickt herauszubringen, ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen. Die zweite Urſache konnte dieſe ſeyn, weil, da das Wachs nicht ſo hart als unſer Siegellack iſt, das Bild leicht würde ſeyn gedrückt, und alſo verwiſcht worden; nachdem es aber auf dieſe Art zu ſtehen kam, ſo verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entſtandene hohe Rand, daß es nicht ſo leicht geſchehen konnte, und dieſes ſieht man bei den beſten und älteſten Steinen.“

Ich habe ſchon geſagt: wenn man einen Künſtler lieſt, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt iſt, als mit der Feder, ſo muß man mehr darauf ſehen, was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſagen kann, als was er zu ſagen ſcheint. „Ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliffen geweſen.“ Ich wünſchte ſelbſt das Wort Raum aus dieſer Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbeſorgte

[1] S. 59.

Künſtler,[1] bei dem Worte Raum nicht eben einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Maſſe des Steins darunter verſtanden hat: ſo hat es mit dem Sinne noch immer ſeine gute Richtigkeit. Er will ſagen: auf einem ſchildförmigen Steine laſſen ſich die äußern Theile einer Figur geſchickt, d. i. mit einem Anſcheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deßwegen nöthig hat, ſie tiefer zu ſchneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen dieſe äußeren Theile ſind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steins den Künſtler würde gezwungen haben: nicht in ſo fern dieſer Raum des platten Steins enger iſt, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der ſchildförmigen Fläche; ſondern in ſo fern es dem platten Steine da an Maſſe fehlt, wo das äußere Theil hervortreten ſoll, und es alſo nicht anders zum Hervortreten zu bringen iſt, als daß man es auf ſeinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steins herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beim Natter. Die rechte Hand, dieſer äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelſt der ſchildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden; hätte der Künſtler in einen platten Stein gearbeitet, ſo hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und ſo verkürzen müſſen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herausholen und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenloſe Ausſchmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt

[1] Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieſer Stelle nicht auch g l a t t für p l a t t gebraucht haben. Glatt kann auch ein ſchildförmiger Stein geſchliffen ſeyn, aber nicht platt.

ja. So ſage es Herr Lippert ſelbſt, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verſtanden? Ob ſchon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde ſind; ob ich Herr Lipperten ſchon nicht kenne; ob ich ihn ſchon nie mit eckeln Lobſprüchen zu beſtechen, und mich an ihn anzuketten geſucht: dennoch berufe ich mich getroſt auf ſeinen Ausſpruch. Der älteſte und theuerſte Freund des Künſtlers iſt ihm die Kunſt. Er entſcheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er ſage es ſelbſt, und alsdann muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die ſchildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er ſage es ſelbſt: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein paar Beiſpiele zu erſuchen. Er ſey ſo gut, und weiſe mir die Gemmen nach, auf welche der Künſtler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenſtände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nämlichen Peripherie zu bringen möglich geweſen wäre.

Vierundvierzigſter Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich ſonſt über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Alſo einen doppelten Nutzen hatten die ſchildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz ſo lächerlich mißverſtanden? und zweitens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bei dem Abdrucke im Wachſe zurückließ, die Figur gleichſam geſichert lag, und ſich nicht ſo leicht drücken konnte? Aber nur dieſen doppelten Nutzen hatten ſie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergeſſen, der vielleicht der weſentlichſte war. Wenigſtens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf ſeiner erſten Tafel ausdrücklich zwei Figuren gewidmet. Er beſteht darin,

daß bei einem convexen Steine der Raum zwiſchen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer iſt, als bei einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann,[1] als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringt, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer ſind," als die platten, in ſo fern ſie es nämlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figur nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher, und eben ſo gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem ſey, eben

[1] No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considérable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut pénétrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyés le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlangt, daß ſich dieſes Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner convexen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convexe Stein ſich bald mehr bald weniger dazu ſchicken. Soll das Schild ſeine convexe Seite zeigen, ſo iſt klar, daß der Künſtler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes ſo tief herausholen kann, als er nur will, ob ſchon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen ſeine concave Seite zeigen, ſo iſt eben ſo klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach ſchneiden und doch mit aller Täuſchung vollenden kann, indem der höchſte Punkt des Steines im Abdrucke den tiefſten Punkt des concaven Schildes von ſelbſt giebt. —

Das freiere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bei einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmaſius, welches ich in meinem fünfundzwanzigſten Briefe berührte. Weil auch Salmaſius die Nachricht des Plinius, daß man ſich ehedem enthalten, die Smaragde zu ſchneiden, nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art Smaragde verſtanden werden. Da nämlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: ſo will er,

daß jenes iis auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verboten geweſen.[1] Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchieht, wenn man es auf das nächſtſtehende Subject zieht; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelſtelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Verbot

[1] In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi), ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis. Qui concavi sunt quod visum colligant, et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturæ cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Præterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Hæc igitur ex æquo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deßwegen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt: cum concavi sunt, inspectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſonder redete.

von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf dem Widerſpruche, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die converen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der nämlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steins bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthigt, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bei dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigenſinns geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steins, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünfundvierzigſter Brief.

Aber eben dieſer Vettori hat in der nämlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößerungsglaſes.

Denn da er ſelbſt verſchiedene alte geſchnittene Steine von ſo außerordentlicher Kleinheit beſaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß ſie geſchnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterſcheiden vermochte:[1] ſo meinte er, daß ſich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu ſeyn, denken ließen. Manni hatte ſchon geurtheilt, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder ſo etwas ähnliches, nicht ganz abſprechen könne; er hatte ſich beſonders auf die mit Waſſer gefüllte gläſerne Kugel, deren Seneca gedenkt, geſtützt, und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden ſagt, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, dieſe Meinung noch mehr beſtätigen zu können. Igitur, ſagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse præsumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, c o n c a v u m fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden haben, von der er glaubt, daß ſie die Alten ſo vollkommen ausgeübt. Sonſt hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner und nicht größer erſcheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläſer den Augen verſchaffen, nur für kurzſichtige Augen iſt, für die ſie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Dieſe Brechung aber, wenn es

[1] Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figuræ, vel incisæ pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

auch wahr wäre, daß ſie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt ſeyn, ſondern visum colligere würde ſich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläſer ſagen laſſen. Denn der Presbyte, der ſich convexer Gläſer bedient, bedient ſich ihrer nur deßwegen, damit die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu ſehr zerſtreut ſind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zuſammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deßwegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreut und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem iſt, und ſchwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allem nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen, nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtrahlen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt es, was Plinius durch visum colligere meint, und warum er ſagt, daß man die Smaragde meiſtens concav geſchliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweist nichts. Nero kann den Fechterſpielen durch einen Smaragd zugeſehen haben, und gleichwohl brauchte dieſer Smaragd weder concav noch convex geſchliffen zu ſeyn. Denn Plinius ſagt auch, daß man die

Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein ſolcher platter Smaragd geweſen ſeyn, deſſen ſich Nero als eines Conſervativglaſes, vornehmlich wegen der dem Auge ſo zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bei dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes ihre natürlichſte Erklärung iſt. Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieſer Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Claſſen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn ſicherlich weder zu dieſen, noch zu jenen, in ſo fern ſie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wiſſen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dient, kann eben daher unmöglich auch zum Durchſehen dienen.

Geſetzt aber, daß er wirklich eine ſphäriſche Fläche gehabt hätte dieſer Smaragd des Nero; geſetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienſte eines ſphäriſchen Augenglaſes gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch geſehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wiſſen, wie oder warum, auch wohl gar ſich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuſchreiben ſey; das Alles, ſage ich, geſetzt, ſo kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweiſen. Der Smaragd des Nero kann ſchlechterdings nicht concav, er muß convex geſchliffen geweſen ſeyn, denn, mit einem Worte, Nero

war ein Presbyte. Sueton beſchreibt ihn uns oculis cæsiis et hebetioribus,[1] und Plinius ſagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes.[2]

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußſtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nämlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er,[3] bei den ſo ſubtilen Werken der alten Steinſchneider, verdient hier einen Platz. Dieſes ſo feine hat mehr denn ein ſcharf ſehend Auge erfodert. Die Augen der Alten haben aber deßwegen nicht ſchärfer als die unſrigen geſehen. Es iſt alſo zu vermuthen, daß ſie die Augen, ſo wie es unſere heutigen Künſtler auch bei dem ſchärfſten Geſichte thun, manchmal bewaffnet, und ſich mit Vergrößerungsgläſern und Brillen beholfen haben. Aber dieſe verfertigen zu können, gehört zu Dioptrik. Daß aber die Dioptrik bei den Alten im Gange geweſen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euklides, ungefähr dreihundert Jahr vor Chriſti Geburt, die Matheſis und auch die Optik gelehrt, und daß hernach aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundſätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik beſonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte ſeyn, daß man ſie

[1] Cap. 51.

[2] Libr. XI. sect. 54. Edit. Hard.

[3] Vorbericht S. XXXV.

zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen Anaclastica einer Wiſſenſchaft beilegt, die zur Optik mitgerechnet worden, welche es vermuthlich geweſen iſt. Man hat aber viel ältere rundgeſchliffene Steine, als Euklides iſt, und die ein Alter von mehr als dreitauſend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß ſie das Alter des Euklides ſehr weit überſteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläſer ſehr zeitig, und nur zufälliger Weiſe können erfunden worden ſeyn. Ein einziger Tropfen Waſſer, der von ungefähr auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabei denken darf, daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine ſind ganz rund und ſchildförmig, wie die Microſcope, geſchliffen; auch brauchten die Alten öfters Cryſtall, oder andere eben ſo reine und durchſichtige Edelſteine, beſonders den Beryll. Es durfte nur ein Cryſtall von ungefähr linſenförmig geſchliffen worden ſeyn, ſo war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er einen geſchliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuſchauer, wenn er aufs Theater kam, anzuſehen.“ [1]

Das wird einem flüchtigen Leſer annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Unterſucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwieſen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch ſeinen Smaragd nach entfernten Gegenſtänden blickte, (Herr Lippert ſagt, nach den Zuſchauern des Spektakels; Plinius nach dem Spektakel ſelbſt) ſo geſchah es nicht, um

[1] Baccius de Gemm. natura p. 49.

den Fehler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern, ſondern bloß, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht convex zu ſeyn, denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen; und concav durfte ſie nicht ſeyn, denn ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, nach welchen er damit ſahe, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Converſativgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beitragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte tanquam speculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander;

aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen: ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam speculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam speculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen, denn er hatte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen ſeyn, ob die Alten ihre dioptriſchen Kenntniſſe zugleich mit der Optik oder beſonders, ob unter dieſem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch iſt Herr Lippert auch darin falſch berichtet, daß ſie eine eigene Wiſſenſchaft unter dem Namen der Anaklaſtik gehabt. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſer Name noch neuer, als ſelbſt der Name Dioptrik, wenigſtens iſt gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wiſſenſchaft weder unter dieſem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn ſie durch Mittel von verſchiedner Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Geſetzen dieſe Brechung geſchehe, davon wußten ſie ſchlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieſer Brechung überhaupt, ſo ungefähr einige wenige Erſcheinungen der durch verſchiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen; aber mit dem künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedene Fläche dieſes künſtlichen Mittels die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretiſchen Kenntniſſe der Alten hievon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie

Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen.[1] Aber die bloße Möglichkeit beweist nichts; auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweist nichts. Die leichteſten Entdeckungen müſſen nicht eben die früheſten geweſen ſeyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl ſo groß nicht ſeyn, als ſie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigſten ſchnitten, waren wenig oder gar nicht durchſichtig; und wenn auch der reinſte Kryſtall von ungefähr linſenförmig geſchliffen geweſen wäre, ſo war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linſenförmig geſchliffener Kryſtall wird auch nur ungefähr linſenförmig ſeyn, und alſo die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälſchen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, alſo für beſondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung ſo weit entfernt war, daß die Verfälſchung aus der mindern Genauigkeit der ſphäriſchen Fläche entſtehe, und durch Berichtigung dieſer jener abzuhelfen ſey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieſer von ungefähr linſenförmig geſchliffene Kryſtall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglaſe noch näher waren, als ein ſolcher Kryſtall ſie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet.[2] „Da die Alten die Wirkungen der

[1] S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

[2] S. 381.

Kugeln zu brennen gekannt haben, ſo iſt zu verwundern, daß wir bei ihnen gar keine Spur finden, daß ſie etwas von derſelben Vergrößerung gewußt. Sollten ſie wohl niemals durch eine Kugel geſehen haben? Herr de la Hire erklärt dieſes. Die Brennweite einer gläſernen Kugel iſt der vierte Theil des Durchmeſſers, von der nächſten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine ſolche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, ſo müßte eine Sache, die ſie deutlich hätten dadurch ſehen ſollen, $1\frac{1}{2}$ Zoll von ihr geſtanden haben. Natürlicher Weiſe haben ſie dadurch nach entfernten Sachen geſehen, die ihnen nur undeutlich erſchienen ſind. Weite Sachen deutlich zu ſehen, erfordert entweder eine größere Kugel, als ſich verfertigen läßt, oder Abſchnitte von großen Kugeln, die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht das Glas zu ſchleifen, ſie konnten es nur in Kugeln blaſen." Ich glaube nicht, daß dieſe Erklärung des de la Hire ſehr befriedigend ſeyn könnte, Falls auch ſchon die Sache, die ſie erklären ſoll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläſerne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenſtänden ſahen, mußten ſie nicht nähern vorbei ſehen? und wie leicht konnte ſich nicht ein Gegenſtand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine ſolche Kugel niemals von ungefähr ſo gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre ſo geführt und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenſtand durch ſie, von ungefähr eben da erblickt hätte, wo ſie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daß wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daß die Alten

die Wirkung der gläſernen Kugel, zu vergrößern, eben ſo wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca:[1] Litteræ quamvis minutæ et obscuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als De la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheint, die Alten dennoch dieſen kleinen Schritt nicht gethan. Daß ſie das Glas nicht zu ſchleifen verſtanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, ſondern das Schleifen in Schalen von gewiſſen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt geweſen wäre: wie hätten ſie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen ſo fort zu gießen, und es hernach aus freier Hand vollends fein zu ſchleifen? Ganz gewiß würden ſie darauf gefallen ſeyn, wenn ſie nur im geringſten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die ſphäriſche Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt ſich der Aufſchluß des ganzen Räthſels. Es währte nur darum noch ſo viele Jahrhunderte, ehe man von der mit

[1] Natural. quæst. lib. I. cap. 6.

Waſſer gefüllten gläſernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläſer überhaupt kam, weil man die Urſache der Vergrößerung nicht in der ſphäriſchen Fläche des Glaſes, ſondern in dem Waſſer glaubte. Daß dieſes der allgemein angenommene Gedanke der Alten geweſen, iſt gewiß; und ſelbſt die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß ſie, beſonders in dieſem Falle, die Urſache der Vergrößerung dem Waſſer zuſchrieben, in ſo fern es in der hohlen ſphäriſchen Kugel gleichfalls in eine ſphäriſche Fläche zuſammen gehalten wird. Nein, an die ſphäriſche Fläche dachten ſie ganz und gar nicht, ſie dachten einzig an eine gewiſſe Schlüpfrigkeit des Waſſers, vermöge welcher die ungewiſſen Blicke ſo abgleiteten, ſo — was weiß ich, wie und was? Mit einem Worte: dieſe Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die ſie die ganze Erſcheinung mit eins erklärten. — Und ſo dünkt mich, iſt es faſt immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten ſehen, die wir ihnen gleichwohl abſprechen müſſen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der ſchwerſte iſt, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorſicht iſt, daß ſich gewiſſe Einſichten nicht eher als zu gewiſſen Zeiten entwickeln ſollen; ſondern ſie thaten ihn darum nicht, weil ſie, ſo zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel ſtanden, und irgend ein Vorurtheil ſie verleitete, nach dieſem Ziele auf einer ganz falſchen Seite zu ſehen. Der Tag brach für ſie an; aber ſie ſuchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War ſie nun einmal da, die gläſerne Kugel des Seneca, durch welche man noch ſo kleine und unleſerliche

Buchſtaben deutlicher und größer erblickte; warum hätte man ſich ihrer nicht auch bei andern, wegen ihrer Kleinheit ſchwer zu unterſcheidenden Gegenſtänden bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaiſers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι τον σφυγμον του·
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„ſie kommen, betrachten ihn ſtarr, fühlen ihm an den Puls und beſchauen die Auswürfe mit dem Glaſe.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter dieſem Glaſe eine Brille, oder ſonſt ein Vergrößerungsglas zu verſtehen; endlich aber hielt er es für wahrſcheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verſtanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith ſtimmen dieſer Auslegung bei, und letzterer mit dem Zuſatze, daß ſonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Beſichtigung des Harnes zu erklären ſey. Ja Manni ſelbſt ſagt:[1] „dieß iſt in der That auch der wahre Verſtand, wie man eben dieſe Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten findet, oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären, wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläſer gehabt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr als gezweifelt hätte, wenn er völlig überzeugt geweſen wäre, daß die Alten dergleichen Gläſer ſchlechterdings nicht gehabt: folgte denn deßwegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linſenförmig geſchliffenen Vergrößerungsgläſer: folglich war das Glas, wodurch die alten

[1] Nach der deutſchen Ueberſetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins S. 9.

Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Naſe zu ſchützen, als den Augen zu helfen?“ Ein Arzt, dächte ich, ſollte ſo eckel nicht ſeyn, und wenn er aus der genaueren Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, ſich lieber die Naſe zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα του ὑελιου ſagt alſo wohl etwas mehr; und warum könnte denn auch nicht eben die gläſerne Kugel des Seneca darunter verſtanden werden, die Manni ſelbſt ſo wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf dieſen ſo natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen ſeyn, wenn er gewußt oder ſich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich geweſen, ſich einer vollkommen ähnlich gläſernen Kugel zu einer verwandten Abſicht zu bedienen. Invenio Medicos, ſagt Plinius,[1] quæ sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier iſt dem Plinius dieſe Kugel von Kryſtall; an einem andern Orte iſt es ebenfalls eine gläſerne, mit Waſſer gefüllte Kugel.[2] Sie ſey aber von Kryſtall oder von Glas, mit oder ohne Waſſer geweſen: genug, daß die nämliche durchſichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur dürfte hierbei auffallen. Dieſer nämlich: wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer

[1] Libr. XXXVII. Sect. 10.

[2] Libr. XXXVI. sect. 67. Addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war: ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläſerne, mit Waſſer gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß ſich beides auch durch dichte kryſtallene Kugeln thun laſſe; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in dieſem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmaſius [1] bei Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius ſagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; *το κρυϛαλλοφανες ἀντι της κρυϛαλλου.* Die Kugel, von der er geleſen hatte, daß ſie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kryſtallglaſe, und nicht von wirklichem Kryſtalle; es war die nämliche Kugel, die er an der andern Stelle beſchreibt; alſo die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch iſt es überhaupt den Schriftſtellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Producte der Natur oder der Kunſt ſeyn, das reine Glas ſowohl als die edlern farbloſen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur ſo halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, iſt dieſe: es ſey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kryſtall geweſen; wer ſagt uns denn, daß ſie dichte durch Kryſtall geweſen? Kryſtall läßt ſich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verſtanden. Was hinderte

[1] Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris.

alſo, daß die wirklich kryſtallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Waſſer gefüllt geweſen? Nichts hinderte; vielmehr fand ſich die nämliche Urſache, warum ſie die Kugel von Glas mit Waſſer füllen zu müſſen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Kryſtall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Waſſer, weil ſie ſich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Waſſers das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenſtrahlen nicht aushalten könne, daß es ohne Waſſer ſpringen müßte. Das ſagt Plinius ſelbſt ausdrücklich: Est autem caloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten ſie auch von dem wirklichen Kryſtalle, daß es die Hitze eben ſo wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der ſeltſamen Meinung, die ſie von der Entſtehung des Kryſtalles hatten, um ſo vielmehr glauben.[1] Folglich konnte gleiche Beſorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorſicht veranlaſſen: füllten ſie die gläſerne Brennkugel mit Waſſer, ſo mußten ſie auch die kryſtallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen, bauchicht geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt

[1] Plinius lib. XXXVII. sect. 9. Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und außerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit ſchlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Inſtrument und Hand, alles gleich ſehr vergrößere. Es iſt wahr, ſie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn ſie beſtimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deßwegen kleine Kunſtwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, ſie durch das Glas vergrößert zu ſehen: ſo ſind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künſtler braucht nur denen abzuhelfen, die ein geſundes unbewaffnetes Auge zu unterſcheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe ſeines Geſichts, ſo zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er ſehen könnte, wie er es thut. Wenn alſo auch ſchon die alten Steinſchneider, es ſey die gläſerne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchſichtigen, ſphäriſch geſchliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten ſie ihn eben brauchen müſſen? Und nur daher begreif' ich, wie jene gläſerne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt ſeyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei ſo vielfältiger Erwähnung mikrotechniſcher Werke, gedenkt, da er im Gegentheil verſchiedene Mittel, deren ſich beſonders die Steinſchneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Geſichts zu erhalten und zu ſtärken, ſorgfältig anmerkt.[1] Andere alte Schriftſteller gedenken noch anderer ſolcher Mittel,

[1] Lib. XX. sect. 51. et lib. XXXVII. sect. 16.

die man alle jeßiger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläſer ſo allgemein geworden, unſtreitig zu ſehr vernachläſſigt, ſo daß die Frage, ob der Sinn des Geſichts bei den Alten, oder bei den Neueren der ſchärfere? eine Unterſcheidung erfordert. Wir ſehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unſere Augen ſchlechter ſeyn, als die Augen der Alten; die Alten ſahen weniger, wie wir, aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht ſchärfer geweſen ſeyn, als unſere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neueren hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechsundvierzigſter Brief.

Ich habe mich bei der erſten Klotziſchen Anmerkung über das Mechaniſche der Steinſchneiderkunſt etwas lange verweilt. Bei der zweiten werde ich um ſo viel kürzer ſeyn können. Sie lautet ſo: [1]

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines dienten den Alten bei erhaben geſchnittenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und die ſchönſte Malerei zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich der Natur näherte, und machten dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben ſind ſo gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, ſich nicht auf eine andere zugleich mit erſtreckt, und alle Unordnung iſt vermieden.“

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändelei! Alſo war es, bei erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem

[1] S. 53.

Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?“ Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und ſo erreichen, daß die ſchönſte Malerei daraus entſtand? Die ſchönſte Malerei! Eine Malerei, die dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindiſcher hyperboliſiren? Gerade ſo würde ein ſpielendes Mädchen, das Kupferſtiche ausſchneidet, und ſie mit bunten, ſeidenen Fleckchen auslegt, dem Maler ſeinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung ſagen, als was bereits ein Gelehrter davon geſagt hat, welcher gleichfalls ſein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne ſich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe,“ ſagt Herr Raſpe,[1] „viele geſchnittene Steine dieſer Art geſehen. Sie kommen mir vor, als die Akroſticha und Chronodiſticha in der Poeſie. Viel Zwang und etwas Farbe iſt gemeiniglich ihr ganzes Verdienſt.“ Auch Herr Lippert erkennt dieſen Zwang faſt an allen ſo maleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo in einem Büchelchen ſo viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine

[1] Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Caſſel 1768 in 12.)

beſtehen, deſſen Streife von verſchiedener Farbe man ſo kunſt-reich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius,[1] e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Siebenundvierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein eine Camee nennt. Ich weiß aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch jetzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genuin und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwei Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftigt für mich Boot:[2] Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius

[1] Libr. XXXVII. sect. 75.

[2] Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet

coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii Camehujam vel Cameum vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es iſt gleichviel, welche von den Schichten der Künſtler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freilich, wenn ihm die Wahl frei ſteht, wird er lieber die dazu

unſtreitig das vollſtändigſte und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36 das nämliche, faſt mit den nämlichen Worten, ſagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigræ superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schriftſteller,“ ſchreibt Caylus (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31 deut. Ueb.), „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäſalpinus abgeſchrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugeſetzt. Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und den Cäſalpinus unter der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bei Verfertigung ſeines Werks bediente, nicht einmal genennt hat.“ Dieſe Anklage iſt hart; aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war, als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäſalpinus hätte nehmen können, was er nicht eben ſo gut ſchon in ältern Schriftſtellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäſalpinus, mehr als von ungefähr geſchehen könnte, zuſammen zu treffen ſcheint, dürfen ſie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl ſelbſt auf mich nehmen, bei den mehrſten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausſchreiber des Cäſalpinus halten können, dieſe beiden gemeinſchaftliche Quelle nachzuweiſen.

nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichſte oder ſchick=lichſte iſt; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx ſchneiden ſoll, der eine gleich hohe weiße und ſchwarze Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die ſchwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne ſeiner Kunſt den geringſten Zwang anzuthun: und von dieſem Maleriſchen des Steinſchneiders, ſehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben ge=ſchnittener Stein ein Camee heißen, ob ſchon die von einer Farbe ſo nicht heißen ſollten. Aber das Wort Camee ſelbſt? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir iſt es ſelten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieſes Ding heißt; ich möchte ſehr oft auch gern wiſſen, warum dieſes Ding ſo und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den ent=ſchloſſenſten Wortgrüblern; und ſo lächerlich als vielen das etymologiſche Studium vorkommt, ſo geringfügig mir es ſelbſt mit dem Studium der Dinge verglichen erſcheint, ſo erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geiſt iſt dabei in einer ſo faulen Thätigkeit; er iſt ſo geſchäftig und zugleich ſo ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüſtigere Arbeit denken kann. Man ſchmeichelt ſich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man ſucht; man freut ſich über das Finden, ohne ſich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts iſt, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit, und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſche haben C a m e e unſtreitig geradezu

von dem Italieniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende Franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen Sie uns fürs erſte den Menage [1] unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaſſarel und Huet machen es urſprünglich zu einem hebräiſchen, Menage ſelbſt aber zu einem griechiſchen Worte.

Gaſſarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewäſſerte Achate habe, welche vollkommen wie Waſſer ausſähen, [2] ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größtentheils geweſen, das Wort vielleicht von dem Hebräiſchen Chemaija gemacht, welches ſo viel heiße als Himmliſche Waſſer, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. — Aber was ſind wäſſrichte oder gewäſſerte Achate? Was ſind Achate, die vollkommen wie Waſſer ausſehen? Sind das Achate, die ſo klar ſind als das reinſte Waſſer? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Waſſers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur ſolche Achate, ſolche ſeltene Achate? Gab es denn nicht eben ſo viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräiſchen her, aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hängt, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit

[1] Dict. Etym. de la Langue Fr.

[2] A cause qu'on voit des Achates ondées, représentant parfaitement de l'eau.

einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr große Tugenden bei.[1] Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamia nicht eigentlich ein hebräiſches, ſondern ein rabbiniſches Wort iſt, das iſt ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns deßfalls zu dem Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſagt, Camayeu komme her von χαμαι tief, weil ſie tief gegraben wurden.[2] Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennt.

Außer dieſen Ableitungen iſt mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus[3] (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher ſey Camæ gemacht, weil dieſe Art Steine an ſulphuriſchen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus verſteht die Onyxe darunter; aber woher beweist er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeugt würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee in dieſem Verſtande gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellt, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen,

1 Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qni sont empreintes naturellement de quelques figures.

2 A cause du creux ou ces pierres sont taillées.

3 Mus. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce græca καυμα, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bei ihnen fand ich nämlich das Italieniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt,[1] bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennt, als zwei Worte Gemma huja geſchrieben.[2] Was ich daraus aber ſchließen mußte, iſt klar: folglich ſind die erſten Sylben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma; und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letzten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

[1] Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläſſig nicht, welches ich wider den Hrn. Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. S. 61.

[2] Gemohuidas ſchreibt es Erasmus Stella, deſſen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerſt gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen laſſen. Parte III. cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis scalpendas aptæ sunt; harum quanquam multæ numero sunt, Peantides tamen, quæ et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenæ significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

Gamenhü ſchreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckſtein appellant, et Gammenhü.

Gemmahuia ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum ſossilium p. 32.

Gemma huja ſchreibt es Agricola: (beim Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführt, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das deutſche hoch, aufgeſchwollen, trächtig, heißen ſolle. Doch wer würde ſich einen ſolchen lateiniſch-deutſchen Hybrida, den Franzoſen und Italiäner von uns angenommen hätten, leicht einreden laſſen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: ſo mache ich es kurz, und ſage Ihnen, daß huja ſo viel iſt, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zuſammengezogene und verſtümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: ſo wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Anſehen nach auch das rabbiniſche Kamia.

Ich halte dafür, dieſe Ableitung iſt an ſich ſo einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzuſehen. Der vornehmſte indeß würde dieſer ſeyn, daß, vom Cäſalpinus an, es durchgängig von allen mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine beſondere Art Stein, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen bekannteren Steines ſey, nämlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt; Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind. [1] Iſt nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nämlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt

[1] Caesalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122. Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

nicht auch urſprünglich die nämlichen Worte ſeyn, wenn ſie es ſo leicht und natürlich ſeyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäſalpinus wurde der Camehuja bald für dieſen, bald für jenen Stein ausgegeben, auch wohl zu einem eigenen beſondern Steine gemacht. Würde dieſes aber wohl geſchehen ſeyn, wenn man ſich um die Abſtammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſo gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennt.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja, Kentmann.[1] Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt angiebt, erhellt.[2] Aus dem Leonardus hat Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefähr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daſelbſt

[1] Nomencl. Rer. foss. l. c.

[2] Kamam seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus et a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; et frequentissime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quæ in ipso sculptæ sunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeigt dieſe nämliche Etymologie, und die nämliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus, daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte, welches alles den Cameo verräth.

ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ significantur, wohl verführen könnten; nämlich in den letzten Sylben von Gemmahuja, unſer deutſches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Pæantides, quas quidem Gemonidas vocant, prægnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nämliche Ding bezeichnen; er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gæanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden.[1]

[1] Indeß läßt ſich freilich von Gæanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches ſodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibt, Peanites, ſagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab. [1] Doch das iſt wider allen Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo waren ſie doch den Alten deſto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieſer Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man ſagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache, [2] wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Namen des Speckſteins auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwei Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwei Sylben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bei den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. [3] Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein großer Theil

[1] (Apud Gesnerum l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant Gemmam hujam), limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Pæantides non recte facit.

[2] Pract. Mineralſyſtem S. 100.

[3] Plinius (Libr. XXXVII. sect. 24.) Exponenda est et Onychis ipsius

des Werths von dieſem Unterſchiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina ſagen.

Und nun noch ein paar Anmerkungen, die ungefähr eben ſo wichtig ſind, als der ganze Braſt, mit dem ich dieſen Brief vollgepfropft habe.

natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniæ. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt (Lib. XXXVI. sect. 6), ſteht anſtatt Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt (ad Solinum p. 558), daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, ſchreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant Cassidoine, ut plerisque visum. Ich frage, was iſt das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beim Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugeſetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort ſelbſt herkomme; und davon findet ſich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine iſt nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwiſſenheit fortgepflanzt, und nun faſt gültig gemacht hat. Es ſoll Calcedoine heißen: Quæ hodie Chalcedonia audit, et corrupte Cassedonia, ſagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in ſpätern Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, iſt ſchwer zu ſagen, da er mit allen den Steinen, welche bei den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beinamen haben, nicht das geringſte ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er dieſen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus iſt weder unſer Chalcedon, noch ſonſt ein onyxartiger Stein, ſondern der kalchedoniſche Smaragd des Plinius, vermengt mit eben deſſelben ſmaragdartigem Jaſpis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zuſatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich ſey, erhellt. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmaſius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieſes gehörig bemerkt.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen ſollte, deſſen Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf geſchnittene Figur, der alſo zuverläſſig ein Onyx ſeyn wird, weil unter den Edelſteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verſchiedener Farbe haben: ſo wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beſchaffenheit diejenigen Gemälde ſeyn müſſen, welche die Franzoſen gleichfalls Camayeux nennen, und einſehen, warum dergleichen Gemälden dieſer Name beigelegt worden. Nicht weil ſie das Basrelief nachahmen, heißen ſie Camayeux, wie ſich Pernety [1] und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern ſie heißen ſo, weil ſie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt ſind, und hierin die geſchnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzuſetzen, daß das Erhabene ſo wenig das Weſentliche des Cameo ausmacht, daß auch ſogar tief geſchnittene Steine (Onyxe verſteht ſich) Cameen heißen können und heißen ſollten, ſobald ſie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geſchnitten worden, und alſo die Area von dieſer, und das Bild von jener Farbe erſcheinen. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß die Franzoſen ſelbſt das Wort Camayeu eben ſo wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers et les Lapidaires, ſchrieb Felibien in ſeinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux.

[1] Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebſt andern Wörterbüchern, ſagen eben das

Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er ſollen weg⸗laſſen. Denn höchſtens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig ſind.

Vielleicht auch iſt dieſer ältere und weitere Gebrauch des Franzöſiſchen Camayeu die Urſache, warum die neuern Schrift⸗ſteller dieſer Nation, wenn ſie erhaben geſchnittene Steine durch ein Kunſtwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu ſagen. Wir Deutſche wenigſtens wollen, zu dieſer Abſicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in ſeinem lauterſten Ver⸗ſtande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geſchnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, ſondern auch tief ge⸗ſchnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir ſodann dieſen genuinen Begriff wiederum damit verbin⸗den lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemälde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Achtundvierzigſter Brief.

Noch finde ich bei den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung ſeiner zweiten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beibringt, einiges zu erinnern, welches ich freilich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotzen zu thun wäre. Ich will es alſo nur gegen ſeine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat ſich von dem Tadel mehr nicht

anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der andern, beſteht, und auf welchen der vierſpännige Wagen der Aurora erhaben geſchnitten iſt.“ Erſt, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich! Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drei Lagen von drei Farben zeigen;[1] zwei, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Iſidorus, Marbodus nennen dieſe drei Farben,

[1] Plinius (Lib. XXXVII. sect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle anſtatt e ternis, e cerauniis, und dieſe alte Lesart hat auch der deutſche Ueberſetzer beibehalten, bei dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen geküttet.“ Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bei ihm ſelbſt nachſehen mag. Außer dem Iſidorus hätte er auch noch den Marbodus für ſich anführen können, der eben ſo ausdrücklich von dem Sardonyx ſagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

ſchwarz, weiß, roth. Aber die erſte iſt ſo unveränderlich nicht; denn ſie kann eben ſo wohl grau oder braun, als ſchwarz ſeyn. Nur die zweite und dritte ſind unumgänglich; denn ohne die zweite könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen.[1] Nun aber iſt unter den vier Farben des von Winkelmann ſogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das iſt ſonach der zweite Grund, warum ihm dieſer Name abzuſprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann ſchlechtweg Onyx, höchſtens einen vielſtreifigen Onyx nennen ſollen. Denn ob man dem Onyx ſchon nur zwei Schichten von zwei Farben beilegt, ſo iſt dieſes doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächſet, zu verſtehen. Ich will ſagen: da dieſe zweifarbigte Schichten wechſelsweiſe parallel laufen, ſo kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verſchiedenen Schattirungen wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine ſolche Dicke zu Ring- und Siegelſteinen eben nicht die bequemſte iſt: ſo wird er freilich aus der Hand des Steinſchleifers ſelten anders als mit zwei Schichten kommen. Nur wenn dieſe Schichten dünne genug ſind, oder das Kunſtwerk, zu welchem er beſtimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie geſagt, jede der zwei Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verſchiedenen Schattirungen haben können. Und das iſt hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmanniſchen Steines ſind in ihrer Folge,

[1] Salmaſius will zwar (ad Solinum p. 563), daß die arabiſchen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt; allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben ſo wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx ſoll ſo viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als ſey dieſes von einigen geglaubt worden. Denn Plinius ſagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

ſchwarzbraun, braungelb, weiß und aſchgrau. Alle dieſe Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und beſonders, ſieht man wohl, ſind die zwei erſten nichts als Verlauf der nämlichen Schichte ins Hellere; ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmälige Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angränzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freilich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nämliche Stein; aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beilegen? —

Ein zweites Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, wird ein Tiger aus dem orientaliſchen Steine, Maco, bewundert, wo ſich der Künſtler der Flecken des Steins bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken.“ Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhaſtein meint, einen Stein, den jetzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennt, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bei ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht bloß bei dieſem ſo viel als nichts

ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführt wird. [1]

Neunundvierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte, unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabei denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Praſma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: [2] und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen

[1] Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, Dendrachates. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.

[2] Tab. IX. p. 17.

Provinzen bringen.[1] Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem, aber bei weitem nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bei dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, ſich von dem nämlichen Dinge ohne ſie, eben ſo richtig als allgemein verſtändlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforſcher ſprechen? Gleichwohl iſt es in den ſpätern Zeiten faſt immer geſchehen; und nur dadurch ſind in dieſem Theile der Naturgeſchichte der Dunkelheiten und Verwirrungen ſo viel geworden, die ſich nothwendig auch je länger je mehr häufen müſſen, wenn ſich ein jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem erſten dem beſten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zweihundert Jahren, eiferte wider dieſe Unart: aber was half es? Seine Worte ſind der Beiſpiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, ſchreibt er,[2] viros alioquin doclos, in his rebus, quæ natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandaresios Granatos, Chrysolithos Citrinos, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt,

[1] Laet Libr. I. cap. 23.

[2] Præſ. Interpret. Gem.

wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darin auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella, nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bei dem Plinius ein und eben derſelbe Stein, einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beide ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide ſind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von den beiden ſagt er, daß ſie in Orthosia caute oder circa Orthosiam gefunden würden. Wenn alſo Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: ſo macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das iſt, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäſalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Trœzenius des Plinius, das iſt, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterſcheiden eben dieſe den Amandin von dem Almandin, welchen letztern ſie für den carbunculum alabandicum ausgeben, obſchon ohne im geringſten zu vermuthen, daß dieſer und die Lychnis ein und eben derſelbe Stein ſey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde ſie den Almandin und Amandin zu zwei verſchiedenen Steinen machen; beide Namen ſcheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verſtümmelte Alabandicus zu ſeyn. Dazu kömmt eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſprengter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten

des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin.[1] Kurz, die Weſen ſind hier ohne Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß ſelbſt Hill ſich dieſen chimäriſchen Unterſchied noch gefallen laſſen.[2]

Ich erinnere mich hier noch über einen andern ſeltſamen Namen eines Edelſteines den eigentlichen Aufſchluß bei dem Stella gefunden zu haben. Unſere Vorältern, wie Sie wiſſen, nannten einen Opal einen Wayſe, oder wie ſie es ſchrieben, Weſe, Wehſe, Weiſe. Woher dieſem Steine dieſer Name? Boot will, er habe ihn vermittelſt des Pæderos erhalten, eines Beinamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem ſchönſten Opal wegen ſeiner beſondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, ſchreibt Boot,[3] hæc gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehſe; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf ſein Wort glauben, daß Wayſe ehedem nur von Knaben gebraucht worden; warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigſtens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geſchlechts: wir ſagen, „dieſer Knabe iſt eine Waiſe, er ward ſehr jung zur Waiſe.“ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte, ob ſchon nicht bloß für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, wleche Waiſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen; das deutſche Waiſe iſt nichts als das überſetzte

[1] Parte III. cap. 1.

[2] Theophrastus's History of Stones, p. 44.

[3] Lib. II. cap. 46.

Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. [1] Hätte Boot bei dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Waiſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellt, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Friſchen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erklärt, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben beibringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beilegten, ſo hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzuſetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bei dem Gori, und er ohne Zweifel iſt es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

[1] Quænam hæc gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll, ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen.[1] Dieſer läugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt, „wir haben noch nie gehört, daß „man den Chalcedon einen Achat genannt." Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann ſagt:[2] „Der Achat wird von den mehrſten „Schriftſtellern, die von Edelſteinen geſchrieben haben, für „das Hauptgeſchlecht aller dieſer Steine ausgegeben, welche „wir in dieſem Abſchnitte beſchrieben haben." Und was hatte er in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, „im Anbruch glatte oder glänzende, halb durchſichtige und „undurchſichtige Edelſteine, die auch von einigen hornartige, „der Aehnlichkeit zufolge, genennt werden." Ja er ſetzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchſichtigen Steinen wird „der Chalcedon, der Carneol u. ſ. w. von undurchſichtigen der „Onyx für Achatarten angenommen." — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, viel wiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge theils läugnet, theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehrſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will.[3]

„Der Name, Achatonyx," fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, wie Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx

[1] St. 96 Jahr 1768.

[2] Abhandlung von Edelſteinen S. 85.

[3] Mineralſyſtem S. 132.

zu einem Geſchlechte gehören. Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monſtrum ſeyn.“ Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſofern Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nämlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings componiren laſſen, wie ich bei dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſofern, als Achat das Geſchlecht und Onyx die Art iſt, und alle Compoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Compoſita ſind. Gleichwohl möchte man ſich auch den Chalcedonyx verbitten; denn nicht einmal unſern Chalcedon kannten die Alten unter dieſem Namen, geſchweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx iſt jederzeit Chalcedon: nämlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, ſo heißt der Stein Onyx; aber wann und warum ſoll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmannen [1] den ganzen Unterſchied zwiſchen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freilich bloß willkürlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern zum Geſchlechtsnamen der edlern

[1] S. 71 und 80.

Hornſteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich,[1] weil der Achat nichts als eine Zuſammenſetzung mehrerer ſolcher an Farbe und Durchſichtigkeit verſchiedener Hornſteine ſey, gegen die er ſich gleichſam wie die Glockenſpeiſe zu den Ingredienzen derſelben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Meſſing oder Blei zu einer Art Glockenſpeiſe zu machen: eben ſo ungereimt ſey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag ſeyn, und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anſtatt des Achats, zum Geſchlechtsnamen aller dieſer Steine ausſondern. Soviel bleibt doch immer unſtreitig, daß ſie alle zu einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beider Beſtandtheile die nämlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten; denn er ſagt: „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müſſe er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.“ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und

[1] S. 86.

doch keine Onyxe ſind; aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bei Kennern Bänderjaſpis heißen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genannt werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch jetzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet. [1]

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtünde, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achat getrennt worden, in welchem er gewachſen. In dieſem Sinne kann ſich auch wohl der Naturaliſt dieſes Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in ſeinem Cabinete zu bemerken, ſo wie er noch tauſend ſolcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verſchiedener Körper anzudeuten. Aber dieſe Namen zu Benennungen beſonderer Arten machen, und von ihnen etwas ſagen,

[1] Theophraſt ſagt, daß das Weiße und Braune, aus welchem der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den Worten ſeines engliſchen Commentators bekräftigen. The Zones, ſagt Hill, are laid in prefect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

was ſich nur von eignen Arten ſagen läßt (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß ſich die Alten zu erhabenen Werken am häufigſten der Achatonyxe bedient), das iſt eine große Ungereimtheit, die ſich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geſtändniß der Unwiſſenheit entſchuldigen läßt.

Das nämliche gilt von dem Achatſardonyx und allen den Compoſitis, die ohne Beiſpiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert iſt daran ſehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatſardonyxe, ſondern auch Achatchalcedonier, Sapphirachate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von dieſen Namen in dem Sinne will verſtanden wiſſen, von dem ich geſagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten laſſen. Ich zweifle, ob er z. E. unter ſeinem Sapphirachat einen Sapphir verſteht, der an einen Achat angewachſen, oder nicht vielmehr einen etwas durchſichtigen Achat von der Farbe des Sapphir. Und dieſe Zweideutigkeit allein hätte ihn bewegen ſollen, dergleichen eigenmächtige Compoſita zu vermeiden.

Einundfunfzigſter Brief.

Sie wundern ſich, daß ich eines Jenaiſchen Recenſenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz ſelbſt dazu ſagt.

Ich habe lange bei mir angeſtanden, ob ich Sie davon unterhalten ſoll. Die Ränke ſchlechter Schriftſteller, wenn ſie ſich in die Enge getrieben fühlen, ſind Ihnen ja wohl ſchon aus andern Beiſpielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigſtens hier Original zu ſehen, hat er es bei den alten bewenden laſſen, die er jedoch treulich alle durch verſucht, ohne

ſich daran zu kehren, daß die letztern immer die erſtern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern geſehen hatte, gab er ſich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke genannt hätte.[1]

Was ich auf alles dieſes damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folgt.

Herr Klotz ſagt, „unſer Zwiſt intereſſire das Publicum wenig.“ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiſte anhören, und über alle erkennen, auch über die geringſchätzigſten, ſie mögen ihn

[1] Man ſehe den bündigen Aufſatz des Hrn. Klotz, im 135ſten Stücke des Hamburg. Correſp. vorigen Jahres (19. Auguſt 1768). Das Weſentlichſte von meiner nachſtehenden Antwort war dem 135ſten Stücke der Hamburgiſchen Neuen Zeitung eingeſchaltet (25. Auguſt 1768).

intereſſiren, oder nicht. Zudem, wer ſind denn die Schriftſteller? wer ſind wir beide, Hr. Klotz und ich, denn unter den Schriftſtellern, daß wir das Publicum zu intereſſiren verlangen können? Alle Leſer, auf die wir rechnen dürfen, ſind hier und da, und dann und wann, irgend ein ſtudirter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er ſich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erholen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individuen haben wir die Impertinenz, das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind: ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden.“ Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch ſollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bei Herr Klotzen weder eine Kunſt noch eine Wiſſenſchaft iſt.

Herr Klotz ſpricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen. Wenn die Beſcheidenheit darin beſteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiſt, ohne einen Bückling dazu zu machen: ſo mag ſeine Beſcheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Beſcheidenheit eines Gelehrten beſtehe in etwas ganz anderm: ſie beſtehe nämlich darin, daß er genau die Schranken ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geiſtes kennt, innerhalb welchen er ſich zu halten hat; daß er für jeden Schriftſteller ſo viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widerſprechen, als bis er ihn verſtanden; daß er

nicht verlangt, der mißverſtandene Schriftſteller ſolle es bei ſeinem Widerſpruche bewenden laſſen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beſchuldigt, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er ſich ſelbſt zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiverſirt, nicht in einem ſauerſüßen Tone, mit einer ſchnöden Miene, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Publicum intereſſire dergleichen nicht, er ſehe nicht ein, was für Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben könnten! u. ſ. w.

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Klotz, daß ich niemanden in der Welt beleidigen wollte —“

Beleidigen! vorſätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorſätzlich eine unangenehme Stunde machen, das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit ſelbſt bekennt.[1] Aber iſt denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben ſo viel, als einen beleidigen?

„Dieſes Bewußtſeyn, ſagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am wenigſten Hrn. Leſſings Zorn zu befürchten.“ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Hr. Geheimderath haben mich zum beſten!

Und ſeine Leſer ein wenig mit zugleich. Denn nun ſoll ich es für gut befunden haben, Hr. Klotzen im Angeſichte des Publicum zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß

[1] Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

für gut befunden, mich ſeinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Urſache, weil ſie mich leider nie belehrten. Und geſchahen dieſe Belehrungen nicht auch im Angeſichte des Publicum? oder geſchieht das nicht im Angeſichte des Publicum, was Herr Klotz in ſeinen Schriften thut? Es könnte ſeyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgeſetzt iſt, die Meinung eines andern nicht zu faſſen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftſteller iſt, könnte er ſich Zeit nehmen, ſie zu faſſen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieſer ehrliche Schriftſteller?

Sehen Sie nur; ſelbſt da verſteht mich Hr. Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verſtanden habe. Er ſagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon Schuld, daß er die homeriſche Epiſode vom Therſites um deßwillen tadle, weil Therſites eine häßliche Perſon ſey; dieſes ſey ihm nie eingefallen; er habe ihn deßwegen weggewünſcht, weil er eine lächerliche Perſon ſey, und durch ſeine Gegenwart die feierliche Harmonie des epiſchen Gedichts zerſtöre."

O ich habe ihn alſo recht gut verſtanden; denn ich habe ihn gerade ſo verſtanden, wie er ſich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Urſache, warum Hr. Klotz den Therſites aus dem Homer wegwünſcht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieſer Urſache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poeſie Häßlichkeit zu ſeyn aufhöre, und entweder lächerlich oder ſchrecklich werde?

Vielmehr, wenn Therſites in dem Homer bloß eine häßliche Perſon wäre, ſo hätte Herr Klotz nach meiner Meinung ſehr Recht, ihn wegzuwünſchen. Aber er iſt nicht ſowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieſer Urſache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünſcht, ſage ich, daß er bleiben muß.

Die feierliche Harmonie des epiſchen Gedichts iſt eine Grille. Euſtathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren ſich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte, ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht, ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Hr. Klotzen jetzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er ſchon damals die deutſche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich ſehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Luſt hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf dieſe Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erſchien ein zweiter Aufſatz von ihm in dem nämlichen Correſpondenten.[1] Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweiſenden Miene nicht ganz gethan ſeyn dürfte; er ließ ſich alſo auf die Rechtfertigung ſeines Tadels ein, und hören Sie doch, was er dieſem Tadel überhaupt für eine Beſchönigung giebt! „Wenn Hr. Leſſing, lauten die Worte, über die Zweifel, die ich gegen ſeinen

[1] St. 154. 55 vor. Jahr (24. und 27. September 1768).

Laokoon auf die beſcheidenſte Art gemacht habe, mir ſo deutlich ſeinen Unwillen bezeugt, ſo kann mich dieſes nicht anders, als ſehr befremden. Hr. Leſſing verlangte in einem Briefe vom 9. Juni 1766 meine Widerſprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in ſo gefälligen und höflichen Ausdrücken ſein Verlangen über mein Urtheil von ſeinem Laokoon, daß ich es ſogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu ſagen. Ich habe auch dieſes, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Leſſing erwies, gemäß war. Es war mir bloß um die Liebe zur Wahrheit zu thun; nie habe ich den Willen gehabt, etwan Fehler aufzuſuchen, und dadurch Hrn. Leſſing beſchwerlich zu werden. Wäre dieſes meine Abſicht geweſen, ſo würde ich gewiß ſeine Hypotheſe vom Borgheſiſchen Fechter zuerſt angegriffen haben. Ehe noch in den Götting'ſchen Anzeigen (1768 S. 176) dieſe Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. Leſſing zwei Statuen mit einander verwechſelt habe. Denn die Stellung des Fechters (ſ. Villa Borghese S. 217) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beigelegt werden."

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis jetzt ſo freundſchaftlich verſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt.[1] Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Götting'ſche Gelehrte, meine Verwechſelung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat, ſo mache er

[1] Brf. 36.

ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin dieſe Verwechſelung geſchehen; es liegt ſeiner Ehre daran, dieſes zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: ſo war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, ſondern der plagiariſche Nachbeter, der bei allem ſeinen Nachbeten immer noch ſelbſt geleſen, ſelbſt gedacht haben will. Er merke aber wohl, es iſt von der Verwechſelung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den beſondern Rechtfertigungen ſeines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er beſteht auf ſeinem Tadel, und ich ſchweige. Mich ſelbſt wiederholen, iſt mir noch eckelhafter, als es dem Leſer ſeyn würde; neue Erläuterungen aber, ſehe ich nicht hinzu zu ſetzen. Das letzte Wort will ich ihm gern laſſen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht laſſen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um ſein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift von mir? Sie ſollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erſte Theil dieſer Briefe erſchienen; und kaum war er erſchienen, ſo war er auch ſchon in dem ſiebenten Stücke der deutſchen Bibliothek des Herrn Klotz — wie ſoll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 geleſen haben, oder geſchwind noch leſen müſſen?

Zweiundfunfzigſter Brief.

Herr Klotz ſah, daß ich es nicht bei der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſah, daß ich ihm den Krieg in ſein eigenes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem

Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe ſange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9. Juni 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9. Juni nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9. Mai war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthigt, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beiſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen, ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter Herr, Sie in meinem zarteſten Alter bei meinem Vater in Biſchofswerde geſehen zu haben, wohin Sie ein gewiſſer Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich meinen Freunden ſagen kann, daß ich

Sie von Perſon zu kennen das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundſchaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig ſcheinen möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer zu ſeyn, und daß vielleicht wenige Sie ſo zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten geliebt haben, als ich."

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es ſchuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwiſſenheit herrſcht und wo ich nur verdrießliche Geſchäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geſtändniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin ſo frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, ſolche in den Actis litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue es um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht ſchon in Ihrem Buche geleſen, das ich zuvor nicht wußte!"

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es ſind mir verſchiedene geſchnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entſtanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthæi Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiæ 1577), wo es im 2. Thle. S. 132 ſteht, mir gleichfalls angemerkt. Nun ſehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen ſind."

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der Griechiſchen Muſe es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzuſetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen

ſey. Ich habe einen Theil dieſer kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter jetzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber iſt zu frei, als daß er wenigſtens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Verſicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu ſeyn. Unterdeſſen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9. Mai 1766. gehorſamſter Diener

Klotz.

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſittetſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben; ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Hr. Klotz verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn: von mir als Schriftſteller, verſteht ſich, und Hr. Klotz war auch Schriftſteller. Hr. Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem erſten dem beſten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen, und alſo auch dieſes Compliment kann ich ihm in aller Demuth zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz iſt nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will dieſen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich ihm ſodann erlauben werde, mir ſie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht

erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu ſchreiben pflegt! Alſo nicht bloß erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigſtens verſichern, mich darauf zu freuen.

Allein dieſe Verſicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Luſt hätte, mir darauf zu antworten — iſt dieſe Verſicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerſt anbietet, willkommen ſeyn werden, iſt dieſe Verſicherung eine eigentliche von mir herſtammende Bitte, um dieſes Urtheil, um dieſe Anmerkungen und Zweifel? Kann man ſagen, daß ich ihn um das erſucht habe, was ich von ihm anzunehmen mich nicht weigern durfte? Gleichwohl ſagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er ſich unterſtehen, es mit meinen eigenen Worten beweiſen zu wollen.

Meine eigene Worte ſollen dieſe geweſen ſeyn: „Ich verſpreche meinem Laokoon wenige Leſer, und ich weiß, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen, ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey bloß in der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffener Mann erſt gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelbſt entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr

ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.“

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart; es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte, und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchließe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es bloß; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können oder zu dürfen glauben. Die mehrſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen,

daſs ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu ſchreiben. Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide für mich und meines gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammle, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem Capitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann. —

Dreiundfunfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich den Hrn. Klotz um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereizt hielte, oder mußte

es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten erſchien das Stück von den Actis litt., [1] in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweiten Schreiben ſelbſt zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen, ſo mag dieſem Publicum nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein wertheſter Herr, gewartet, und mit dieſer Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Profeſſoramt bei ſich führt, verſüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hauſen, die Nachricht, daß Sie in Berlin ſind. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Oſtern meinem Verlangen werde ein Genüge leiſten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warſchauer Antrage verſprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde."

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu ſchreiben, was ich bei dem Leſen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich mich derſelben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte erlaubt dem andern gern ſeine ſchwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen,

[1] Voluminis III. Pars III.

und wenn er auch gleich einſieht, daß er ihn nicht erreicht, ſo verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen ſeines guten Willens. Dieſer Gedanke verſpricht mir eine freundſchaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen."

„Es war mir genug, daß Herr Hauſen mir ſagte, daß einige Berliniſche Gelehrte ſich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welthiſtorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umſtände, in welchen ich mich befand, da ſie mir angetragen wurde, nöthigten mich eine Sache zu unternehmen, bei der ich bloß den Fleiß eines Taglöhners anzuwenden brauchte. Allein, ſchon der Wink eines einſichtsvollen Kunſtrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunſt der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgültig ſeyn kann."

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und andern Vorrath mich in den Stand zu ſetzen, ein Buch von der alten Steinſchneiderkunſt zu verfertigen, wozu ich den Plan ſeit einigen Jahren gemacht, und an deſſen Ausführung mich die allhier herrſchende Barbarei und der Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu ſeyn Ihr

Halle, den 11. Oct. gehorſamſter Diener
1766. Klotz.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller Freundſchaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erſt, die dabei lag! Das nenne ich eine Recenſion! Das iſt ein Mann, der zu loben verſteht! O, wie ſchwoll mir mein Herz! Nun wußte

ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Muſen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erſt lieb! Denn es war dem Herrn Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf dieſen Brief und auf dieſe Recenſion dem allerliebſten Verfaſſer nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich erſuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieſes ſein zweites Schreiben, auf dieſe ſeine Recenſion, drucken zu laſſen. Sie wird mich freilich jetzt beſchämen, wenn ſie ſo ausgefallen iſt, wie ich glauben muß, daß er ſie erwartet hat. Aber er ſchone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt ſeyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum geſpielt zu haben?

Vierundfunfzigſter Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, iſt, daß ich dem Herrn Klotz auf ſein zweites Schreiben, auf ſeine Recenſion — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten ſoll. Ich hatte an ſeinem zweiten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach ſich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erſt bei dem dritten oder bei dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich

doch einmal müſſen: und ich denke, je früher eine ſolche Unhöflichkeit erfolgt, deſto kleiner iſt ſie.

Auf den erſten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Beſtande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig ſo an, als ich ihn zu finden wünſchte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil ſich endlich findet, daß dieſer Unbekannte weder gut, noch Freund iſt? — Mit dem zweiten Briefe hingegen war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich ſchlechterdings gegen meine Ueberzeugung ſprechen müſſen, und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillſchweigen befürchten durfte, von welchem er ſich noch immer eine Urſache denken konnte, wie ſie ſeiner Eitelkeit am wenigſten auffiel.

Und zwar hatte dieſe Alternative, gegen Herrn Klotzen entweder den Schmeichler zu ſpielen, oder ihm unangenehme Dinge zu ſagen, einen doppelten Grund. Seine Lobſprüche waren mir äußerſt eckel, weil ſie äußerſt übertrieben waren, und ſeine Einwürfe fand ich höchſt nüchtern, ſo ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ein anderes iſt, einem Weihrauch ſtreuen, und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf ſchmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erſte thun wollen, aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeſchicklichkeit in Schwenkung des Rauchfaſſes iſt, aber ich habe dem ungeachtet die Beulen, und fühle ſie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geſchrieben, kitzelt mich freilich, ſelbſt von Ihnen zu vernehmen.

Es kitzelt mich freilich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutſchlands gezählt zu ſehen, denn wer will nicht ſeinem Vaterlande wenigſtens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln, denn ſehen Sie, ich muß mich ſchon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder iſt? Das müſſen Sie wohl denken, denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutſchlands nicht allein eine Stelle, Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie bloß ertheilen ſie mir; Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen, und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum Musæ tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken, ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Beſten zu haben: ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn, Sie preiſen die Felſenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verurſacht, geht bei Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo bedaure ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie ſind zuverläſſig gelehrter, als ich; aber Sie darum unter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen, das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben koſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weiß ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo was nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun, das

ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.“ —

Ueber den zweiten Punct hätte ich dem Herr Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind, oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectaneen haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſogar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es ſcheint nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheint nicht, daß ſie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle; Sie ſammeln noch, und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen; aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht; Sie halten ſich bei den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen; an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen, nur für die Gedanken

müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben; was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweist und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur ſo, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freimüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich: wozu dieſe Freimüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel, erſpare deiner Freimüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freimüthigkeit ſelbſt erſparſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünfundfunfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweite Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre."

So ſagt Hr. Klotz! „Damals," ſagt er,[1] „als ich noch an keine Deutſche Bibliothek gedacht, (als meine deutſche Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von ſeiner allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Meſſe verkaufte,)[2] ſtand ich bei Herr Nicolai und ſeinen Freunden

[1] S. 468.

[2] Hälliſche Zeitung 1768, St. 81.

noch in Gnaden. Aber ſobald ich mich an die Spitze der über den kritiſchen Despotismus Unzufriedenen ſtellte, ſo ſah man mich auch mit andern Augen an; dann ſchrieb der jüngere Herr Candidat Leſſing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine ſo ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Miniſters unterdrückt wurde; dann ergriff Hr. Magiſter Leſſing die Feder; dann ward ich ſelbſt in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beide ſollen bloß und allein wider den Herrn Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen, das Vergnügen gehabt habe; aber ſo eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaub ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Miniſters nicht kann ſeyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Miniſter, ſondern nur ein Geheimderath die Zeitungen cenſirt. Ein Geheimderath kann ja wohl einem andern Geheimdenrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben erſparen wollen, und ein empfindlicher Artikel iſt noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er dieſen ehrenrührigen Artikel ſelbſt geleſen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geſchrieben? Hat er ihn

nicht ſelbſt geleſen, weiß er dieſes nicht ganz gewiß: ſo denke er doch einen Augenblick nach, welche Grauſamkeit es iſt, einen jungen unbekannten Menſchen auf Gerathewohl der Welt damit zuerſt bekannt zu machen, daß man ihm nachſagt, er ſey fähig, ehrenrührige Dinge zu ſchreiben? Eine ſolche Beſchuldigung iſt ehrenrührig; und wenn ſie Herr Klotz nicht unwiderſprechlich erweiſen kann: ſo iſt Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie geſagt, ich will nur meine Thüre rein halten; und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht ſchon längſt hätte thun ſollen?

Dieſe nämlich: Herr Nicolai iſt mein Freund; aber mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu ſchaffen. Sie iſt bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachſen, und noch ſoll ich die Feder für ſie anſetzen. Da iſt nicht eine einzige Recenſion, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche ſich von mir herſchriebe! Da iſt kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wiſſentlich, den geringſten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewiſſe Pſalmen und Threnodieen, die ich noch leſen ſoll, anders angezeigt worden, als es ſich der Verfaſſer und deſſen Freunde verſehen hatten. Sogleich erſchien ein langes Sendſchreiben an mich,[1] in welchem ich auf die bitterſte und verächtlichſte Weiſe darüber zur Rede geſtellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündiſche, eſelhafte Kritik ſelbſt gemacht haben, oder nicht: ſo ſey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waſchen! Denn es ſey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmſten Mitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek ſey; es geſchehe doch unter meinem Namen, daß ein ſo entſetzlicher Menſch einem der größten Dichter unſerer Zeit ein ſo

[1] In Leipzig bei Hilſchern, 1768.

himmelſchreiendes Unrecht zufüge; ich müſſe alſo einem ſolchen Unweſen ſteuern, oder wenigſtens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringſte gelegen ſey, öffentlich meinen Abſcheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu ſteuern vermöge.

Wie man gewiſſe Dinge gerade deßwegen nicht thut, weil gewiſſe Leute behaupten, daß man ſie thun müſſe: ſo bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendſchreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müſſe, ſchlechterdings nichts. Dieſer Elende, dacht ich, der fähig iſt, einen bei ſich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem erſten, den er in die Augen faßt, an den Kopf zu werfen, — dieſer Elende mag von dir glauben was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nämliche Sprache wider mich führen hören. Selbſt in dieſem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Herrn Riedels aus der Hand, [1] in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwei Recenſionen die Parteilichkeit gar zu ſichtbar ſey; in der von den Reliquien und in der, welche die Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen betrifft.“ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, ſetzt er hinzu, und das Lob, welches ihm neulich Herr Leſſing ertheilte, machen einen Gegenſatz aus, bei welchem wir nicht wiſſen, was wir denken ſollen.“ Nicht wiſſen, was wir denken ſollen! Und warum denn nicht? Unſtreitig, weil Herr Riedel das ſimpelſte und natürlichſte nicht denken will! Oder wäre es das ſimpelſte und natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich

[1] Erfurtiſche gelehrte Zeitung, 45ſtes Stück.

an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwiſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

Doch Er und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Literaturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorgt, leiben und leben und den unerträglichſten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Despotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und Herr Klotz will ſich endlich an die Spitze derſelben geſtellt haben.

Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden wenigſtens nur in Abſicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und laſſe mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſeyn mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frei. Mücken können dazwiſchen hin ſchwärmen, aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft

ſchleudern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Herr Klotz mich zum geſchworenen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Eckel.

Sechsundfunfzigſter Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht ſoll ich doch nun einmal ſeyn.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu ſeyn ſcheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit ſehr kaltem Blute bin. Es iſt nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton geſtimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen hört. Es iſt der ruhigſte Vorbedacht, die langſamſte Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederſchreibe. Wo man ein ſpöttiſches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren ſey. Ich hatte nach meiner beſten Einſicht geurtheilt, daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal ſeyn? Was iſt er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateiniſches Büchelchen über das andere drucken laſſen.

Die erſten und meiſten dieſer Büchelchen ſollten Satyren ſeyn, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienſt der beſten war zuſammengeſtoppelte Gelehrſamkeit, Alltagswitz und Schulblümchen. Bei ſolchen Talenten konnte er ſeinen Beruf zum Journaliſten von Profeſſion nicht lange verkennen. Er ward es, doch auch nur erſt auf Latein. Man lernte aus ſeinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Geſicht bekomme; aber daß er über ein gutes Buch ſelbſt etwas Gutes zu ſagen wiſſe, davon ſollen uns dieſe Acta noch den erſten Beweis geben. Wovon ſie uns die häufigſten Beweiſe gaben, war der unglückliche Hang des Verfaſſers, in ſeine Urtheile die diffamirendſten Perſönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Herr Klotzens eigenem Geſtändniſſe, ſich in ſeinen erſten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in ſeinen letztern allmählig ſinkt, oder einen Wiſch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennt: was thut da Herr Klotz? Iſt es ihm genug, den Verfall dieſes Mannes anzumerken? die Nachläſſigkeiten deſſelben ins Licht zu ſtellen? über die anſcheinende Unwiſſenheit zu ſpotten? Iſt es ihm genug, auf die Zerſtreuungen von weitem anzuſpielen, aus welchen jene Nachläſſigkeiten vielleicht entſpringen? Zwar wäre auch dieſer Schritt ſchon viel zu vermeſſen, ſchon viel zu weit über die Gränze der Critik. Und doch wie unſchuldig wäre er gegen den, den ſich Herr Klotz erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie![1] Aber erſtaunen Sie, nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu machen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich

[1] Act. Litt. Vol. I'. P. IV. p. 465.

einbildet, alle Menſchen müßten, wie er,[1] lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach dieſen neueſten Schriften die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers ſchätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritiſchen Biedermannes! — erzählt er uns: „D. Conradi habe ſich ſeit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe ſeine Creditores, man verſteht nicht recht, ob betrogen? oder mit anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und ſich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müſſen."[2] — Abſcheulicher Recenſent, wer verlangt das zu wiſſen? Sag' uns, ob das Buch ſchlecht oder gut iſt, und von dem übrigen ſchweig! Auch wenn alles wahr iſt, ſchweig, denn die Gerechtigkeit hat

[1] Der ſich ruhig Fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen hört, erbittert ausruft: Arrêtez, s'il vous plaît; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma réputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais.

[2] Hier iſt die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis ſacile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipsiæ jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen sibi paraverat, at postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam coniiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut caluminæ causa scribimus, sed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo ſami ſamæque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

dir es nicht aufgetragen, ſolche Brandmale auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz dieſem Schandurthel die Buchſtaben F. S. A. unterſetzen laſſen, ohne Zweifel, um uns damit zu ſagen, daß er es nicht ſelbſt abgefaßt habe. Aber ſelbſt, oder nicht ſelbſt: es iſt darum nicht weniger ſein Werk. Denn der allgemeine Titel: Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder.

Dieſes und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend ſeyn müßte, auch den beſten Criticus der öffentlichen Verachtung ſo auszuſetzen, daß er ſich in ſeinem Leben nicht wieder unterſtünde, ſeine Stimme hören zu laſſen, gelang es Hr. Klotzen, ſich einen Anhang zu erſchimpfen, und einen noch größeren ſich zu erloben. Beſonders hatte er einen Schwarm junger aufſchießender Scribler ſich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichſten Mann ausposaunten, und ihn in eine ſolche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotiſchen Dampf verlor. In dieſer Betäubung wurde ihm das Reich der lateiniſchen Sprache zu enge, und er beſchloß, ſeine Eroberungen auch über das Reich der Deutſchen zu verbreiten. Die erſten Streifereien dahin wagte er in ein paar Werklein, die, höchſt arm an Gedanken und Sachen, mit deutſchen Worten, aber wahrlich nicht deutſch geſchrieben waren. Dennoch wurden auch dieſe bis in den Himmel erhoben; ihr Verfaſſer hieß in utroque Cæsar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernſte, daß alle dieſe Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall ſeiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobſprüche

kann man jedem gönnen, und wer ſich deren ſelbſt ertheilt, iſt damit beſtraft genug, daß er ſie ſchwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein ſo precario, ſo dolose berühmt gewordener Mann ſich mit dem ſtillen Beſitze ſeiner erſchlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwiſch, den man zum Meteor aufſteigen laſſen, nunmehr auch lieber ſengen und brennen möchte, wenigſtens überall um ſich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann ſich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, deſſen Umſtände es erlauben, iſt nicht verbunden, ſeinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben verſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſiebenundſiebzigſten male aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Hr. Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß ſeine Läuterungen deßfalls bei dem Publicum ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal, und welch ein Tribunal!

Er das Haupt! Er namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! — Wer iſt der Hr. Klotz, der ſich aufwirft über einen Klopſtock, und Moſes und Rammler und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer preußiſchen Veſtung begnügen, aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt: wer iſt der Hr. Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Hr. Klotz geſchrieben hat, und worauf ſich ſein Recht gründet, über ſolche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht dieſe Männer nehmen ihn wegen dieſes Rechts in Anſpruch, ſondern das Publicum. Die Nachſicht, die das

Publicum hierin gegen einen ungenannten kritiſchen Schriftſteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunſtrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publicum ſeyn, und ſo lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunſtrichter, der ſich nennt, will nicht eine Stimme des Publicum ſeyn, ſondern will das Publicum ſtimmen. Seine Urtheile ſollen nicht bloß durch ſich ſo viel Glück machen, als ſie machen können; ſie ſollen es zugleich mit durch ſeinen Namen machen; denn wozu ſonſt dieſer Name? Daher aber auch von unſerer Seite das Verlangen, dieſen Namen bewährt zu wiſſen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in dieſem Bezirke iſt! Jeder andere Name iſt noch mehr Betrug, als Beſtechung. Und wenn Hr. Klotz Staatsminiſter wäre, und wenn er der größte lateiniſche Styliſt, der erſte Philolog von Europa wäre, was geht uns das hier an? Hier wollen wir ſeine Verdienſte um die deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften kennen, und welche ſind die? Was hat unſere Sprache von ihm erhalten, worauf ſie gegen andere Sprachen ſtolz ſeyn könnte? Stolz? was ſie ſich nur nicht ſchämen dürfte, aufzuweiſen!

So ſteht es mit dem Haupte; wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz ſind. Sie wollen unbekannt ſeyn; und ich denke, ſie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wiſſen. Es mögen ſich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; ſie mögen Profeſſoren oder Studenten, Candidaten oder Paſtoren ſeyn; ſie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; ſie mögen von ihrer Schreiberei leben oder nicht; alles das iſt eines wie das andere. Nicht aus dem, was ſie ſind, laßt uns beurtheilen, was ſie ſchreiben, ſondern aus dem was ſie ſchreiben, laßt uns urtheilen, was ſie ſeyn ſollten.

Wahrlich, keiner von ihnen ſollte Profeſſor ſeyn, wenigſtens nicht Profeſſor in den ſchönen Wiſſenſchaften. Alle ſollten ſie noch Studenten, und fleißige, beſcheidene Studenten ſeyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringſten mehr Kenntniſſe, gründlichere Einſichten, als jeder angehende Student haben ſollte? Was iſt in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte ſchreiben können; nur ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlte? Welches iſt die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, ſie ſey ſo klein als ſie wolle, worüber einer von dieſen Großſprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäſcher ſind ſie alle; keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton; alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſeyn kann. Sie mögen ſich zum Theil darauf verſtehen, einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen; das müßte aber alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, ſollten ſie urtheilen wollen, denn es iſt ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich zu deutlich, daß ſie das getadelte Werk noch lange ſo gut nicht ſelbſt hervorgebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anſchlag kömmt, ſo iſt das eine Vermeſſenheit, von der ich nicht weiß, ob ſie lächerlicher oder ärgerlicher iſt. Was ſollen dieſe von ihnen lernen? Soll Klopſtock von ihnen etwa lernen, in ſeine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in ſeine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile ſind, ſo viel Schaden ſtiften ſie gleichwohl in einem Publicum, das ſich zum

größten Theile noch erſt bildet. Der ſchwächere Leſer kann ſich nicht entwehren, eine geringſchätzige Idee mit dem Namen ſolcher Männer zu verbinden, denen ſolche Stümper ſolche Armſeligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das ſtinkende Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruht der Geiſt ihres verſchwärzenden Herausgebers ſiebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunſtrichter, zur Mißbilligung und Verſpottung des Schriftſtellers die Züge von dem Menſchen, von dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klotzianiſmus heißen.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwägt.

Aber ſobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften deſſelben ſagen können; ſobald er ſich aus dieſer nähern Kenntniß des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient: ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunſtrichter zu ſeyn, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Geſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Pasquillant.

Dieſe Beſtimmung unerlaubter Perſönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, iſt unſtreitig die wahre, und nach ihr verlange ich, auf das ſtrengſte gerichtet zu ſeyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquariſchen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen ſein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den perſönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Styl, der oft mehr als blos ſatyriſch ſey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unſern Willen, an den Verfaſſer des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge.“ [1]

Perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos etc. Und doch, wo ſind ſie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und ſie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken laſſen, daß ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott iſt mir entfahren, der ſich auf mehr gründet, als auf Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit und Uebereilung, wie ſie in ſeinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweimal Geheimderath genannt, und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht ſelbſt mit dieſem Titel unter den Schriftſtellern aufgetreten wäre. Was weiß ich ſonſt von ſeiner Perſon? Was verlange ich von ihr zu wiſſen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeſchränkte Lob, welches ich Hrn. Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freilich auf den Hals ziehen. Aber nachher ſind alle Zudringlichkeiten von ſeiner Seite. Was ich dagegen gethan, ſind nichts als Abwehrungen; auf jetzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Styl, der oft mehr, als blos ſatyriſch iſt! — Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo bloß ſatyriſch iſt. Meinem Vorſatze nach, ſoll er allezeit mehr als ſatyriſch ſeyn. Und was ſoll er mehr ſeyn, als ſatyriſch? Treffend.

[1] Deutſche Bibl. ſiebentes Stück, S. 465.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herr Langen zu denken zwingt. — Nun denn? Aber zu weſſen Beſchämung wird dieſe erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz; von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache. —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht, und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht grob ſeyn. Hingegen zum Beſten der Mehrern freimüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſogar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushängen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Hr. Klotz iſt doch immer ſo höflich gegen Sie geweſen. Sogar ſeine Recenſion der antiquariſchen Briefe iſt noch ſo höflich!“

Noch ſo höflich? Der Bauernſtolz ſelbſt hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

Was will Herr Klotz, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieſer Recenſion Magiſter Leſſing nennt? Was ſonſt, als mir zu verſtehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwiſchen uns befeſtigt habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magiſter! — Was iſt denn Bauernſtolz, wenn das nicht Bauernſtolz iſt?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abſtand, der ſich zwiſchen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwiſchen einem Magiſter befindet, für ſo unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er ſey gerade nicht unermeßlicher als der Abſtand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetling ſchlecht, eine Spanne über den Dornenſtrauch erhaben, ſo verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß ſein König ihn aus einer andern Urſache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehrt, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere; und ſchlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

G. E. Lessing's gesammelte Werke

Bd.: 5

Leipzig 1841

Opp. 528 d-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604354-1